Georg Franz Kölschitzky.
Wiens Kundschafter während der türkischen Belagerung im Jahr 1683. und erster Kaffeewirth dieser Hauptstadt.

Romantiſche

Denkſteine;

oder

Schauſtücke, Glanzmomente und Curioſa

aus der Welt des Lebens und Wirkens, der Minne und Dichtung, der Sitten, Künſte und Erfindungen, des Heidenthums und Schriftweſens, ſo wie anderer Eigenthümlichkeiten

insonderheit des

Mittelalters und Ritterweſens, des Legenden- und Mährchenkreiſes.

Zu Luſt und Lehr; für Jung und Alt, Vornehm und Gering, Gelehrt und Ungelehrt dargebracht

von

A. F. Rittgräff.

Erſter Theil.

Mit einem Titelbilde.

Wien, 1823.
Bey Tendler und v. Manſtein.

1993. M52

Landes-
Bibliothek
Weimar

Kaiser Maximilian der Erste.

Sein Character, seine Verdienste um Reich, Wissenschaft, Kunst, seine Abenteuer ꝛc.

Maximilian der erste, (geboren 1459) war unstreitig einer der ruhmwürdigsten Kaiser (1493 — 1519) Er legte den Grund zu der Größe der Oesterreichischen Monarchie; seine Regierung war der glänzendste Zeitpunkt in der deutschen Geschichte. Zu seiner Zeit fing das Europäische Staatensystem an, die Gestalt zu gewinnen, welche sich dreihundert Jahre hindurch immer weiter ausbildete; und die ganze Europäische Welt schien sich in jeder Rücksicht verändern zu wollen. In Frankreich legte Ludwig XI. den Grund zu der absoluten Gewalt seiner Nachfolger; in Spanien hatte Ferdinand von Arragon alle dortigen Königreiche mit einander verbunden, und fing an, durch Macht und Reichthum, und mehr noch durch eine Politik, die sich über alle Moral wegsetzte, sein Haus für das ganze südliche Europa furchtbar zu ma-

chen. Portugall hatte unter König Emanuel sein goldenes Zeitalter. Die Schweizerischen Eidgenossen waren auf dem höchsten Gipfel ihrer Macht und ihres Ruhmes. Christiern besaß alle drey Nordischen Reiche. Von Orient her bedrohte die noch immer siegende Türkische Macht, das ganze östliche Europa. Unsägliche Reichthümer flossen aus Ost- und Westindien in unsern Welttheil zusammen, und bereiteten eine völlige Revolution der Sitten und Lebensweise, so wie die kurz vorher erfundene, und nun mit allem Eifer betriebene Buchdruckerkunst und die wiederauflebende classische Literatur eine eben solche in den religiösen und politischen Meinungen der Menschen. Zu Deutschlands Flor trug Maximilian durch Errichtung des Landfriedens und des Kammergerichtes und die Eintheilung des Reiches zuerst in sechs, hernach in zehen Kreise mächtig bey, indem er dadurch den verheerenden, Handel und Kultur zerstörenden Befehdungen ein Ende machte. Mit Recht heißt es auf seinem prächtigen Mausoleum zu Innsbruk: „sub hujus „felici imperio inclita Germania, dulcissima „ipsius patria, tum armis quam literarum „studiis, plus quam antehac florere, caputque „super alias nationes extollere coepit." *)

*) „Unter seiner glücklichen Regierung fing das berühmte Germanien, sein theures Vaterland an, durch Waffen und durch Wissenschaften, mehr als noch niemals vorher, zu blühen, und sein Haupt über alle andere Nationen empor zu heben."

Zudem wurde seine Regierung durch mancherley nützliche Erfindungen, und durch einen von dem edelsten Enthusiasmus erzeugten Flor der Künste und Wissenschaften verherrlicht. Da lebten in Deutschland ein Gabriel Biel, Johann Tritheim, Wimpfelnig, Maucler, Rudolph Agricola, Heinrich Bebel, Christoph v. Stadion, Johann von Dalberg, Johann Geiler, Sebastian Brand, Melchior Pfinzing, Johann Reuchlin, Lichtenberg, Aventin, Cuspinian, Peutinger, Pirnheymer, Albrecht Dürer, Hanns Burgmaier u. a. Weit entfernt, wissenschaftliche Aufklärung als eine Feindinn der öffentlichen Ruhe unterdrücken zu wollen, benützte er sie vielmehr zum Glanz und Glück seines Reiches, und verachtete nur solche Wissenschaften, die nach seiner richtigen Einsicht die Geister mehr verwirren und vom gesunden Verstand ableiten, als ihn in der richtigen Schätzung der Dinge zurechte setzen, und auf das wahrhaft Nützliche leiten.

Er zog die Gelehrten hervor, wo er von einem hörte, der sich in seinem Fach wirklich auszeichnete, ohne Rücksicht auf ihre hohe oder niedere Geburt. „Billig ziehe ich diejenigen vor, pflegte er zu sagen, welche die Natur vorgezogen hat *).“ Dem Konrad

*) Und als ihm einst die Hofleute darüber Vorwürfe machten, antwortete er: „ich muß wohl brauchen

Celtes, dem größten deutschen Genie derselbigen Zeit, hatte Friedrich der III. im Jahr 1491 eigenhändig den Dichterkranz aufgesetzt; Maximilian ertheilte ihm das Privilegium, andere Dichter, die er dessen für würdig hielt, zu belohnen. Auf den Reichstagen wurden die Gelehrten rühmlich unterschieden. Sie durften auf den zu Freyburg 1498 Gold auf ihren Mützen und Wämsern tragen, der niedere Adel hingegen nur Silber. An seinem Hofe versammelten sich die besten Köpfe; er nannte sie seine Freunde und Lehrer, brachte seine müssigen Stunden am liebsten in ihrem Umgange zu, und trug ihnen die wichtigsten Geschäfte auf. Daß die Gelehrten auch zu Gesandtschaften und andern Staatsgeschäften gebraucht wurden, und die lateinische Sprache die Staatssprache war, beförderte die classische Gelehrsamkeit ungemein. Der Adel fing von da an, die Wissenschaften für seine vorzüglichste Zierde zu halten, und die Gelehrten selbst wurden zum Eifer, sich vornehmlich in praktischen Kentnissen zu vervollkommen, ermuntert, um zu jenen Geschäften auch wirklich brauchbar zu seyn.

Ihm selbst blieb kein Theil der Wissenschaften fremd, dem vortrefflichen Abt Tritheim legte er einst Fragen über die Theologie vor, die einen freyen Blick aufs Wesentliche und einen gesunden Sinn

---

„die es können, weil ich andere hiezu entweder zu „faul oder untüchtig finde."

verrathen, und deren Beantwortung auch in unsern Zeiten viele geschickte Männer beschäftigt hat. Nur die Schulphilosophie, welche wie Peter Engelbrecht sie ihn lehrte, verachtete er als eine unnütze Kunst. Auch den Juristen war er nicht gut, „weil sie so oft ihre Vernunft unter den blinden Glauben an die Lehrsätze ihrer Meister gefangen nähmen, und über dem Buchstaben des Gesetzes den Geist desselben und die natürliche Billigkeit aus den Augen setzten."

Nebst den mathematischen Wissenschaften, sofern sie besonders die Kriegskunst erläutern, und der Astronomie *), liebte er vorzüglich die Geschichte. Er ließ durch einige Gelehrte in einer Menge Deutscher, Niederländischer, sogar Italienischer und Französischer Klöster alte Chroniken, Urkunden, Münzen, Inschriften, und Grabschriften aufsuchen und copiren, die zur Erläuterung der deutschen Geschichte, besonders der seines Hauses, dienen konnten, und erweckte dadurch unter den deutschen Gelehrten einen patriotischen Eifer in Erforschung der vaterländischen Alterthümer und Geschichten. Dem wackern Bilibald Pirkheimer, Senator zu Nürnberg, der ihm 1515 seine lateinische Übersetzung von Lucians Schrift de ratione scribendi historiae zueignete,

*) Er schrieb auch ein Buch von der Natur einiger Thiere, wo manche seltene Bemerkung vorkommen soll; und kannte die Kunstgriffe der meisten Handwerker. Gerh. de Roo Annal. Austr. (1591) p. 316.

dankte er in einem Schreiben, worin er sagt: „daß die Geschichtschreiber ihm für diese Arbeit vielen Dank wissen würden, indem sie nun festere Schritte in ihrer Kunst thun könnten. Jamque nos, si quid perpetuitate dignum gerimus, sub Luciani tui lege a summi ingenii viris descriptum, fidem apud posteros consecuturum non desperamus. Idque totum vigiliis tuis adscribimus.“ *) —

Von seinem Eifer für die Aufklärung der Geschichte und seiner richtigen Einsicht in den wahren Werth und die Würde derselben zeugt noch ein anderer Brief an Pirkheimer, worin er ihm meldet (1514) „daß Johann Cuspinianus (sein Rath und Leibarzt) in der Königl. Hungarischen Bibliothek das Buch des Johannes Monnachus gefunden habe, welcher die Geschichte des Griechischen Reiches bis auf Justinus den jüngern vortrefflich beschrieben haben soll. Diese Geschichte sey uns Lateinern sehr wenig bekannt, und drohe zugleich mit dem unglücklichen Reiche unterzugehen. Von Jugend an, habe er Maximilian, vorzüglich darauf gedacht und sich Mühe gegeben, dieses Reich von

*) „Auch wir, wenn wir etwas des Andenkens Würdiges verrichtet haben, verzweifeln nicht, wenn geistvolle Männer nach der Vorschrift deines Lucians dasselbe beschreiben, daß es nicht bey der Nachwelt Glauben finden werde. Und das haben wir blos deinem Nachtwachen zu verdanken.“ Pirkheimeri opera, ex edit. Goldasti, (Francof. 1610. Fol.) 2. p. 52.

den Ungläubigen wiederum zu erobern, welches ihm aber aus verschiedenen Ursachen seither nicht gelungen. Indessen wolle er wenigstens das Andenken so vieler tapferer und um die Christenheit wohlverdienter Kaiser vor der Vergessenheit retten, und beschließe deswegen jene Chronik herausgeben und übersetzen zu lassen. Vermöge er es nicht, so erwarte vielleicht jene glorwürdige That der Wiederherstellung der christlichen Republik einen seiner Nachfolger. Er trägt die Herausgabe dieser Chronik dem Pirkheimer auf.

Die Genealogie seines und anderer fürstlichen Häuser, die damals noch größtentheils verworren und unbekannt war, liebte er ebenfalls. Man erzählt, es habe ihm Einer versprochen, sein Geschlechtsregister bis auf den Noah zurück zu führen; sein Hofnarr habe ihn aber gewarnt, er möchte das bleiben lassen, denn so würde sich's zeigen, daß der Kaiser mit ihm und andern Narren verwandt sey, indem sie alle aus der Arche herkämen.

Mehrere Sprachen redete er fertig, besonders die Lateinische, in welcher er sich mit fremden Gesandten unterredete. Auf dem Triumphwagen, welchen Pirkheimer und Johann Stabius erfanden und Albrecht Dürer 1522 in Holz ausschnitt, steht unter andern der Vers:

„Sibnerley Sprachen sind ihm bekannt.
Denn wo er kommt in fremde Land,
Redt er mit mancher Nation,
Die man sah etwa bei ihm stohn" u. s. f.

Von der Musik und Poesie war er ein großer Liebhaber. In der Kriegswissenschaft, vorzüglich Artillerie, machte er verschiedene Erfindungen. In der reichen Schatzkammer auf dem Schloße Ambras bey Inspruck (jetzt in Wien) lag unter andern ein Buch, wo jedes seiner großen Stücke mit Namen aufgezeichnet, abgemahlt, und mit einem Vers beehrt ist. So lieb waren sie ihm! Er selbst schoß meisterhaft mit großem und kleinem Geschütz. Als er noch zu Freyburg die größte Nürnbergische Kanone abschoß, und an Geschicklichkeit alle Artilleristen übertraf, so benützten die Nürnberger seine gute Laune, sich über eine Menge Verleumdungen vor ihm zu rechtfertigen, welche man ihm wider sie hinterbracht hatte, und sie hatten den erwünschten Erfolg.

Hauptsächlich glänzte er in ritterlichen Übungen wo seine Kühnheit oft Verwegenheit wurde. Sebastian Frank zählt und beschreibt in seiner deutschen Chronik, außer „eilf Gefährlichkeiten, die er „in seiner unbesonnenen Jugend aus Fürwitz und „Muthwill mehr denn mit Vernunft gewagt und „bestanden" — noch 67 kühne Heldenthaten und Abenteuer, „so er als Mann wohlbedacht angefangen und „ausgeführt hat." Unglaublich viel Gefahren zu Wasser und zu Land, mit wilden Thieren, in Schlachten, Gefechten, Turnieren und anderen Abenteuern, die er zum Theil nicht suchte, trafen von Jugend an auf ihn, als wollte der Unfall (wie er im Theuerdank heißt) oder ein feindlicher Genius den Muth und Verstand des Hel-

den unaufhörlich auf die Probe setzen. Bey Salins in Burgund schlug er einmal mit 500 leicht bewaffneten Landsknechten 6000 Französische Cuiraſſiers aus dem Felde; wobey Frank ein altes Kriegssprichwort anführt: „Es ist erschrecklicher ein Haufe von Hirschen „wo ein Löw — denn ein Haufe von Löwen, wo ein „Hirsch Hauptmann ist.“ In München rieß er als Jüngling einen sechsjährigen Löwen das Maul auf und zog ihm die Zunge heraus. Auf einem hohen Thurm in Tyrol stellte er sich zu oberst auf den Kranz oder Umgang desselben, und maß mit den Füßen abwechselnd, anderthalb Schuh in die Luft hinaus u. a. m. „Als Maximilian zu guten Alter kommen „(sagt Frank) und der freudigen Jugend Schuh ein „wenig zertreten, gedacht' er Gott nicht weiter zu „versuchen, noch in solch unnöthig muthwillig Ge„fährlichkeit zu begeben; Gott wäre genug versucht; „darum gab er sich fort an auf ernstliche tapfere Hand„lungen, daraus ihm vom Neid große Gefahr ward „zugerichtet, und Tag und Nacht nach dem Leben „gestellt: denn solch Sieg und Ruhm der Neidhart „nicht sehen noch leiden kann.“

Melchior Pfinzing, Probst zu S. Sebald in Nürnberg, beschrieb 1517 diese Heldenthaten, „die er den meisten Theil selbst gesehen, oder von „glaubwürdigen Personen, die gegenwärtig waren; „gehört:“ in einem Gedichte der Thewrdank genennet. Es erschien 1517 und 1519. Buccard Waldis gab ihn 1553 vermehrt und, wie er glaubte, verbessert

zum zweitenmal heraus, „weil die alten Reimen et„was schwerlich daher geben, welches man aber der „Zeit zu gut halten muß: denn die deutsche Sprach „wie allen bewußt, sich in 50 Jahren gar stattlich „und wohl gebessert hat.“ Der Originaltext litt aber viel dabey. Da in dem Gedicht anstatt der wahren Nahmen lauter allegorische vorkommen; Theuerdank, für Maximilian; Rubmreich, Herzog Karl von Burgund; Ehrenhold, das Gerücht; für Wittich, das jugendliche Alter u. s. f. so ist es in Rücksicht auf die eigentliche Geschichte sehr unverständlich. Frank erklärte sie in der angeführten Chronik, indem er die eigentliche Geschichte erzählt.

Maximilians Charakter war eben so edel, freundlich, human und herablassend, als heldenmüthig. Eine Hoheit strahlte aus seinen Blicken, daß Fremde, die ihn noch nie gesehen hätten, unter dreißig umstehenden Fürsten, ihn sogleich als den Kaiser erkannten. Sein Umgang wurde durch viele eingestreute Scherze und kluge Sprichwörter überaus angenehm.

Hieron. Rorarius päpstlicher Nuntius am Hof König Ferdinands von Hungarn, der den Kaiser persönlich gekannt hatte, hat in seinem bekannten Buch*) von der Vernunft eine schöne Stelle zu seinem Lob. „Ich kannte keinen so freundlichen, gütigen

*) Quod animalia bruta ratione utantur melius homine; geschrieben 1547. (Amst. 1666. 12. lib. I. p. 44. sqq.)

„und klugen Fürsten wie er war, der immer etwas neues zu wissen und zu lernen begehrte. Sein Andenken ist mir unvergeßlich. Er liebte die Jagd, aber nicht blos um des Jagens willen, sondern weil sie Gelegenheit gab, daß die allgemeinsten Leute, welchen er besonders dienen zu können wünschte, freien Zutritt zu ihm finden konnten. Dabey mußte ihn beständig sein Schreiber begleiten. Oft sagte er mir und meines gleichen, wenn wir bey ihm waren, wir möchten den Hut aufsetzen, um nicht von Wind oder der Sonne beschwert zu werden. Fürsten hingegen forderte er nicht dazu auf, da diese es vielleicht nicht der wahren Ursache, seiner Freundlichkeit, sondern ihren Rang und ihrer Würde zugeschrieben hätten. Auf seinen Reisen ging er am liebsten in schlechte Dörfer oder kleine Schlösser, theils um ihnen von Nutzen, theils um hier von allzuhäufigen Besuchen befreyt zu seyn. Ausländische Fremde entließ er niemals ohne Geschenke, welche die Kosten ihrer Hin- und Herreise zu ihm bezahlten. Nie kann ich genug sein majestätsches Ansehen, und den herrlichen Wuchs seines Körpers loben, nie genug seine militärischen Kenntnisse, seine Rittertugenden, und seinen hohen Verstand, wodurch er seinen Enkeln eine Herrschaft erwarb, die ganz Europa furchtbar geworden*)".

---

*) Franciscus Calorus schrieb unter dem Titel: Maximiliana Caesareaque Corona eine Lobrede auf den Kaiser, die er auch vor ihm gehalten zu haben

Seine Gutthätigkeit war die Ursache, daß er oft in dringendste Geldnoth gerieth, und wichtige Unternehmungen nicht anfangen oder nicht ausführen konnte. „Er sey Kaiser über Land und Leute, sagte er, nicht über Geld und Gut, welches seine Verehrer gewöhnlich zu seinen Sclaven mache.“ Als er sich einst in dieser Noth befand, so rieth ihm sein Hofnarr Kunz von der Rosen*), er solle ein Schreiber (d. i. ein Amtmann) werden; dann werde er bald Geld genug haben; womit er auf die Betrügereien seiner Amtsleute anspielte, „denn das sondere (fügt Frank hinzu) die Oesterreichischen Herzoge an sich haben, daß sie sich fürstlich lassen genießen, so daß sich allezeit gut bey ihnen zu wärmen gewesen ist.“

Marx Treizsauerwein sagt von ihm (im Weißkunig): „Keine Widerwärtigkeit, keine Feind-

---

scheint (Er stand zwanzig Jahre als Kapellan in seinem Dienste). Sie hat einzig als Probe des sonderbaren Witzes damaliger Redner einiges Interesse. Die zwölf Buchstaben Maximilianus deutet er auf zwölf Edelsteine, von denen jeder sich mit einem dieser Buchstaben anfängt, und von den Tugenden dieser Edelsteine allegorisirt er auf die Tugenden des Kaisers. Maximilianus selbst kannte einen bessern Geschmack, und besaß ihn selbst.

*) Von diesen Kunz werden in Fuggers und von Birken Ehrenspiegel des Hauses Oestr. S. 1356 einige lustige Schwänke erzählt, auch in Frankens Chronik, l. c.

schaft habe ihn ungeduldig machen können, äusserlich wenigstens habe er nie kein Zeichen davon gegeben; nie geflucht; niemand übel geredet; wenn man böse an ihm gehandelt, gelächelt und barmherzig dazu geredet, und es menschlicher Unverständigkeit zugeschrieben; daher er oft ins Angesicht Schmähworte hören müssen, die er vorbeigehen lassen. Er sey demüthig gegen alle Menschen gewesen. Unüberwindlich habe er mit dem Glücke gekämpft." Seiner Pflicht zu leben, das war sein Gesetz, des Vergnügens achtete und genoß er wenig, das andere Fürsten sich erlauben.

Geübt in Glück und Unglück lernte er in beyden standhaft seyn, und blieb seinem Wahlspruch treu: „Halt Maaß in allen Dingen, und bedenk' das Ende!" — Nach einer gegen die Schweitzer verlornen Schlacht, schloß er sich zu Lindau einen ganzen Tag in sein Zimmer ein, kam dann heiter wieder heraus, unterhielt sich am Fenster mit einigen Freunden über die Natur der Sterne, und war von da an wieder so vergnügt und munter als vorher.

Seine Thaten und Regierungsgeschichte gedachte er selbst, und zwar Lateinisch zu beschreiben, er sagte es einst dem Pirkheimer, als er mit ihm zu Wasser von Lindau nach Costanz fuhr, und eben seinem Schreiber die Geschichte eines Jahres sehr umständlich und mit seinem dabei gehabten Planen (consiliis)

dictirte *). Pirkheimer wollte beiseite gehen, der Kaiser hieß ihn aber bleiben. Am Abende befahl er, daß man Pk. das Dictirte vorlesen sollte, fragte ihn: „wie gefällt Euch das Reuterlatein?" und sagte ihm ferner, er gedenke seine Geschichte nur kurz zu beschreiben, damit seine künftigen Geschichtschreiber etwas Gewisses von ihm selbst erführen. Pirkheimern mochte er ungemein wohl leiden, und der vortreffliche gelehrte Mann verdiente allerdings die Freundschaft seines Fürsten. Schade daß er seinen Vorsatz nicht ausführte, Maximilians Geschichte zu beschreiben!

Auch der Kaiser vollendete seine Geschichte nicht. Er dictirte sie zwar (deutsch) bis auf das Jahr 1513 seinem Secretär und nachherigen Kanzler dem Marx Treizsaurwein von Erntreiz, und 1514 brachte dieser, obgleich etwas eilfertig das Manuscript in Ordnung. Weil aber auch hier viel dunkle Stellen und verdeckte Namen vorkommen, so war schon damals Manches unverständlich, und es wurde dem Kaiser ein Buch voll Fragen darüber vorgelegt; es scheint, er habe sie, zum Theil wenigstens beantwortet, denn 1671 fand der Herr von Schallenberg eine Auslegung vieler dunkeln Stellen von Maximilians

*) Dieses Blatt ist noch vorhanden. S. des würdigen Hrn. Archivar Gaßlers Beyträge zur deutschen Sittengeschichte des Mittelalters, aus den Handschriften des Archivs zu Ambras. 1799. 8. S. 11.

eigener Hand. Dieſes Geſchichtbuch hatte den Titel, der Weiße Künig, oder wie es von Zeitgenoſſen auch genennt wird, der Blank Künig. Es ſind lauter verdeckte Namen darin: der blaue, rothe, grüne Künig, die graue, blaue, die Bauren-Geſellſchaft u. a. Friedrich der II. heißt der alte, Max der junge weiße König. Nach ſeinem Tode, da der Ernſt, das kaiſerliche Werk herauszugeben, abnahm, geriethen die einzelnen Papiere, ſo wie die 237 Tafeln der Holzſchnitte, die Hans Burgmaier, Albrecht Dürers Schüler und Freund, dazu verfertigte, in Unordnung; letztere gingen ſogar verlohren. Reichard Strein von Schwarzenau wollte den weißen Künig im ſechzehnten, Hr. von Schallenberg im ſiebzehnten (ſammt allen übrigen Werken des Kaiſers) drucken laſſen; es geſchah aber nicht. Die Handſchrift blieb indeßen in der Kaiſerl. Bibliothek zu Wien, wohin ſie P. Lambek aus dem Archiv zu Ambras gebracht hatte. Als man in neuern Zeiten Burgmaiers treffliche Holzſchnitte, eben da ſie ihrem Verderben nahe waren, entdeckte, ſo wurde das ganze Werk nebſt den Holzſchnitten abgedruckt *). Dieſe Ausgabe hat hiſtoriſche Noten, worin, bis auf wenige Kapitel, die meiſten Dunkelheiten gehoben ſind. In einem Gemählde der Urſchrift wird der Kaiſer ſitzend auf einem Throne vor-

*) Wien 1775 in Folio. Zur Kenntniß der damaligen Sitten und des Zuſtandes der Künſte läßt ſich ſehr viel aus dieſem Werke lernen.

gestellt, von wo er den Schreiber dictirt; unten stehen die Verse:

Merk! viel wird von mir geschrieben,
Was Sachen und Krieg ich hab getrieben.
Darum schreib, wie ich dir itzo sag,
So kumbt die rechte Wahrheit an den Tag.

Maximilian starb 1519 in seinem sechzigsten Jahr auf einer Reise zu Wels in Ober-Oesterreich, und wurde auf seinen Befehl zu Neustadt nahe am Grabe seiner zärtlich geliebten Mutter Eleonora beerdigt.

In seiner letzten Krankheit ließ er sich in schlaflosen Nächten von Joh. Stabius Geschichtbücher vorlesen. Seinen Sarg „als das einzige Erbe von all seiner Macht und Herrschaft," hatte er seit vier Jahren auf allen seinen Reisen mitgeführt. Als man ihm rieth, sich zu seinem Ende zu bereiten, sagte er: „Ich habe es längst gethan, nun wäre es zu spät dazu." Er befahl seine Leiche einen Tag lang jedermann zu zeigen, damit sich seine Unterthanen des gemeinen Looses der Sterblichen desto kräftiger erinnern möchten." Sein Beichtvater durfte ihn nicht mehr Kaiser, sondern nur Maximilian nennen. Seinen Räthen und Dienern both er zum Abschied jeden die Hand, und als sie um ihn weinten, sagte er heiter: „was weint ihr? daß ihr einen sterblichen Menschen sterben sehet?"

Sein Grab in der Neustadt ist unbezeichnet. Aber in der Hofkirche zu Inspruck ließ ihm sein En-

kel, Kaiser Ferdinand I. ein prächtiges Mausoleum von schwarzem Marmor errichten, in welches an den Seiten 24 große Tafeln vom schönsten weißen Marmor, mit den Vorstellungen seiner vornehmsten Thaten, eingelassen sind *). Dieses bewundernswürdige Meisterstück von Kunst und Fleiß, soll eine Arbeit des Alexander Callinus von Mecheln seyn. und ist vielleicht der Triumph der damaligen Deutschen oder niederländischen Kunst, an welchem man, je länger man es betrachtet, immer neue Schönheiten entdeckt. Oben auf dem Grabmahle ist die metallene Bildsäule des Kaisers in knieender Stellung, mit den vier Haupttugenden und andern Bildern. In einiger Entfernung umgeben es in zwey Reihen acht und zwanzig metallenene Bildsäulen von kolossalischer Größe, der königlichen und fürstlichen Ahnherren Maximilians von König Artur und Chlodowich bis auf Friedrich III; ein ehrfurcht erregender Anblick, da das Metall vor Alter dunkel geworden und mehrere dieser Bildsäulen mit Geist und Feuer ausgeführt sind.

Zur Probe der Erzählungsart des weissen Königs, und zugleich als eine schätzbare Reliquie des

*) Sie sind in 24 Blätter in Querfolio in Kupfer gestochen. So gut die Arbeit des Kupferstechers ist, so hat er doch den Geist, die Feinheit, und das Charakteristische der Figuren des Originals bei weitem nicht erreicht.

Alterthums, mögen die Nachrichten, die von Maximilians Erziehung daselbst vorkommen, hier stehen.

„Sobald der Knabe anfing zu reden, (dieses geschah nach andern Nachrichten sehr spät) gab ihm der Vater viel Edelknaben von den allergeschicktesten zu Gespielen um ihn in der Sprache fortzuhelfen, und mit ihm Kurzweil zu treiben. Er hielt sich unter ihnen ganz sanftmüthig und fröhlich, und war in allen kurzweiligen Spielen neufindig. Er hatte auch an sich die königliche Tugend, daß er von den Edelknaben nicht gern hätt', gegen einander Unwillen zu tragen, sondern sie mußten allweg in Einigkeit bleiben und keine böse Parthey machen."

„Der alte König betrachtete mit großem Fleiß, daß er seinen Sohn aus der heil. Schrift wollte lernen lassen drey Gesetze, die Gott der Allmächtige gegeben hat: das erste, daß er Gott lieb hätte vor allen Dingen, denn welcher Mensch nicht in ihm hat die Furcht Gottes, der wird nicht ewiglich leben; das andere, daß er Vater und Mutter, und allen denen, die ihm Gutes, dankbar wäre, und sie ehrte; wan (denn) die Undankbarkeit ist ein Laster, darunter alle Laster verborgen sind. Das dritte, daß er seinem nächsten Menschen das thäte, das er begehrt, das ihm von ihm geschehe; denn welcher in seiner Regierung mit Unrecht streitet, oder ungleich Gericht führt, das ist ein Verlierung der zeitlichen und ewigen Ehre." (In seinem Lernen sey er sehr fleißig ge-

wesen, so daß seine Lehrer ihn nie strafen mußten. Auch legte er ihnen oft Fragen vor, die sie ihn gar nicht beantworten konnten. Er lernte darauf aus eigener Bewegung schreiben, indem die vielen schönen Schriften die er sah, ihn zur Nacheiferung reitzten)."

„Der alte König befahl hierauf den Meistern, seinem Sohn, die sieben freyen Künste zu lehren, das sie dann mit großem Fleiße thäten und ihm anzeigten, wie keine Kunst durch keinen Menschen völliglich möchte begriffen werden. Dazu so fließe eine Kunst aus der andern, gleich einer Kette von vielen Gliedern; und da eine Kunst der andern mit der Lehrung und mit der Uebung die Hand gebe, so müsse er für und für mehr zu begreifen suchen. Er lernte auch hierin in Kurzen so viel, daß seine Meister und die gelehrten Leute sich verwunderten, und bedachten, daß es nicht gut und nützlich wäre, ihm mit dieser Lehrung weiter zu beladen, denn wenn man einen Menschen mehr lehren will als Noth thut, das ist ein Ueberfluß und eine Verbinderung anderer Werke. Der Vater erforderte den Sohn vor sich, und sprach zu ihm: Ob deiner Lehrung hab' ich ein sonder Gefallen, und wolleſt die mit Tugend und guten nützlichen Werken vollbringen. Darauf gab ihm der Sohn die Antwort:"

„Den guten Samen der Tugend und Kunst, den ich gesäet habe mit meinem Fleiß, der wird in meinen Jahren schöne Blumen tragen, dadurch dein Garten voll soll werden des süssen Geschmackes, und

ich werde meinen guten Samen unter dem bösen Kraut, das sich selbst säet und überflüßig wächst, nicht steben lassen; sondern in aller Maaß, wie ich meinen guten Samen mit emsigen Fleiß gesäet habe, also will ich das bös Kraut mit Ernst davon ausrotten und vertilgen." Als er auch zur Regierung kommen ist, (setzt Treizsauerwein hinzu:) hat er erfüllt seine Rede, denn in all seinem Reich wurde gesagt von seiner Tugend: das ist der Garten mit den schönen Blumen! Er gestattete auch in seinem Reich keine Räuberey, sondern war allenthalben ganz sicher zu zieben (reisen) *). Das ist die Vertilgung und Ausrottung der bösen Kräuter."

„Bald darauf sprach der Vater zu dem Sohn: Sohn, höre mir zu: Nach meinem Tod wirst du seyn ein Besitzer meiner Reiche. Wie wohl ein jeder König ist, wie ein anderer Mensch, so müssen doch die Könige, die selbst regieren, mehr w i s s e n denn die Fürsten und das Volk, damit daß ihre Regierung bey ihnen bleibe, und meine Rede die ich zu dir thue, das ist eine Erfabrung der Welt. Der Vater wollte dem Sobne mit dieser Unterweisung, nicht ganze Offenbarung thun, um den Sohn in seinem Verstande zu versuchen und probiren. Der Sohn ließ sich nicht merken, sondern er dachte emsiglich nach, und las

*) Wenn er vor einem Hochgericht vorbei ging, zog er den Hut ab, und sagte: Salve justitia!

auch Geschrift; die da sagt von den vergangenen Geschriften, und von der Menschen Natur und Gemüth. Er erzählt hierauf dem Vater, was er davon begriffen, nemlich zu allererst von den verschiedenen Ständen, ihren Rang und ihren Pflichten, vom Pabst, den Cardinälen, Bischöffen, Priestern, Mönchen und Klosterfrauen, von den Königen, Erzherzogen, Fürsten, Grafen, Herren, der Ritterschaft, dem Adel, der Bürgerschaft und den Bauern; und hernach fünf Artikel: zuerst von der Allmacht Gottes, zweitens von dem Einfluß der Planeten, drittens von der Vernunft des Menschen; viertens von der zu viel Sanftmüthigkeit in der Regierung, fünftens, von der zu viel Strenge in der Gewalt. Nach diesen Worten redete der Sohn weiter und sprach: darum werde ich künftig führen und im Herzen haben diese Worte: Halt Maß! Als der weise König kam zu seinem Alter und in seine gewaltige Regierung, hat er keinen Menschen versagen (verurtheilen) lassen ohne genugsame Erkundigung .... Der Zorn ist auch bey ihm kein Handler gewesen, sondern er hat allwegen angesehen die Natur mit ihrer Gutheit und Bosheit, und hat seine Worte bestäter, Halt Maaß. Diese Tugend ist so groß an einem Menschen, daß daran, ihm zum Lob, ein eigen Buch geschrieben sollte werden."

„Der junge König erlernte darauf die Kunst des Sternsehens. Er bekam auch Begierde die schwarze

Kunst zu erlernen, da ihm von Zeit zu Zeit Bücher in die Hände fielen, darin sie gelehrt wird, und berufte sich vor seinem Vater, der ihn dagegen warnte, auf Pauli Spruch: Prüfet alles, aber das Beste behaltet. Der Vater gab ihm darauf den besten Meister in dieser Kunst zum Lehrer, der sein Möglichstes that um den Prinzen Liebe dafür einzuflössen. Dieser aber fand von selbst, daß es eine eitle Kunst sey, die wider das erste Gebot Gottes gehr: du sollst glauben an einen Gott und verstand nun erst recht S. Pauli Lehre: denn welcher nicht erfahren ist, der glaubt bald, dadurch denn oft eine Verführung geschieht und die Menschen vom rechten Glauben zu einem neuen Glauben abfallen."

„Für die Geschichte, und wie ein jedes königliche und fürstliche Geschlecht von Anfang hergekommen wäre, hatte er eine besondere Neigung; „darinn er in seiner Jugend keine Erkundigung erfragen konnte, darob er denn oft einen Verdruß trug, daß die Menschen der Gedächtniß so wenig acht nähmen." u. s. f.

„Nachdem der alte König gesehen, daß der junge König die Arzney der Seele wüßte, so ließ er ihn durch einen geschickten Mann auch in der Arzney des Leibes unterrichten, und wie er sich vorsehen müsse, daß er nicht sein Leben mit überflüssigem Essen und Trinken oder mit zu viel Arzney abkürze, wie er sich gegen Gift verwahren soll u. dgl. Daher hat er sich nachher in zwo schweren Krankheiten selbst geholfen. Er lernte auch die Kunst des Secretariats, und ließ

keinen Brief ausgeben, so lang er regierte, ohne ihn vorher genau überlesen zu haben. „Wie fleissiglich hat er regiert! die ganze Regierung aller seiner Reiche und Land ist allein von ihm besehen, neben all den großen Kriegen, die er in fremden Landen geführt hat.“

„Der junge König war von Natur sehr milde, und als oft sein Vater ihm Geld geben ließ, vertheilte er solches unter die Grafen, Herren, Ritter und Knechte, die ihm sein Vater zugeordnet hatte. Auf eine Zeit sprach der Vater *) zu ihm: „Sohn, ein jeder König soll mild seyn, aber nit so mild wie du anfahest!“ Darauf antwortete der Sohn: „Ich will nicht werden ein König des Geldes, sondern ein König des Volkes und aller derjenigen, die Geld haben. Ein jeder König streitet und krieget mit dem Volke und nicht mit dem Geld gegen seinem Feinde und wo der Schatz ist, da ist das Herz.“ Der alte König ließ ihn also in seiner Mildigkeit bleiben und aufwachsen. So gutthätig blieb er auch als Kaiser gegen seine Diener und Kriegsgefährten.“

„Von einem Bauer lernte er, ohne daß es jemand merkte, Windisch und Böhmisch. Ferners Zeichnen und Mahlen, das ihm in den Kriege oft gut zu statten kam; die Baukunst in ihren drey Abtheilungen, zur Lust, zur Nothdurft, und zur Stärke. In Kriegsgebäuden hat ihn niemand übertroffen, wie auch in

*) Friedrich der III. war sehr sparsam.

dem Zimmerwerk und dem Brückenbau. Das Beispiel Davids und Alexanders, „von denen jenem er in dem Lob Gottes, und diesem in der Streitbarkeit nachzufolgen dachte," machte ihm Lust allerley Musik und Saitenspiel zu lernen, welches ihm bald gelang, und als er zur Regierung kam, richtete er eine solche Cantorey mit einem so lieblichen Gesang von Menschenstimmen, wunderlich zu hören, und von so lieblichen Harfen und süssen Saitenspiel auf, daß er darin alle Könige übertraf, und brauchte dieselbe Cantorey allein zu dem Lob Gottes in der christlichen Kirche. Auch hat er ein solch mannlich fröhlich Pfeifen und Trommelschlagen bey seinem Kriegsvolk aufgebracht, daß es nicht allein des Menschen Haz erfreute, sondern der Hall davon die Luft erfülte. — Er lernte auch die Speisen erkennen, damit er desto paß sein natürlich aufgesetzt Alter erreichen möchte." (Treiss. rühmt hier seine Tafel, an welcher er oft gepriesen, da aus 4—5 Königreichen Speis und Trank zugegen war, die er nicht einmal gekannt habe). Mit Panketen und Mummereyen von ganz neuer Erfindung war er über alle andere Könige: „darum daß er nicht allein der streitbarste, sondern auch der fröhlichste König gewesen ist." Im Münzeschlagen war er sehr kunstreich, und hat in seiner Regierung bessere Münz in Silber und Gold als alle andere Könige schlagen lassen: das ist allein gekommen aus seiner angenen Kunst und Erfahrung darin, das denn seinem Volk ein sonderlicher Nutzen war. Summa, was

Königlich und Ehrlich ist, hat dieser König in allen seinen Sachen gehabt. Die Bergwerke in seinem Reich lernte er mit allem Fleiß kennen, und gab darauf grosse Freiheiten. Er hatte die Erfahrung und Wissenheit, die andern Königen verborgen ist, daß kein Bergwerk eine einzige Person mit Bauen erkuken kann, sondern die Bergwerke werden durch den gemeinen Mann erbaut, und durch stäte Freyheiten, gute Ordnung und Glauben haltend erkukt und erhebt. Das Bergwerk zu Schwatz allein trug ihm jedes Jahr Frohn und Wechsel 15000 Gulden. Er hat auch mit dem Holz zu den Bergwerken solche Ordnung gemacht, daß künftiger Mangel verhütet wurde, u. s. f.

Von ritterlichen Spielen lernte er, mit dem Handbogen zu Roß und zu Fuß schießen, und war in kurzer Zeit dem besten „Hußaren" hierin gleich, selbst den Englischen, „die für allen Nationen hierin berühmt sind. Mit seinem Bogen hat er einen hölzernen Schaft, daran kein Eisen war, durch ein Stück hartes Lerchenholz drey Zwergfinger dick geschossen." Eben so mit der hölzernen Armbrust und den stählernen Bogen, womit er einst in Steyermark einen Gemsbock von einer hundert Klafter hohen Felswand, wo kein Schütze ihn erreichen konnte, herunter schoß. Als er auf eine Zeit in einem Buch die Worte las: „du König, nimm wahr der Falken und den Hir„schen, und ergötz dich in dem Gejagd, das dir zuge„geben ist, daß du nicht einfallest in sündliche Laster" — so erregte das Wort eine große Begierde in ihm

zur Jagd, *) besonders zu der edlen Falkenbeize, und erlernte die mit sonderm Fleiß. Er ließ sich Falken kommen aus der Tartarey, aus der Heidenschaft, aus Reussen, von Rhodus u. a. Auf seinen Reisen, indem er selten lang an einem Ort still lag, sondern von einem Königreich und Land in das andere zog, da beizte er unterwegs allweg. Von seinen andern Jagdlustbarkeiten; zu seiner Zeit waren die Steinböcke mit den Handbüchsen so ausgeödet worden, (denn die Bauersleute, wo sie über das Wildpret kommen, halten kein Maaß, sondern öden alles aus;) daß man kaum viere mehr fand, als der König wieder anfing sie hegen zu lassen; von da an haben sie sich wieder gar wohl gemehrt. Er war so gar unverdrossen mit dem Jagen, daß viele vermeinten, er sollte in die Länge einen Unwillen darob gewinnen, aber je mehr er jagte, je größere Liebe und Lust gewann er zu dem Jagen. Besonders liebte er die Bärenjagd, die er selbst stach, und die Gemsenjagd, wo ihm nicht viele seiner Gemsenjäger in dem Steigen an den Felswänden glichen; u. w."

---

*) „Solitus erat dicere, qui Princeps venatione non delecturetur, ei aut ludo tempus terendum (quod esset in homine, nedum in Rege, turpe;) aut alienis fortunis inhiandum; vel (quod longe detestabilius) uxoribus insidiandum." Rorarius l. c.

Die Fischerey und das Vogelstellen liebte er gleichfalls. „Er hatte eine besondere Neigung den Vogelsang zu hören, und hielt in vielen Städten Vogelmeister, die ihm singende Vögel hielten, und wenn er in die Stadt kam, sie ihm in seine Schlafkammer und Stuben bringen mußten. Es war oft in seinem Zimmer von den Vögeln ein solcher Gesang, daß, wenn zween mit einander redeten, sie sich nur mit Mühe verstehen konnten. Er ließ sich die Vögel bisweilen auf den Reisen nachtragen, und wenn er wo in einer Aue oder in einem Wald eine Nachtigal singen hörte, so ritt er dahin und hörte dem Gesang zu. Dieser König hat an alle dem eine Freude gehabt, und seine Ergötzlichkeit mit großer Lust gesucht, das Gott den Menschen zu ehrlicher Freude erschaffen hat, dadurch die Laster zu meiden."

Von seinen kriegerischen Übungen, im Fechten mit Spießen, Lanzen, Schwertern, Degen u. dgl. blos oder bepanzert, zu Fuß oder zu Pferd, im Scherz und Ernst nur dieß: Als er einst viel von Aufzäumen der Pferde und andern, was bey Pferden zu beobachten ist, redte, sagte einer zu ihm: Er soll das seinem Stallmeister überlassen; darauf gab er ihm die Antwort: „Ist doch ein alt Sprichwort: ein Hufnagel behält ein Eisen, ein Eisen behält ein Pferd, das Pferd den Mann, der Mann behält ein Schloß, ein Schloß die Stadt, die Stadt das Land, das Land behält ein Königreich; und ich gebe dir zu erkennen, daß der Knecht nicht über den Herrn seyn

soll, denn welcher Herr sich auf seinen Knecht verlassen muß, der ist in seiner Gewalt, und in der Gewalt des Pferdes: derselbe wird betrogen und überwunden von seinen Feinden." — Wie Harnische gemacht und gehärtet werden sollen, verstand er ebenfalls sehr gut, und erfand neue Vortheile dabey. Leidenschaftlich liebte er von Jugend an das Geschütz („die Artalerey;") und „wo er in Geheim darüber kommen mocht, so fing er mit ihm selbst dermaßen ein Schießen und ein Arbeiten an, daß man ihn zuletzt verbüten mußte, daß ihm von den Geschütz kein Schade beschähe." Er erdachte auch, als er zur Regierung kam, wunderbarlich neue Geschütze, vor denen keine Mauer hat bestehen mögen. (die hier beschrieben werden) — „Ein kleines erfand er, genennt Nachtigall; welchemb dasselbe Geschütz ist kommen für sein Haus; dem hat es gesungen also ein grausamlich Gesang, daß keiner demselben hat widerstehen mögen. In Lagern ordnete er die Wagenburg immer selbst an, und übertraff auch darin alle Kriegshauptleute."

So viel von Maximilians Erziehung und seinen ritterlichen und fürstlichen Tugenden. Nach diesen wird die Geschichte von seiner Heyrath mit Maria von Burgund, angefangen. Als er nach Gent kam, um sie zu werben, wurden ihm schon am ersten Abend, ehe die Prinzessinn ihn gesehen hatte, prächtige Feste und Mahlzeiten gegeben. Sie und ihre Mutter brannten vor Begierde, den künftigen Bräu-

tigam zu ſehen. Die Mutter verkleidete ſich, und drängte ſich mit Mühe durch die Schaaren des Volkes hindurch, die ihn umringten. Als ſie ihn endlich in einem Saal erblickte, wollte ſie es lange nicht glauben, daß Er es wäre, denn ſie bedäucht er wäre zu ſchön, und vermeinte, ſie hätte einen ſchönern Jüngling nicht geſehen. „Sie ging hierauf in ihre Kammer zurück und ſprach mit Innigkeit ihres Herzens: O Tochter einen ſchönern Jüngling hab ich nicht geſehen, als der jung weiß König iſt, und der ſoll ſeyn dein Herr und Gemahl, und kein anderer nit. — denn er war gar ein gerader Jüngling, ganz wohl geſtaltet von Leib und Gebein, hatte ein ſchön lieblich Antlitz, und ein ſonderlich ſchön gelb Haar. Er wurde genannt von ſeiner Schöne und Schicklichkeit wegen der weiß König, mit dem gütigen Angeſicht.“ Noch demſelbigen Abend wurde die Heyrath fröhlich beſchloſſen, und des folgenden Tages in der Hauptkirche beſtätiget. — Er lernte auch bald von ihr ihre Landesſprache, und ſie die ſeinige; von engliſchen Bogenſchützen am Hofe lernte er Engliſch, bald auch Spaniſch und Italieniſch, ſo daß er mit ſieben Hauptleuten ſieben Sprachen redete.

Unter den vielen weiſen Sprüchen, die von ihm aufgeſchrieben ſind, zeichnen ſich folgende aus *):

*) Zinkgräf Apophthegmata, Birkens Oeſter. Ehrenſpiegel.

Als Einer an seinem Hofe den Reim an eine Wand schrieb:

„Als Adam hackt' und Eva spann:
Wo war damals der Edelmann?"

schrieb Maximilian darunter:

Ich bin ein Mann wie ein ander Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann."

Die christliche Liebe sagte er, wartet nicht auf der dürftigen Bitte, sondern sie hilft schon vor der Bitte.

Stillsitzen und Müssiggang pflegt adeliche tapfere Gemüther wie der Rost das Eisen zu verderben.

Alsdann fürchte ich am meisten den Wankelmuth des Glücks, wenn es am allermeisten nach meinem Wunsch gehet.

Den Rheinstrom nannte er wegen der vielen Bisthümer, Stifter und Klöster an demselben die Pfaffengasse.

Als man ihn fragte, warum er gewisse Leute, die sich an seiner Majestät vergriffen, nicht alsobald wie sie es verdient, hätte hinrichten lassen? antwortete er: „Ich muß ihrer schonen, damit ich sie wieder überwinden, und ihnen noch oft verzeihen könne."

Ein Bürger zu Boulogne von gemeiner Herkunft, aber grosem Reichthum, bat ihn um einen Adelsbrief. Maximilian antwortete ihm: „Ich kann dich wohl noch reicher machen als du bist, aber den Adel kann ich dir nicht geben, den mußt du durch Tugend erwerben."

Es ist viel leichter ein Volk zu bezwingen und zu überwinden, als es nachher im Zaum zu halten.

In einem vertrauten Gespräche über verschiedene Länder sagte er: „wenn ich Gott wäre, und hätte zwey Söhne, so sollte der älteste nach mir Gott, und der zweyte König in Frankreich seyn."

Ein Hofdiener entwendete ihm einst 3000 Gulden. Der Kaiser der es wohl merkte, es aber verbarg, fragte ihn bald nachher, was er glaube, daß einer, der ihm einige tausend Gulden gestohlen, für eine Strafe verdiene? und als dieser antwortete: Den Galgen! schlug in der Kaiser freundlich auf die Achsel und sagte? „Nicht so streng! wir bedürfen deiner Dienste noch länger!"

Einer seiner Wahlsprüche war: Domino gloria, mihi confusio! (dem Herrn die Ehre und mir Beschämung).

König Ludwig der XI. sonst sein Feind, mochte es nicht leiden, wenn seine Hofleute verächtlich von Maximilian sprachen, und sagte einem, welcher ihn den Bürgermeister von Augsburg nannte: „Du sollst nicht so schimpflich von Maxen reden! Glaube mir, wenn dieser Bürgermeister die Glocke anziehen läßt, so ist ganz Deutschland in Harnisch, und Frankreich beginnt zu zittern!"

Petrarca und Laura.

Blicke auf die schönen Tage der Liebe in der Vorzeit.

Mitten in den blutigen Kämpfen gegen einander wüthender Partheien, welche sein schönes Vaterland verheerten, wurde Francesko Petrarca den 20. July im Jahre 1304 zu Arezzo, von angesehenen aber nicht reichen Eltern geboren. Größeren Unruhen ausweichend, nahmen diese ihren Zufluchtsort in die Provence, und zu Avignon erhielt Francesko seinen ersten Unterricht. Er wuchs kräftig heran, war verständig und trieb die Wissenschaften mit großem Fleisse. Aber auch männliche Schönheit hatte die gütige Natur dem feurigen Jüngling verliehen. Seinem blühenden Gesichte entstrahlte der hohe Geist, der ihn belebte. Schlank und wohlgewachsen war er, angenehm von Gesicht, hatte lebhafte Augen und eine feine geistreiche Miene. Seine männlichen Züge, seine edle ungezwungene Gestalt, machten, daß man in der Jugend mit Fingern auf ihn zeigte. Aber er war auch

eitel, und suchte seine Schönheit mit dem ausgesuchtesten Schmucke zu erheben. Er hatte schöne Haare, die jedoch sehr frühzeitig grau wurden, was ihm gar nicht angenehm war, denn eitel wie er, wie gesagt war, suchte er nur gar zu gern den Weibern zu gefallen, die gewöhnlich keine Freundinnen grauer Haare sind, was er wußte. Sehr treu und beständig war er in der Freundschaft, und hat keinen seiner Freunde auf andere Art, als durch den Tod verloren. Ungezwungen und anständig frey war sein Benehmen, wer ihn kannte, liebte ihn.

So verlebte er ganz zufrieden mit sich selbst und seinem Geschick seine Tage, als er am 6ten April (nicht aber am 7ten) des Jahres 1327 am Montag in der Charwoche, des Morgens um sechs Uhr, in der Kirche der Nonnen zu S. Clara in Avignon, ein weibliches Wesen erblickte, das ihn entzückend, sogleich auffer sich brachte. Grün war ihr Kleid mit Veilchen geziert. Ihr Gesicht schien mit himmlischer Klarheit überstrahlt zu seyn. Schlank und zierlich war ihr Wuchs, feurigzärtlich erglänzten ihre Augen, beschattet von Bogen, schwarz wie Ebenholz. Goldfarbene Haare*), wallten frey hinab auf die Schultern der

*) Das goldgelbe Haar wurde von den Weibern alter europäischer Völker geliebt und bewundert. Mit solchen Haaren bildeten die Mahler die Engel ab. Freie herabwallende Haare bezeichneten das Haar noch freier Mädchen. Mickelii, Trichologia. Darmstadt. 1733.

Liebenswürdigen tief hinunter auf den Rücken, gesponnen und gewebt, wie es schien, von den Händen des Liebesgottes selbst. Zierlich auf einem schönen Halse, bewegte sich ihr schöner Kopf, und öffnete sie den Mund, so erblickte man Perlen und Rosen. Auf niedlichen Füßen stand die Reitzende. Ihr Gang war nicht der eines menschlichen Wesens; wohin sie sich bewegte, wurde alles hell, und wich sie, wurd' es dunkel. Wohlgeformt und weich und rund waren ihre Hände. Ein bezaubernder Reitz übergoß ihr ganzes Seyn und Wesen. Sittsamkeit und Sanftmuth vermählten sich in ihren Blicken, rührend, sanft und wohlklingend war der Ton ihrer Stimme, und anders klangen, als menschlich ihre Worte. War es ein Wunder, wenn der zärtliche Dichter sogleich entbrannte? — Es geschah, was geschehen mußte. Er zählte damals drei und zwanzig, das schöne Mädchen dreyzehn Jahre des jugendlichen Lebens. — Der Dichter liebte und besang die schöne Laura, die diese Huldigung sich gefallen ließ, stets grüne oder rothe Kleider trug (worauf ihr Liebhaber zuweilen in seinen Gedichten anspielt) ihre Hand einem ehrenwerthen Ritter Hugo de Sade (starb 1348 an der Pest) sonderbar genug, in der nämlichen Stadt, an eben dem Tage, in eben der Stunde reichte, in welcher der Dichter sie zuerst gesehen hatte, und nahm den Weg zum Himmel, wohin sie alle Pfade wußte.

So viel und detaillirend der Dichter auch von der Schönheit der geliebten Madonna Laura gespro-

chen hat, so findet man doch in seinen Gedichten nie ihrer Nase erwähnt. Das mußte etwas zu bedeuten haben, dachte ein gewisser Lodovico Gandani, schrieb darüber eine zu Venedig 1581 gedruckte Dissertation, und behauptete, die schöne Laura habe ein Stumpfnäschen (Naso scavezzo) gehabt, aber mehrere vorhandene Bildnisse der Geliebten des Dichters, geben die Überzeugung, daß er etwas behauptet, was er nicht beweisen kann.

Vor ihrer Verheirathung lebte Laura zu Vaucluse, wohin ihr Geliebter ihr folgte. Dort zeigt man die Gemäuer der Gebäude, welche beide bewohnt haben sollen, die man noch jetzt die Schlösser der Liebenden (Les Châteaux des Amans) nennt. Man hat behauptet, ein Gang unter der Erde, habe aus einem Hause zu den andern geführt. Ist dem so, so hatten es die Liebenden bequem, einander zu sprechen. „Es ist vielleicht — wie Muratori meint — zwischen beiden nicht so still zugegangen, wie der Dichter sagt, und man es ihm geglaubt hat. Er war verliebt, und was noch mehr sagen will, er war ein Dichter; und wir sind eben deßhalb nicht verbunden, ihm aufs Wort zu glauben. „Ein anderer Schriftsteller meint: „zwanzig Jahr lang eine Komödie der Nichterhörung zu spielen", gehe über alle menschlichen Kräfte." Tassoni gibt eine bessere Auskunft und sagt ganz sonderbar im Ausdrucke: „Petrarca genoß die Liebe seiner Laura, wie die Mäuse die Materialien der Apo-

theckerbüchse, die leckend, vom Geruche sich sättigen." Welch ein italienischer Spaß!

Die spätere Welt (und zumal die jetzige!) ist nicht die des Dichters; die damalige Liebe nicht die heutige: eine nach Bequemlichkeit getroffene Vereinigung oder gar ein zügelloser Umgang. Sie war eine edle Leidenschaft, die man die Triebfeder aller mächtigen Herzenshandlungen nennen konnte. Diese Leidenschaft war es, die Dichter und Helden schuf. Man versetze sich in die Zeiten der alten edlen Ritterschaft; man sehe den Ritter selbst von dieser hohen Leidenschaft beseelt. Den größten Gefahren both er Troß, um die Ehre und Schönheit seiner Dame, der er sich geweibt hatte, zu behaupten. Sich ihrer Liebe würdig zu machen, trieb es ihn zu den kühnsten Unternehmungen. Im Turnier wie im ernstlichen Kampfe, riefen die Ritter ihre Damen vor dem Gefechte an, und diese reichten ihnen die Preise ihrer Tapferkeit. Der allerverschwiegenste Ritter nannte ganz öffentlich den Namen seiner Schönen, die er liebte, der er gehuldiget hatte, und der bescheidenste Dichter sprach unverholen von seiner Lieben, die zu seinen Gesängen ihn begeisterte. Das ehrbarste Mädchen erröthete nicht der Gegenstand einer reinen Liebe zu seyn, die ohne den geringsten Verdacht gegen sich zu erregen, sie öffentlich erwiedern durfte. Denn damahls verwechselte man nicht die Liebe mit der Wollust. Das Herz hatte seinen eigenen Weg, die Sinne hatten den ihrigen. Die sogenannte Geliebte der Gedanken, war

eine ganz andere, als die, welche mit Begier beschaut und umfangen wurde.

Petrarca hatte nicht von der geliebten Laura, die ein Muster sittlich guter Ehe war, sondern von einer andern Gefälligen, zwey Kinder *). Diese war es, die ihn in harten Banden hielt, und alles anwendete, um ihn durch die Ehe ganz an sich zu fesseln, da sie seinen Wankelmuth und seine Liebe zur Veränderung kannte. Er unterlag bey ihr seinen Sinnen, sein Geist aber schwebte um die Glorie seiner Laura. Als diese starb, riß er sich auch im sechs und vierzigsten Jahre seines Alters von jener los, was er sich selbst als ein hohes Glück anrechnete. Vor seiner Bekanntschaft mit der geliebten Laura, sah er die Weiber sehr gerne, und wurde von denselben eben so gern wieder gesehen. Er war galant, liebte es sich zu schmücken, und zu zieren, war verbindlich, wohlgestaltet, ein Dichter, wußte zu sprechen, wie hätte es ihm fehlen können? — Leicht ergab er sich allen die ihn wollten, leicht nahm er alle auf, die aufgenommen seyn wollten. Als er älter wurde, benutzte er

*) Des Dichters Sohn, Giovanni, starb 1361 an der Pest, seine Tochter aber, Franziska (geboren 1343), war an einen jungen Edelmann, Franzesko de Brosano, verheirathet, einen der liebenswürdigsten Männer seiner Zeit. Beide liebten einander zärtlich, und Franziska war das Muster der Weiber ihrer Zeit. Niceron. T. XXVIII. p. 382. Sade. T. II. p. 249.

Alles, sprach aber wie es scheint, dennoch gern von dem, was er bereute. Mitten im Taumel seines Sinnenwunsches erschien ihm Laura. Vielleicht seines Lebens glücklichste Erscheinung! Sie zog ihn von den Abgründen zurück, welchen seine Jugend-Leidenschaft entgegen taumelte, entfernte ihn von den verführerischen Gesellschaften, verfeinerte seine Empfindungen, bildete sein Wissen aus, und stellte sich selbst ihm als Ideal dar. Ohne diese Liebe wäre Petrarca vielleicht nie so unsterblich geworden, als er es jetzt ist. „Hätte er nicht geliebt — sagte Voltaire — würde er nicht so bekannt seyn." Das ist gewiß, daß seine lateinisch geschriebenen Werke fast ganz unbekannt geblieben sind; aber allgemein gelesen wurden und werden die Gesänge seiner Lieben. Wie dankbar er seiner Laura seyn mußte, sagte er selbst und Dante bekräftigte es.

Überspannt hat man seine Schilderungen genannt und viele derselben sind es, wenn man nicht die Wege kennt, welche die romantische Liebe damahls nahm*). Diese geistige Liebe brachte eine Art von

*) Agnese von Navarra, die Gemahlinn des Grafen von Foix, liebte den Dichter Machaut. Sie besang ihn mit Leidenschaft, und wollte eben so öffentlich von ihm besungen seyn. Er ist aber eifersüchtig. Sie schickt einen Priester an ihn, welchem sie so eben gebeichtet hat, ihn zu versichern, sein Verdacht sey ungerecht und er könne ihrer Treue sich ganz versichert halten. Bey dem allen war, wie allgemein bekannt war, Agnes eine sehr tugendhafte Dame.

Sympathie zwiſchen den Liebenden hervor, die bemerkungswürdig war. Laura hatte kaum die Lebhaftigkeit ihrer Geſichtsfarbe verloren, als ihr Geliebter dieſelbe auch verlor. Einſt war Laura krank. Petrarka beſuchte ſie. Als er ſie wieder geſund fand, ging, ganz wunderbar, der Fluß der ſie gequält hatte, aus ihren Augen in die Seinigen über. Dieſe Gleichheit und Gleichſtimmung der Leiber und der Seelen, bemerkte einſt ein Greis, in deſſen Blumengarten die Liebenden eintraten. Er brach zwei ſeiner ſchönſten Roſen ab, reichte ſie ihnen, und rief aus, indem er ſie umarmte: „Nein, ein ähnlicheres Paar ſieht die Sonne nicht!*)“

Perſönlich ſtellte ſeine erhöhte Fantaſie ihm die Geliebte auch in ihrer Abweſenheit dar, und wo er ſich befand, war ſie bey ihm. Ein Traum verkündigte ihm ihr Abſcheiden von dieſer Welt. So ſang er:

Aurorens Blick zerſtreuet Nacht und Dunkel,
Ein ſchönes Weib trat aus der Nacht,
Dem Frühling gleich ihr Haupt geziert mit Perlen,
Kam auf mich zu; ſie reichte mir die Hand,
Die, ach! ſo lang' gewünſchte. Welche Wonne
Durchſtrömte mir das Herz! — Sie ſprach:
„Erkenne, was dich zog von ſchlimmen Pfaden,
An was dein junges Herz ſich band.“
Dann ſetzte ſie ſich nieder, an dem Bache,
Im Schatten eines Lorberbaums

*) Son. 206.

Und einer Buche, sprach mein Lieber setze dich zu mir
„O meine Theure! — rief ich — Herzerkohrne!
Wo kömmst du her? Wo willst du hin? —
Bist du im Leben noch? Sie sprach: Ich lebe;
Du aber lebst dem Tod', und wirst so leben,
Bis du der Erd entfliehst. Der Tag bricht an,
Auf, höre: Alles lebt in nichts als Träumen
Auf dieser Welt. Komm bald zu mir, dort leben
Wir still vereint in Herzens Einigkeit. ꝛc. ꝛc."

So sprach Petrarca's Seele zu sich selbst in seiner Sinnen Liebestraume. Kurz darauf erhielt er die Nachricht von dem Tode seiner Laura.

In politische Geschäfte verwickelt, konnte der Dichter nur zuweilen sich seinen Gefühlen überlassen. Und so prächtig und pompbaft auch seine Krönung zum Dichter in Rom auf dem Kapitol war, so gab das Alles doch seinem Herzen keinen Frieden: denn seiner Seele Seele, seine Laura war von ihm geschieden. Sein Engel hatte ihn verlassen, und die Verführerinn trat wieder zu ihm. Er wurde bewegt, eigensinnig, und warf übel gelaunt, einen neuen Haß auf die Weiber.

Er entschlief endlich den 19ten Julius 1347 ganz unvermuthet und lebet seines Glaubens und seiner Liebe zu seiner Laura, bei und mit ihr, so wie er ewig leben wird, in seinen herrlichen Gesängen.

Die Wissenden des heimlichen Gerichtes, die Vehmrichter ꝛc.

In einem bei dem Schwäbischen Bunde Anno 1515 verhandelten Prozesse bezeugen

1) Rudolph von Hohenek, ein Edelmann von Trochtelfing;
2) Bartholomä Beißer, Burgvogt zu Wallerstein;
3) Wilhelm Jäger von Dettingen,
4) Hans Wiesing von Illenschwang,
5) Klaus Stoß von Hohentrüchtingen, folgenden merkwürdigen Vorfall.

„Vor fünf und vierzig Jahren, mithin im Jahre 1470, hätten sich die Wissenden vierzehn an der Zahl, nach Wildburgstetten eingelegt, dortselbst einen Tag angeschlagen, und rechtliche Handlungen pflegen wollen. Als aber der damals regierende Graf Ulrich von Öttingen deß berichtet worden, habe er alsogleich dreißig Mann zu Pferd, und zweyhundert zu Fuß abgeordnet, die Wissenden im Wirthshause auf-

heben, und ihrer dreyzehn gefangen nach Wallerstein und Öttingen führen, auch im Unwillen und mit dem Entschluß sie zu ertränken, bereits Säcke machen lassen; von welchem schmählichen Tode sie jedoch die Vorbitte der Öttingischen Edelleute gerettet habe.*) Der vierzehnte von ihnen hingegen, Kaspar Schüß, ein Bäcker von Dünkelsbühl, der sich bey seiner Gefangennehmung habe wehren wollen, sey erstochen worden."

Der Burgvogt Beißer, hielt diese sogenannten Wissenden fur Zauberer, weil man sie ertränken wollte. Die wahre Erklärung gibt uns aber ein Öttingisches Klaglibell von 1516, denn da heißen sie: des heimlichen oder Westphälischen Gerichts Wissende oder Schoffen.

Der Ursprung dieses Gerichtes wird schon Kaiser Karl dem Großen zugeschrieben. Jedoch erstreckte sich dasselbe Anfangs nur auf Westphalen, wo es unter der Oberaufsicht des Herzogs von Westphalen ein kaiserliches Landgericht vorstellte, und mit einer Inquisition gegen die Ketzer und Unglaubigen verbunden war.

Im Jahre 1371 errichtete Kaiser Karl der VI. einen Landfrieden in Westphalen. Als nun diesem nach und nach die mehresten Städte in Deutschland bei-

*) Öttingisches Wochenblatt vom Jahr 1787. N° 33 und 34. Journal von und für Deutschland. 1788. 2. Th. S. 89.

traten, und zu deſſen Handhabung beſondere Friedensgerichte aufſtellten, ſo geſchah es, daß dieſe Friedensgerichte durchaus den Nahmen und die Form der heimlichen Weſtphäliſchen Gerichte annahmen, und ſich durch dieſe Veranlaſſung über das ganze Reich verbreiteten. Denn obgleich Kaiſer Wenzel im Jahr 1387 den Weſtphäliſchen Landfrieden wieder aufgehoben, und einen andern nachher errichtet hat; ſo ſind doch die heimlichen Weſtphäliſchen Gerichte bis zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts geblieben, und haben durch ihre Grauſamkeit und Ausſchweifungen die lauteſten Klagen verurſacht.

Auch Spangenberg in ſeiner Mannsfeldiſchen Chronik erzählt: dieſe Vehmrichter wären ſo vermeſſen geworden, daß ſie vermeint ihre Gewalt erſtrecke ſich durchs ganze Deutſche Reich *); daher ſie dann ohne Scheu zu weit gegriffen, unſchuldige Leute ihres Gefallens zum Tode verurtheilt und ums Leben gebracht, und darnach erſt erkennen laſſen, ob ihnen Recht oder Unrecht geſchehen ſey.

Das Gericht mußte die Kaiſerliche Hoheit und Gerichtsbarkeit der Hochgerichte anerkennen; wiewohl es ſich ſelbſt den Kaiſer Friedrich den III. um Leib, Ehr und Gut vorzuladen die Freyheit nahm; die oberſte Aufſicht hatte der Churfürſt von Kölln als Herzog von Weſtphalen. In Dortmund war ein Gene-

*) Datt. de paco publica. L. IV. C. 2 — 8 Koch. Institut. Juris. Criminal. I. §. 665.

ral-Kapitel, wohin man von den andern Gerichten appeliren und sich Raths erholen konnte.

Die richtenden Personen waren Stuhlherrn und Freigrafen, welche das Gericht in einem bestimmten Bezirke vom Kaiser zum Lehen überkommen, und den Vorsitz führten. Ihre Beisitzer, deren wenigstens vierzehn seyn mußten, waren die Freischöffen; welche darum die Wissenden *) hießen, weil sie der Heimlichkeiten des Gerichtes wissend waren. Jeder Freigraf und Freischöffe mußte auf der rothen Erde, (welches Land deshalb, und der Blutgerichte wegen, welche dort gehegt wurden, Terra rubra genannt wurde) d. i. in Westphalen belehnt und beeidigt worden seyn.

Es gab keine Stadt, keine Regierung und keine Kanzley, unter deren Bürgern und Mitgliedern nicht Wissende verborgen gewesen wären. In Nördlingen **) mußte jedes Mal der Stadtschreiber ein Wissender seyn, welcher sogar eine eigene Gerichtsordnung in Verwahrung hatte.

Auch Graf Wilhelm von Öttingen war ein substituirter Freygraf, weswegen er im Jahr 1467 als Westphälischer Richter die Reichsstadt Weißenburg ***) mit Exekution überziehen wollte.

---

*) Kopp über die heimlichen Gerichte in Westphalen, Göttingen, 1774. Beck, Geschichte der westphälischen Vehmgerichte.

**) Von dieser ehemaligen Reichsstadt finden sich Nachrichten in Oetters Sammlungen 1. B. S. 147.

***) Hütter, das Vehmgericht des Mittelalters. Leipzig 1793. Europäische Annalen, Jahrgang 1811. St. 9.

Die Art bey diesem Gerichte zu verfahren, war verschieden: je nachdem der Beklagte abwesend, oder gegenwärtig, wissend oder unwissend, und von einem Schöffen oder einem Unwissenden angegeben war. Auf alle Fälle war die schnellste Exekution zur Hand; und wenn sich auch einer durch die Flucht retten und verbergen wollte, so schlichen wenigstens immer vier Wissende auf das geheimste im ganzen Reiche herum die den Geflüchteten ausspürten, und wo sie ihn fanden, am nächsten besten Baume hinknüpften. Ein Messer neben dem hängenden Leichnam in den Baum gesteckt, zeigte an, daß sie es als Freischöffen gethan hatten, und niemand durfte es wagen, ihnen Anderlich zu seyn.

Heimlich hießen diese Gerichte daher, weil die Anklagen insgeheim geschahen, das Urtheil und selbst die Exekution geheim und in der Stille gefällt und vollzogen wurden. Und auch das, ob einer ein Westphälischer Freischöff und Wissender sey, war für den Ungeweihten ein Geheimniß. Bey ihrer Annahme mußten die Schöffen durch den feyerlichsten Eid geloben: „das sie wollten die heilige Vehme verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allen was die Sonne bescheint und der Regen benetzt, vor alle dem, was zwischen Himmel und Erde schwebt."

Wenn sie nun diesen Eid abgelegt, und die Heimlichkeiten erfahren hatten, so wurde ihnen zugleich

die angeblich schon von Kaiser Karl dem Großen gesetzte Strafe des Verräthers eröffnet, nach welcher derjenige, so das Geringste den Menschen oder den Thieren offenbaret, unvertagt ergriffen, ihm seine Hände und Augen verbunden, die Zunge herausgerissen, und er an einem dreyfachen Strick, sieben Schuh höher, denn ein anderer Dieb, gehenkt werden soll.

Die Feyerlichkeiten, womit sich das heimliche Gericht versammelte, waren an mehreren Orten diese:

Um Mitternacht versammelten sich die Wissenden auf dem Kirchhofe desjenigen Dorfes oder Fleckens in welchem sie ihr Gericht zu halten gesonnen waren. Mit Anbruch des Tages verkündete das Läuten aller Glocken den Inwohnern die Ankunft dieser furchtbaren Gäste. Alles, Groß und Klein, mußte sich nun auf das freye Feld begeben, und in einen Kreis niedersetzen, in dessen Mitte der Freigraf nebst seinen Schöffen saß, und Schwert und Strick vor sich liegen hatte.

Die Verbrechen, über welche er von den Schöffen heimliche, oder von den Unwissenden öffentliche Anklagen annahm, waren folgende:

Ketzerey und Unglauben, Kirchenraub, Hochverrath, Mord und Mordbrennen, Nothzucht, Räuberey, Diebstahl, Verweigerung Rechtens und Widerspenstigkeit gegen das Gericht, seine Schöffen und Boten, u. s. w.

Saß im Kreiſe irgend Jemand, der wegen ſolchen Vergehen nicht im beſten Rufe war; ſo trat ein Schöffe zu ihm hin, berührte ihn mit ſeinem weißen Stabe und ſagte ihm leiſe die Worte in's Ohr: „Freund! es iſt anderswo ſo gut Brot eſſen, wie hier.“ Das hieß: wenn du kein gut Gewiſſen haſt, ſo ſteh auf und geh' davon.

War nun der auf dieſe Art ein und zwei Mal gewarnte Mann ſich nichts Böſes bewußt, ſo konnte er es darauf ankommen laſſen und ſitzen bleiben. Wenn aber einer dem Landfrieden nicht recht trauen wollte, ſo war ihm erlaubt aufzuſtehen, und öffentlich davon, und aus dem Lande zu gehen. Niemand durfte eine Hand an ihn legen. Nur war dadurch ſein ganzes Vermögen verfallen. Wenn hingegen der warnende Schöffe zum dritten Male mit ſeinem Stabe jemand berührte: ſo war das ein Zeichen, daß er eines Verbrechens nicht nur verdächtig, ſondern heimlich wirklich angeklagt und überwieſen worden war, und auf dieſen Fall wurde der Unglückliche ohne weitere Umſtände ſogleich gebunden und am nächſten Balken oder Baume hingehängt.

Das Hängen war überhaupt die gewöhnliche und einzige Strafe, deren ſich die Weſtphäliſchen Richter gegen anerkannte Verbrecher, ohne Ausnahme des Standes und der Perſonen bedienten. Auf dieſe Art wurde im Jahre 1385 ſogar ein Graf von Werningerode durch die Wiſſenden gehenkt. Gemeiniglich mußten die jüngſten Schöffen dieſes Amt verſehen:

aber auch dieſes geſchah ſo geheim, daß man bei keinem erfuhr, wer ſein Henker geweſen. Noch im Jahre 1515 hat Herzog Ulrich vom Wirtemberg als Freiſchöffe den Johann von Hutten im Böblinger Walde mit eigener Hand zum Tode gebracht.

Wenn man nun die furchtbare Gewalt der Wiſſenden betrachtet, ſo muß man allerdings erſtaunen; daß Graf Ulrich von Öttingen ſo kühn ſeyn konnte*) ein ganzes Gericht aufheben zu laſſen, und zu einem ſchmählichen Tode in den Säcken zu beſtimmen. Zum Theil läßt ſich dieſes daher erklären:

---

*) Als Herzog Wilhelm III. von Sachſen ſich mit der Katharina von Brandenſtein vermählt hatte, war die Vehme ſo kühn, dieſen mächtigen Fürſten, von welchem ſeine Zeitgenoſſen zu ſagen pflegten: „Legt Herzog Wilhelm ſeine Sporn an, und geht über den Schloßhof zu Weimar, ſo hört man ſie im ganzen Reiche klingen" — vor ihr Gericht zu laden. Er ließ dieſem furchtbaren Gericht zurück wiſſen: er werde kommen, begleitet von 3000 Rittern; und die Vehme ließ ihm ſagen, er möge demnach nur daheim bleiben. Der Herzog aber ließ die Wiſſenden, die ihm die Einladung gebracht hatten, henken. Die ihm nicht gewogenen Mönche und Erfurter nannten ihn den Harten, Unfreundlichen; er ſelbſt aber hieß ſich einen oberſten Handhaber aller guten Werke, und er hatte dazu Fug und Recht, wie ſeine Geſchichte beweißt. Kreyſigs Beyträge ꝛc. 2 Thl. S. 325. Sagittarii Hist. Goth. p. 163.

1) Wahrscheinlich ist Graf Ulrich, wie sein vorher schon verstorbener Bruder Wilhelm, auch ein Wissender gewesen. Mithin mußten diese Schöffen gegen ihn schon mehrere Rücksicht, als gegen einen andern nehmen.

2) Etliche Jahre vorher, nämlich 1461 hatten sich Oesterreich, Pfalz, Baiern, Würtemberg, Baden, nebst mehreren Prälaten, Grafen und Städten in Schwaben verbunden: den westphälischen Richtern einmüthig und mit Gewalt zu widerstehen. Graf Ulrich konnte sich also auf dieser ihren Beistand, auf ihre Unterstützung verlassen.

3) Die Wissenden zu Wildburgstetten, mußten sich diese Behandlung um so eher gefallen lassen, weil sie sich ohne Ordnung, und ohne den nöthigen Vorsitz eines Freigrafen versammelt hatten. Vielmehr haben sie ferner

4) gegen ihre eigenen Statuten gefehlt, daß sie sich unzuständiger Weise in den Sprengel eines anderen Stuhlherrn und Landrichters eingemischt. Wozu noch

5) kömmt, daß die Grafen von Öttingen, auser den Privilegien ihres Bluthannes und kaiserlichen Landgerichts, nicht nur von allen und jeden Landgerichten und andern Gerichten, sie heißen und seyen wie und wo sie wollen, sondern sogar von den höchsten Hofgerichten, um so vielmehr also auch von den untergeordneten Westphälischen Stühlen, durch vielfache Begnadigungen eximirt und befreiet, und vor Nie-

mand als dem Kaiser unmittelbar oder vor dessen Hofminister, Rede und Antwort zu geben schuldig waren.

Durch das so eben bemerkte Bündniß von 1461, mögen die westphälischen Gerichte schon einen starken Stoß bekommen haben. Der damals regierende Kaiser Friederich der III. schränkte sie aus eigenem Antriebe immer noch weiter ein. Kaiser Maximilian stellte ein bestimmtes und wohlgeordnetes höchstes Reichs- und Kammergericht auf; und Kaiser Karl der V. publizirte eine ganze neue peinliche Gerichtsordnung, wodurch eine Menge bisheriger Unordnungen abgestellt wurden. Und da auch während dieser Zeit sich die Landeshoheit der Stände gegen die kaiserliche Gerichtsbarkeit, deren Ausfluß die westphälischen Gerichte waren, immer mehr bewährte und befestigte: so ist es durch diese vereinigten Umstände geschehen, daß die westphälischen Gerichte in gänzlichen Verfall kamen, und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts von sich selbst aufhörten.

Meistergesang und andere Denkmale vom Hörnen Siegfried.

Von dem seltenen und seltsamen Buche: Johannis Staricii neu vermehrter Helden-Schatz, das ist, Naturkündliches Bedenken über und bey vulkanischer, auch natürlich-magischer Fabrefaction und Zubereitung der Waffen des berühmten Helden Achilles in Griechenland, daraus neben vielen Seculis zu vernehmen, was zu materialischer Ausrüstung eines Kriegs-Helden vornehmlich gehörig. Erstlich in 4 Theile abgetheilt, nunmehro aber nicht allein in solchen vier Theilen verbessert, sondern auch mit dem fünften, sechsten und siebenden Theile worinn viel schöne, zur Gesundheit, Schimpff und Ernst dienende Kunst-Stücke bey dieser sechsten Auflage vermehret, 1734. 8. 1 Alph. 4 Bogen," wie es in der Hamburgischen Staat- und Gelehrten Zeitung, 1734 Nro 30. und in den Niederländischen Nachrichten 1734 Nro 9. S. 74 angezeigt steht, habe ich sagt der gelehrte Büsching eine ältere Ausgabe in sechs Theilen, 600

S. 12. deren Jahr und Ort aber ungewiß sind, da die ersten Blätter fehlen. Die ersten vier Theile sind aber offenbar noch älter, obgleich ich den Verfasser nirgend angeführt finde, und das Ganze hat das Ansehen eines Volksbuches, auch durch die vielen Fortsetzungen und Auflagen: so daß jene gelehrten Blätter auch groß Aergerniß daran nehmen. Hier kömmt nun im ersten Theile, S. 79 — 81 folgende Stelle vor. Es ist die Rede von der magischen Anfertigung unwiderstehlicher und undurchdringlicher Truß- und Schutz-Waffen, besonders aus dem Electrum des Paracelsus. Marcu Claudius Paradinus *) meldet in Heroicis, von dem D. Thoma de Aqvino, daß derselbe habe ein Messer gehabt, mit dem er einen Eysen gestellten (gestählten?) Amboße in der Mitte habe von einander schneiden können.

Deßgleichen seynd auch gewesen die Schwerdter des Hörnin Seyfriedes, dessen Geschicht zu Worms auch am Rathhaus von Alters hero künstlich abgemahlet, zum Zeugniß Historischer Wahrheit noch heutiges Tages zu sehen seyn werden. So wird auch der Rosen-Garten daselbst, in welchem bey seiner Zeit viel Helden erschlagen worden, und er selbsten ums Leben kommen, ausserhalb der Stadt daselbsten, noch heutigen Tages gezeiget.

---

*) Lebte um 1560, und schrieb Emblemes heroiques.

Ein Brustharnisch, der nicht durchgehauen oder durchstochen mag werden, wird von Horn und Filz gemachet, soll des Hörnin Seyfrieden Kunst gewesen seyn.

Die Stadt Worms aber, soll ihren Namen von Würmern haben, nemlich von den vielen bösen Würmern, so allda gewohnet, und bekommen werden. Deren dann der Hörnin Seyfried viel verbrand, und erschlagen, mit welcher Safft er sich geschmieret, und also Hörnin worden.

Wenn auch jemand in der Singschulen der Meistergesänge öffentlich daselbsten die Gesicht *) vom Hörnin Seyfriede auß dem Kopff also aufsteigen kann, daß von den darzu bestellten Merckern oder Zubicirern, wie man sie zu nennen pflegt, kein Verßlein ausgelöscht oder notiret wird, sondern selbige gantz außinget, so wird ihm ein gewiß ein Stück Geld, zu schuldiger Verehrung, vom Rath der Stadt Worms, alter Gewohnheit nach gereichet. Ist derowegen nicht alles Fabelwerk und eytel, was dießfalls etliche blinde Tiltappen die nichts vor klug halten, als was sie selbsten verstehen, ja die nicht vermeynet hätten, wie jener sagte **) daß die Welt so weit wäre, vor dieser

*) Lies Geschicht oder Gedicht.

**) Auch Schelmufsky sagte, als er vors Thor hinaus kam: Sapperment, wie kam mir alles so weitläufig in der Welt vor!"

und andern dergleichen Geschichten blateriren und narriren, zuvoraus was von des Seyfrieden Schwerdern Meynung, Roland, Durant in Historien gefunden wird.

Diese Stelle enthält vielfach Merkwürdiges. Zuvörderst scheint durch das Messer des Thomas von Aquin angedeutet, daß Siegfried mit seinem Schwerte auch den Amboß durchhauen habe: dieß erzählt aber nicht die Deutsche, sondern nur die Nordische Sage. Auf ähnliche Weise durchschneidet in der Wilk-Saga, Kap. 23 Wieland mit seinem Schwerte den Schmidt Amilias in Helm und Harnisch. Dabei wird von mehren Schwerdtern Siegfrieds geredet, und sie werden zuletzt genannt „Meynung, Roland, Durant." Das erste ist offenbar der berühmte, von Wieland geschmiedete Mimmung Wittichs und eine Verwechslung mit Siegfrieds Balmungen, welche auch schon in der Dresdner Handschrift des Rosengarten-Liedes (Stanze 403. vgl. die Anmerkung dazu im Heldenbuche) vorkömmt. Den Mißverstand, daß aus Rolands Schwert Durant zwey Schwerter, Roland und Durant gemacht sind, sieht jeder leicht. — Die Ableitung des Namens Worms ist dieselbe, wie bey Quaden von Kindelbach (vgl. Idunna, 1813. Anzeiger Nro 11.), der auch des Gemäldes und andere Denkmale von Siegfrieds Geschichte daselbst, näher gedenkt. — Den Namen Rosengarten führt bekanntlich noch eine lustige Aue bei Worms.

Daß Siegfried darinn umgekommen, erzählen auch die Auszüge bey dem alten Heldenbuche, nicht aber das Rosengarten-Lied im Heldenbuche selber. Es ist wohl nur eine Verwechslung mit Siegfrieds Mord im Odenwalde, wie Quaden und das Lied von Siegfried und die Niebelungen erzählen, von welchen letzten das Rosengarten-Lied überhaupt nur ein späterer Nachklang zu seyn scheint.

Endlich, die neue merkwürdige Nachricht, daß damals noch der Rath zu Worms, aus alter löblicher Gewohnheit, denjenigen, der in der Meistersängerschule dort den Gesang von Seyfried ohne Fehl ausgesungen, eine Verehrung gereicht habe, — diese scheint ein guter Fund für diejenigen, deren Meistergesang und Minne-Lied und Volks-Lied eines und dasselbe ist. Man könnte hienach das Lied vom Hörnin Siegfried, daß ich in meinem Heldenbuche erneuet habe, für einen solchen Meistergesang halten. In der absoluten Identität mag dieß hingehen: aber wo es einmal Meistergesang und Volkslied neben und gegen einander giebt, muß man beide noch unterscheiden. Ursprüngliche Verwandtschaften und Uebergänge giebt es freylich, wie überall, so auch hier. Jenes Lied vom Hörnen Siegfried ist aber offenbar durchaus volksmäßig in Stanze, Weise, Sprache und Darstellung, mehr als die meisten übrigen aus dem großen Sagenkreise, in welchen es rhapsodisch eingreift. Nimmer hätten die Mercker die vielen Freiheiten die-

ſes Liedes in Sprache, Sylbenzahl und Reime durchgehen laſſen, und es hätte immer den Preis erhalten. Uiberhaupt lagen den Meiſterſängern, als ſolchen, dergleichen weltliche Gegenſtände fernab, obwohl manche ſie auch wohl daneben bearbeiten, wie Hanns Sachs. Wenn ſie aber auch hie und da ſolchen Stoff mit aufnahmen, wie ſolches zu Worms durch örtlichen Anlaß mit dem Hörnen Siegfried geſchah, ſo ſchlugen ſie ihn auch über ihren gewöhnlichen Leiſten. Ein rechtes Beyſpiel hievon iſt der Meiſtergeſang über Heinrich den Löwen im langen Ton Heinrich Müglings (abgedr. ſammt der Singweiſe, in Iduna, 1813. Nro 13), der in einem wirklichen Bar (Meiſtergeſang) von drey künſtlichen zwanzigreimigen Geſätzen, (Strophen) die reichhaltige alte Sage zuſammenzwängt und zwickt; welche dagegen in den alten Volksliede (erneut in Büſchings Volksſagen, S. 213) in 10¼ achtreimigen Stanzen des Heldenbuchs eben ſo volksmäßig geſungen wird, wie das Lied vom Hörnen Siegfried. Und gewiß würde ſich bey dem letzten ganz daſſelbe Verhältniß offenbaren, wenn ſich der in Heldenſchatz erwähnte Meiſtergeſang, der wohl mit den Meiſterſängern ſelber aufgehört hat, noch wiederfände, was allerdings zu wünſchen iſt.

Ein ſehr ähnliches Verhältniß zeigen auch in Norden die ſpätern kurzen, künſtlichen und verwikelten Lieder der Sklaven Bragi, Thorſin und Thiodolf

von Sigurd und Fafnir (Siegfrieds Drachenkampf) in Vergleichung mit den ältern, längeren, einfachen und namenloſen Edda-Liedern deſſelben Inhaltes. Jene noch ungedruckten Sklaven-Lieder, von denen ich durch die Güte des Herrn Profeſſor Müller zu Kopenhagen eine Abſchrift erhalten habe, werde ich nächſtens bekannt machen.

Geſchichte des Schachſpiels.

Man hat mehrere Arten dieſes Spiels, wovon die vornehmſten folgende ſind: 1. das kleine oder alte Schachſpiel, welches mit 16 Steinen auf einer länglichen Tafel von 64 Feldern geſpielt wird; 2. das neue oder große Schachſpiel, welches in dem Dorfe Ströpke das Courierſpiel heißt und mit 24 Steinen, worunter 4 Couriers ſind, auf einer Tafel von 96 Feldern geſpielt wird; das welſche Schachſpiel, das ſeine Geſtalt in Italien erhalten hat, und noch bey uns geſpielt wird.

Ueber die Erfindung des Schachſpiels ſind eine Menge Muthmaßungen vorhanden, die wir erſt anführen und dann die wahrſcheinlichſte Meinung vortragen wollen. Jacobſon meint, es ſey aus dem Damenbretſpiel entſtanden, und ſey nur eine Verfeinerung deſſelben.

Einige ſetzen das Alter dieſes Spiels in die Zeiten des Trojaniſchen Kriegs und machen den Palame-

des zum Erfinder deſſelben; auch ſollen Homer, der den Ajax mit dem Proteſilaus in Gegenwart des Ulyſſes Schach ſpielen läßt, ferner Herodot und Euripides in ſeiner Iphigenia deſſelben gedenken. Allein Palamedes erfand wohl vor Troja ein Spiel, damit die Soldaten nicht auf Meuterey denken möchten, aber man hält es mehr für ein Würfelſpiel und nicht für das Schachſpiel.

Die Römer hatten ein Spiel, das wohl mit dem Schachſpiele eine Ähnlichkeit haben konnte, aber doch keineswegs das jetzige Schachſpiel war. Es führte den Nahmen **ludus latrunculorum**, welches Einige durch Räuberſpiel überſetzt haben, es heißt aber Soldatenſpiel, denn latrunculus kommt her von λατρις, **servus, famulus, miles.** Zur Zeit des Enninus und Plautus hieß **latrocinari** ſoviel als **militari** und **latrocinium** ſo viel als **militia** oder **milites, Soldaten.** Es wurde mit 30 Steinen, welche ſie **latronis milites**, oder Soldaten nannten, und zwar mit 15 ſchwarzen und eben ſo viel weißen Steinen geſpielt. Wer nun des Andern ſeine Soldaten und ihren Anführer, der rex genannt wurde, gefangen nehmen konnte, der hatte das Spiel gewonnen. Die Figuren dazu waren von Gold, Silber, Criſtall oder Glas, und das Spiel will man für eine Abbildung des Kriegs halten.

Andere behaupten der Philoſoph Serſes, ein Miniſter des babyloniſchen Königs Ammolni, habe das Schachſpiel um das Jahr 3635 n. E. d. W. er-

erfunden, theils um die Prinzen mit etwas Neuem zu beschäftigen, theils um ihn von dem Hange zur Grausamkeit abzuhalten, ihm Furcht einzujagen, und ihn zu belehren, daß Könige ohne den Beystand der Menschen ohnmächtig, nicht sicher auf dem Throne und leicht zu unterdrücken wären, wenn sie nicht von ihren Unterthanen beschützt und bewachet würden.

Philipp Stamma, ein geborner Syrer aus Aleppo der über das Schachspiel schrieb, leitete den Ursprung desselben aus dem glücklichen Arabien her. Einige schreiben die Erfindung desselben den Abubeker Ebn Mohammed Ebn Yacha Ebn Abdollach Ebnol Abbas Ebn Sul Takin Absuli zu.

Johann Fabricius aus Danzig sagt, daß der eigentliche Erfinder des Schachspiels ein persischer Philosoph und Mathematiker, Namens Schatrenscha, gewesen sey. In der Geschichte des Timur-Bek oder Tamerlan heißt es, daß er sich oft mit dem Spiel Schatreinscha, welches nachher, nach dem Namen seines Erfinders, Schachspiel genannt wurde, beschäftiget habe.

Danies Barrington leitet dieses Spiel von den Chinesen ab, von welchen es über Tibet, Bengalen und Hindostan nach Persien gekommen seyn soll. Zu Alexanders Zeit kann es noch nicht in Persien bekannt gewesen seyn, sonst wäre es gewiß auch nach Griechenland gekommen.

Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß das Schachspiel eine Erfindung der Morgenländer und,

aller Wahrscheinlichkeit nach, der Indianer ist. Assephadi sagt in seiner Auslegung eines berühmten arabischen Gedichts des Tograi: die Indianer rühmten sich dreyer Dinge, eines Fabelbuches, ihrer Rechnungsart und des Schachspiels. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts kam dieses Spiel nach Persien, indem es ein indianischer König dem persischen König Cosroes († 580) mittheilte. Hydius sagt, daß die Verpflanzung des Schachspiels aus Indien nach Persien, in die Zeiten des Nushiravan falle, der mit dem Justinian gleichzeitig lebte, und daß die Erfindung desselben den Indianern gehöre, worin ihm D. Willis beystimmt. Eben dieser Hydius erzählt am angeführten Orte, daß das Schachspiel schon auf den amerikanischen Inseln angetroffen worden wäre, als die Europäer zum ersten Male dahin gekommen wären, woraus er schließt, daß die Bewohner jener Inseln sonst mit den Morgenländern Verkehr gehabt haben müßten. Fast um eben die Zeit, wo das Schachspiel nach Persien kam, wurde es auch unter der Regierung des Kaisers Wu - Ti in Sina bekannt. Die Perser selbst schrieben die Erfindung desselben einem indianischen Brahma, zu Anfang des fünften Jahrhunderts, Namens Zezeb Eber Daher, zu, den die Araber Sessa oder Sissa Ebn Dahir nennen, welcher den jungen König Bebub oder Behram dadurch unterrichten wollte. Weichmann fand zuerst, daß das Wort Schach aus der persischen Sprache herkomme, wo es einen König bedeute, und übersetzte also Schachspiel durch

Königsspiel, welchen Namen das Spiel von seiner Hauptperson, nämlich von dem König erhalten hatte.

Die Perser theilten dieses Spiel den Arabern mit, und durch diese kam es nach Spanien. Einige haben gemeint, daß man dieses Spiel vor den Kreuzzügen nicht in Europa gekannt habe; allein der erste Kreuzzug fällt in's Jahr 1096, und in England kam das Schachspiel schon zur Zeit Wilhelms des Eroberers († 1088) also vor den Kreuzzügen auf. Das ist aber nicht zu läugnen, daß es zur Zeit der Kreuzzüge, besonders im 12ten Jahrhundert, erst durch die Araber in Europa bekannter wurde, und besonders auch nach Italien kam, wo es etwas von seinem Eigenthümlichen verlor, indem die Italiener den General (Ferz) sehr ungeschickt in eine Königin, den Elephanten in einem Thurm oder Castell, zur Sicherheit des Königes, und den Laufer in einen Narren verwandelten, weil damals die Hofnarren immer zunächst um die Könige waren. Die ersten abendländischen Schriftsteller, die des Schachspiels gedenken, sind die Verfasser der teutschen poetischen Ritterromane von der Tafelrunde, zu deren Zeit das Schachspiel an den Höfen der Großen bekannt war. Zwischen Braunschweig und Halberstadt liegt ein Dorf, Stropke oder Ströpke, wo die Bauern von jeher gute Schachspieler waren.

Unter den Griechen ist die berühmte Prinzessin Anna Comnena, die um 1148 schrieb, die Erste, die des Schachspiels unter dem Namen Zatrikion, als ei-

nes Spiels, das von den Persern zu den Griechen kam, Erwähnung thut. Dieses Wort hat Ähnlichkeit mit Schatrenscha.

Im Jahre 1240 wurde auf der Synode zu Worcester das Königs und Königinn Spiel verboten, welches wohl nicht vom Kartenspiel, wie Du Fresne will, sondern um so viel mehr vom Schachspiel zu verstehen ist, da es schon zu den Zeiten Wilhelms des Eroberers in England bekannt war.

Daß Karl der Große schon Schach gespielt habe, kann nicht erwiesen werden, denn aus den bisher angeführten Zeugnissen erhellet, daß das elfenbeinerne Schachspiel mit arabischen Buchstaben, welche man zu St. Denis aufbewahrt, nicht Karl dem Großen gehört haben kann, und daß der baierische Prinz an Pipins Hofe nicht mit einem Schachbrete sondern mit einem Damenbrete erschlagen wurde.

Man hat es auch nicht daran fehlen lassen, an dem Schachspiele mancherley Veränderungen zu versuchen. Tamerlan hat bald ein rundes, bald ein längliches Schachbret gebraucht, zwölf verschiedene Steine angegeben, und die Fächer bis auf 110 vermehrt.

Der König Ludwig der XIII in Frankreich hatte ein Schachspiel das einem ausgestopften Kissen glich, und wo die Steine mit Nadeln versehen waren, daß man sie auf dem Kissen feststecken und also auch in einen Wagen oder in einer Sensfte damit spielen konnte.

Herzog August von Braunschweig, der unter dem

Namen Guſtavus Selenes über das Schachſpiel ſchrieb, erfand ein Schachbret, das in die Länge 12, in die Breite aber nur 8 Fächer hatte.

Weichmann ſchlug Schachbrete vor, wo 4, 6, bis 8 Perſonen zugleich ſpielen konnten.

Harsdörfer lehrt, wie die Boden eines Zimmers einem Schachfelde gleich belegt, und darauf mit lebendigen Perſonen geſpielt werden könne, dergleichen Don Juan d' Auſtria auch wirklich angelegt und ſich derſelben bedient haben ſoll.

Euler verſuchte ſchon den Springer, der an einigen Orten auch Reiter oder Röſſel heißt, auf dem Schachbrete wieder dahin zu bringen, wo er ausgegangen war; ob er dieſe Abſicht wirklich erreicht hat, weiß man nicht. Indeſſen hat der Herr Baron von Rimptſch, k. k. Hauptman von Kaiſer Infanterie, dieſer Sache weiter nachgedacht, und eine durchaus anwendbare Formel gefunden, nach welcher er den Springer alle Felder des Schachbrets nur einmal durchlaufen läßt, und ihn aus einem beſtimmten Felde doch zuletzt in ein anderes ebenfalls vorherbeſtimmtes, doch anders gefärbtes Feld bringt. Bey jeder Reiſe weiß man voraus, wie man von jedem willkührlichem Felde, bey dem man angefangen hat, an das Feld gelangen wird, bey dem man aufhören ſoll.

Der Herr Pagenhofmeiſter Hellwig in Braunſchweig hat ein taktiſches Spiel erfunden, welches von zwey und mehreren Perſonen geſpielt werden kann und ſich auf das Schachſpiel gründet.

Die Schottischen Elfen.

(Minstrelsy of the scottish Border).

Das Wort Elfe, welches der ursprüngliche Name jener Wesen zu seyn scheint, die man in der Folge Feen (Fairies) nannte, ist gothischen Ursprungs und bezeichnet wahrscheinlich einen Geist des niedern Ranges. Auf diese Art hatten die Sachsen nicht allein ihre Sand, Hügel, und Berge Elfen, sondern auch Feld, Wald, See und Wasser Elfen. Allein die erste Darstellung der englischen Elfen ist vorzüglich in den Bergelfen oder Duergar der Scandinavier zu suchen. In den frühesten der isländischen Sagas, so wie in der Edda selbst, finden wir den Glauben der nordischen Völker an ein Geschlecht zwergischer Geister, welche die felsigen Gebirge bewohnen und sich einigermaßen der menschlichen Natur nähern. Ihre Beibilder, unter denen wir die Züge der neuen Feen erkennen, sind übernatürlicher Weisheit, das Wissen zukünftiger Dinge und Geschicklichkeit in mechanischen

Künſten, vorzüglich in Schmiedung von Waffen. Sie werden ferner als launenhaft, rachgierig und leicht zu erzürnen dargeſtellt. Die Geſchichte des Elfenſchwerts Tyrfing mag zum gefälligſten Beweis dieſes Hanges dienen.

Suarfurlami, ein ſcandinaviſcher Fürſt, verirrte ſich, als er von der Jagd zurückkehrte in den Gebirgen. Bey Sonnenuntergang ſah er einen großen Felſen und zwei Zwerge die vor dem Eingang einer Höhle ſaßen. Der König zog ſein Schwert und indem er zwiſchen ſie und ihren Aufenthalt ſprang, verhinderte er ihren Rückzug. Als Bedingung ihrer Sicherheit legte er ihnen die Verfertigung eines Schwertes auf, deſſen Gehäng und Scheide von klarem Gold, und deſſen Klinge ſo ſcharf ſeyn ſollte, daß man damit Steine und Eiſen wie ein Gewand theilen könne, und welches den, der es ſchwänge, ſelbſt ſiegreich in der Schlacht mache. Die Elfen willigten in dieſe Forderung, und Suarfurlami verfolgte ſeinen Weg nach Haus. Als er zur beſtimmten Zeit zurückkehrte, überreichte ihm der Zwerg das berühmte Schwert Tyrfing. Sie ſtanden jetzt im Eingange der Höhle und ſprachen folgende Worte: „Dieß Schwert, o König! wird, ſo oft man es ſchwingt, einen Mann tödten; doch es wird drey grauſame Thaten vollziehen, und dein Verderben ſeyn.“ Der König ſprang mit dem bezauberten Schwert hinzu, und ſenkte deſſen beide Schneiden in den Felſen, allein die Zwerge entflohn in ihren Aufenthalt. Dieſes

Schwert verbreitete Strahlen gleich der Sonne, alle die verblendend, gegen die es geführt ward; es theilte den Stahl wie Wasser, und ward nie aus der Scheide gezogen, ohne einen Mann zu tödten. — Herrarar Saga p. 9. Diesem ähnlich war das bezauberte Schwert Stoffung, welches durch einen Seeräuber aus dem Grabe eines norwegischen Fürsten genommen ward.

Die schottischen Fairies sind als eine kleine Art Wesen, von gemischter, oder vielmehr zweifelhafter Natur, dargestellt, launenhaft in ihren Neigungen, und verderbend in ihrem Zorn. Sie bewohnen das Innere grüner Hügel, besonders derer von einer kegelartigen Gestalt, auf welchen sie bei Mondschein ihre Tänze halten. Die kreisförmigen Spuren die sie auf der Oberfläche zurück lassen, sind zuweilen gelb und verwittert, zuweilen von dunkelgrüner Farbe, und es ist gefährlich, in ihnen zu schlafen, oder nach Sonnenuntergang daselbst getroffen zu werden. Jene großen Rasenstücke, die zuweilen durch die Wirkung des Blitzes, mit besonderer Regelmäßigkeit aus der Erde gerissen werden, schreibt man auch ihrem Einfluß zu. Wenn ein Stück der Herde plötzlich von dem Krampf oder einer ähnlichen Krankheit befallen wird, so heißt es, daß es Elf geschossen sey, und die bewährteste Heilung ist, den leidenden Theil mit einer blauen Rütze zu reiben, wodurch wirklich oft der Blutumlauf wieder hergestellt werden mag. Die dreieckigen Kiefelsteine, die man häufig in Schottland

findet, mit denen die alten Bewohner wahrscheinlich ihre Pfeile spitzten, werden für Werkzeuge der Rache dieser Geister gehalten, und Elf-Pfeilspitze genannt. Die rohen erzenen Streit-Aexte der Alten, die gewöhnlich Celts geheißen worden, schreibt man gleichfalls ihrer Arbeit zu.

Gleich den Feld-Elfen der Sachsen ist grün die gewöhnliche Farbe ihrer Kleidung, obwohl sie zuweilen auf dem Moor in Haidebraun, oder in Gewändern mit Steinsaamen gefärbt, bemerkt worden sind. Sie reiten oft in unsichtbaren Reihen, wo ihre Gegenwart durch das grelle Tönen ihrer Zäume entdeckt wird. Bei diesen Gelegenheiten entlehnen sie zuweilen Rosse der Menschen, und wenn diese des Morgens keichend und ermüdet, mit aufgelößtem und verworrenen Schweif und Mähnen gefunden werden, so kann dies eine bequeme Ausflucht für die Reitknechte seyn, so wie der Volks-Glaube, daß die Elfen die feinsten Getränke in den Kellern der Reichen genießen, gelegentlich die Schuld eines ungetreuen Kellners bemänteln mag.

Außer ihren Zügen zu Pferd sind die Fairies, wie es scheint, auch dem Vergnügen der Jagd geneigt. Zuweilen hausen sie in unterirdischen Wohnungen, bei den Häusern der Menschen, oder dem Volksausdruck gemäß, unter der Thürschwelle, wo sie manchmal einen Verkehr anfangen, durch Borgen und Leihen, und andere gute Dienste. In dieser Eigenschaft werden sie die guten Nachbarn genannt.

Die furchtbarste Gewohnheit der Elfen war ihre Entwendung oder Vertauschung der Kinder, und das Stehlen menschlicher Seelen von ihren Körpern. Dieser Glaube herrscht vorzüglich längst der östlichen Küste von Schottland, wo ein Mittel, sichtbar Druidischen Ursprungs zu Abwendung der Gefahr angewendet wird. Im zunehmenden März-Mond werden Eichen oder Epheu-Zweige abgeschnitten, und in Kränze oder Kreise gebunden und bis zum Herbst aufbewahrt. Nach dieser Zeit läßt man schwindsüchtige Kinder, oder Personen von denen man bei einer verzehrenden Krankheit glaubte, daß die Fairies ihre Seele stahlen, und an ihre Stelle die Seele eines Elfen thaten, dreimal durch diese Kränze gehn. In andern Fällen war die Kur gewaltsamer, und wenigstens so gefährlich als die Krankheit selbst. Lange schrieb man den Geistern in der Zeit zwischen der Geburt und Taufe viel Macht über dasselbe zu, und hielt daher in diesem Zeitraume die Kinder vorzüglich der Gefahr ausgesetzt, von den Fairies genommen zu werden, und die Mütter fürchteten vor allen deren Vertauschung mit einem Wechselbalg. Mannichfache gewaltige Zaubersprüche finden sich in Schottland zur Wiedererlangung eines gestohlenen Kindes. Aber die Macht des Fairies beschränkt sich nicht allein auf ungetaufte Kinder, man glaubte auch oft erwachsene Personen unter denselben, besonders solche, die in einer unglücklichen Stunde von ihren Eltern oder Herren zum Teufel gewünscht worden, die sich nach Son-

nenuntergang bei oder auf einem den Elfen gehörigen Felsen oder Hügel finden ließen, oder sich unvorsichtig zu ihren Spielen gesellten. Nach der Gewöhnlichen Meinung konnten die in ihre Gewalt Gerathenen nur nach sieben Jahren zu den Menschen zurückkehren, und nach Verlauf von noch sieben Jahren verschwinden sie von neuem, und werden nachher selten wieder unter den Sterblichen erblickt.

Der Braunie ward einer von den launigen schadenfroben Elfen sehr verschiedenes Wesen. Er war langhaarig, und wild vom Ansehen. Während des Tags lauerte er an entlegenen Orten alter Gebäude, wo er gern hauste; und des Nachts war er eifrig bemüht, irgend ein Geschäft zu verrichten, das er der Familie, deren Dienst er sich geweiht hatte, annehmbar glaubte. Von Olaus Magnus erfahren wir, daß einigermaßen dem Braunie ähnliche Geister die schwedischen Bergwerke bewohnen.

Ein Wesen gänzlich von den bis jetzt genannten verschieden, ist der Bogle, oder Goblin; ein launenhafter Geist, dessen Vergnügen mehr darin besteht, die Menschen zu verwirren und zu erschrecken, als ihnen zu dienen oder ernstlich zu schaden. Dieß ist der Exprit Follet der Franzosen; und Puck, oder Robin Gutcamerad, obgleich von Shakespear unter Oberons Elfenheer gesetzt, kann füglicher zu dieser Abtheilung Gespenster gerechnet werden. Schaalrock, ein Geist, der im Wasser wohnt, und seinen Nahmen mehreren Felsen und Steinen an der schottischen

Gränze hat, gehört gleichfalls zum Geschlechte der Bogles. Wenn er sich zeigt, scheint er mit Wasser-Erzeugnissen bedeckt zu seyn, besonders mit Schaalen, deren Getöse seine Annäherung verkündet. Von diesem Umstand erhielt er seinen Namen. Er beschließt gewöhnlich seine verderblichen Possen mit einem rauhen Gelächter.

Schaalrock darf nicht mit Klepy verwechselt werden, welches auch ein Wasser-Geist, aber von weit mächtiger und bosbafter Natur ist.

Von allen diesen Geister-Arten kann im allgemeinen bemerkt werden, daß ihre Anhänglichkeit für örtlich, nicht für persönlich gehalten ward. Sie haußten in Felsen, Strömen, verheerten Schlössern, ohne Rücksicht auf die Personen oder Familien zu nehmen, denen diese gehörten. Daher weichen sie sehr von jener Gattung Geister ab, denen in den Hochländern die Beschützung oder Ober-Aufsicht eines besonderen Clans oder einer vornehmen Familie zugeschrieben ward, und die vielleicht noch mehr als der Braunie den Halbgöttern der Alten gleichen. — So erfahren wir aus einer schriftlichen Aufschrift von Monay, daß die Familie Gurlinbeg von einem Geist besucht wird, Namens Garlin Bodachar; die des Baronet von Kinchardin, von Lanchdearg, oder Rothhand, einem Gespenst, dessen eine Hand so roth wie Blut ist; die Familie Tullochgorn von May Monlach, einer weiblichen Gestalt, deren Arm und Hand

der linken Seite mit Haaren bedeckt waren, und die auch anderswo als eine gewöhnliche Begleiterin des Clans Grant erwähnt wird. Diese Meinungen waren dem Volksglauben so eingeprägt, daß die geistlichen Versammlungen und Aeltesten gewohntermaßen Wissenschaft davon nahmen.

Scotts meisterhaft gezeichneter Springcobold gehört auch hierher.

Wie der Obelisk vor der Peterskirche zu Rom dahin kam.

Von allen Obelisken des alten Roms war nur einer stehen geblieben. Er ragte da, wo vordem der Circus des Nero gelegen hat, neben der Sacristey der Peterskirche hoch in die Luft. Mehrere Päpste hatten den Gedanken gehabt, diese schöne Spitzsäule von rothem Thebanischen Marmor, zur Zierde des Petersplatzes, auf die Mitte desselben vor den Eingang der Kirche zu versetzen; aber die Schwierigkeit der Ausführung hatte sie immer abgeschreckt. Der 113 Palmen hohe Obelisk, der unten 12, oben 8 Palmen Breite hat, wiegt beinahe eine Million Pfunde. Wie die Aegypter und Römer solche Lasten bewegt hatten, war unbekannt; im Mittelalter hatte man nichts Aehnliches versucht; es kam also auf eine ganz neue Erfindung an. Indessen hielt Sixtus der fünfte, der jenen Gedanken wieder auffaßte, nach seiner gewohnten Kühnheit, die Schwierigkeit auch dieser Unternehmung nicht für unüberwindlich. Er setzte daher

im Jahre 1585 ein Kongregation nieder, der die Gelehrten und Künstler, welche sich dieses Wagestück auszuführen getrauten, ihre Plane zur Prüfung vorlegen sollten.

Als dieß bekannt wurde, strömten aus allen Gegenden Mathematiker, Ingenieurs und Baumeister herbey, die der Kongregation ihre Vorschläge in Modellen, Zeichnungen und schriftlichen Aufsätzen darlegten, oder auch nur mündlich beschrieben. Ob deren wirklich fünfhundert erschienen sind, könnte man, wenn es nicht Fontana selbst erzählte, bezweifeln, wiewohl man sich denken kann, daß unter dieser Schaar auch Mancher, der keinen Beruf dazu hatte, aufgetreten seyn mag. Gewiß ist, daß ihre Vorschläge sehr verschieden und zum Theil gar seltsam waren. Die Meisten wollten den Obelisken, ohne ihn niederzulegen, stehend fortschaffen, in einem beweglichen eisernen Gerüste, vermittelst großer Hebel. Manche wollten ihn durch Schrauben bewegen; Einer wollte ihn sogar an einen großen Wagebalken hängen. Der Baumeister Ammanati von Florenz, den der Großherzog ausdrücklich dieser Angelegenheit wegen dem Papste sandte, kam ohne Modell und Zeichnung an, und bat sich ein Jahr Bedenkzeit aus, um über die Sache nachzusinnen. Diesen schickte Sixtus mit derbem Spotte wieder fort. Besser vorbereitet erschien vor der Kongregation der römische Architekt, Dominikus Fontana. Er zeigte ihr ein hölzernes Modell vor, in dem sich ein bleierner Obelisk vermittelst der ange-

brachten Haspel und Kloben mit Leichtigkeit auf- und niederbewegte; er gab über diese Maschinen und ihre Vorrichtung die nöthige Erläuterung, und machte noch überdieß, um jeden Zweifel zu heben, mit der Aufrichtung der Stücke eines kleinen zerbrochenen Obelisken, der bei'm Mausoleum des Augustus am Boden lag, einen Versuch, der vollkommen gelang. Dennoch wurde noch viel hin- und hergestritten, bis man endlich der Erfindung des Fontana vor den übrigen den Vorzug gab. Nur wollte ihm, da sein Name damals noch wenig bekannt war, die Kongregation die Ausführung seines Plans nicht anvertrauen, sondern übertrug sie einem Paar berühmterer Baumeister, die auch sofort, gleichsam um Besitz zu nehmen, auf der Stelle, wo der Obelisk hinkommen sollte, einen großen Pfahl einschlagen ließen.

Indessen fand Fontana, den diese Zurücksetzung mit Recht schmerzte, Gelegenheit, dem Papste, bei dem er Zutritt hatte, vorzustellen, daß seine Idee doch wohl Niemand besser, als der Erfinder selbst ausführen könnte. Sixtus wurde überzeugt und übertrug ihm die ganze Unternehmung. Schleunig traf nun Fontana alle Anstalten zur Ausführung derselben. Er ließ zum Fußgestelle der Spitzsäule den Grund legen, der, weil der feuchte Boden nicht ganz sicher zu seyn schien, auf eingerammte Pfähle gesetzt wurde. Zugleich ließ er viele, überaus starke Seile verfertigen, desgleichen eine Menge dicker Stricke, sehr starke eiserne Stangen, um den Obelisken damit zu bele-

gen, und große Haufen von eisernen Kloben, Bolzen, Reifen, Beschlägen und Werkzeugen jeder Art. Alle Schmieden in Rom, Subiaco und Ronciglione kamen in Bewegung. Indessen langten auch aus den Wäldern von Nettuno große Balken an, von solcher Länge und Schwere, daß jeder von sieben Paar Büffeln gezogen wurde; von Terracina aber kamen dicke, aus Ulmen geschnittene Bohlen und von San Severa Wellbäume von Steinichen für die Haspeln und große Hebebäume von Ulmen; Alles Materialien von auserlesener Güte und der zuverlässigsten Festigkeit.

Um nun den Obelisken zuvörderst von seinem Fußgestelle abzuheben und niederzulegen, ließ Fontana ein großes hölzernes Gerüste verfertigen, verschaffte sich durch Niederreißung etlicher Häuser auf der einen Seite des engen Platzes mehr Raum und durchbrach die Mauern der nahe liegenden Sakristey, um auch auf der anderen Seite des Obelisken Platz für einige Haspel zu gewinnen. Dann bedeckte er den Boden um das Fußgestell herum, damit die ungeheure Last das weiche Erdreich nicht niederdrückte, mit einer doppelten Unterlage von künstlich in einander verschränkten Balken und errichtete auf dieser die acht Säulen jenes Gerüstes, zwischen denen sich der von Seilen gehaltene Obelisk auf- und nieder bewegen sollte. Jede derselben war aus einigen starken Balken zusammengesetzt, hatte 18 Palmen im Umfange und war 123 Palmen hoch. Da es nicht möglich war, Balken von dieser Länge aufzutreiben, so hatte

man mehrere über einander gesetzt, die kunstreich zusammengefügt und von eisernen Reifen umgeben waren. Ueberdem wurden diese Säulen von 8 langen Streben gestützt und durch eine Menge Querbalken, an welche sie durch eiserne Bolzen befestigt waren, mit einander verbunden und unbeweglich gemacht. Der Obelisk selbst wurde, damit er nicht beschädigt würde, zuerst in doppelte Matten eingewickelt und dann mit dicken Bohlen umkleidet. Auf diesen wurden starke eiserne Stangen und Bänder befestigt, die in einander eingreifend, gleichsam ein eisernes Netz bildeten, welches das Gebäuse des Obelisken auf allen vier Seiten umgab und an welches die Kloben, die ihn erheben sollten, angehängt wurden. Mit dieser Umkleidung wog der Obelisk 1,043,000 Pfund. Den größten Theil dieser ungeheuern Last sollten 40 von Pferden und Menschen getriebene Haspel in die Höhe heben; das Übrige sollte durch fünf, 70 Palmen lange, Hebebäume bewegt werden.

Man kann sich vorstellen, wie sehr diese große Zurüstung, da man niemals etwas Aehnliches gesehen hatte, die Neugier spannte; nicht nur aus Rom, sondern aus allen, selbst den entferntesten Gegenden Italiens strömten Menschen herbei, um zu sehen, was man mit diesem Walde von Balken und mit diesem Gewirr von Seilen, Haspeln, Kloben und Hebebäumen ausrichten würde. Sixtus machte daher, um jeder Unordnung bei diesem Zudrängen der Neugierigen vorzubeugen, eine Anordnung in seiner gewöhn-

lichen ſtrengen Manier; er ſetzte nichts Geringeres als Lebensſtrafe darauf, wenn es Jemand wagen würde, an den Tagen, wo jene Maſchinen gebraucht werden ſollten, in den, den Arbeitern angewieſenen Bezirk einzudringen; Niemand ſollte bei ſchwerer Strafe ſich unterſtehen zu ſprechen, oder das kleinſte Geräuſch zu machen, nicht einmal laut ſich zu räuſpern. Auch war wirklich an dem Tage, wo die Maſchinen das erſte Mal arbeiten ſollten, (den 30ſten April 1586) der Häſcher-Hauptmann mit ſeinen Sbirren der erſte, der in jene Schranken eintrat, und es war nicht bloß eine Formalität, daß der Scharfrichter, der ſie begleitete, dort einen Galgen aufpflanzte. Fontana war indeſſen hingegangen, den Papſt um ſeinen Segen zu bitten; er erhielt ihn, doch ſagte ihm dabei Sixtus, wiewohl er ihm ſehr gewogen war, er ſollte wohl überlegen, was er unternähme, denn es würde ihm, wenn's fehl ſchlüge, den Kopf koſten. Doch ſoll der Papſt ſelbſt aus Mitleiden gegen ſeinen Günſtling heimlich befohlen haben, an mehreren Thoren der Stadt Pferde in Bereitſchaft zu halten, damit ſich Fontana, wenn etwa ein unglücklicher Zufall einträte, vor ſeinem Zorne retten könnte. Bei der erſten Morgendämmerung wurden nun zwei Meſſen geleſen; alle Arbeiter kommunicirten, empfingen den päpſtlichen Segen und zogen, ehe noch die Sonne aufging, in den umzäunten Bezirk hinein. Rund umher aber verſammelte ſich eine zahlloſe Menge von Zuſchauern; alle Straſſen waren angefüllt, alle Dächer bedeckt;

der ganze römiſche Adel und alle Kardinäle und Prälaten befanden ſich an den Barrieren zwiſchen den Schweizer- und anderen päpſtlichen Garden. Jeder war in der geſpannteſten Erwartung; aber Niemand wagte es, im Angeſichte jenes unbarmherzigen Galgens auch nur laut zu athmen.

Fontana hatte verordnet, wenn die Trompete ein Zeichen gäbe, ſo ſollte Jeder ſeine Arbeit beginnen; ließ ſich die Glocke auf dem Gipfel des Gerüſtes hören, ſo ſollte Jeder ſogleich nachlaſſen. Dieſem Befehle zu gehorchen, ſtanden 900 Arbeiter und 75 Pferde bereit. Jetzt ertönte die Trompete, und in einem Augenblicke kam Alles, Menſchen und Pferde, Haſpel und Kloben und Hebel in Bewegung. Die Erde erzitterte, das Gerüſt erkrachte, alle Balken bogen ſich unter der ungeheuern Laſt und der Obelisk, der bisher ſchief geſtanden und ſich gegen die Peterskirche hingeneigt hatte, richtete ſich ſchnurgerade in die Höhe. Da dieß erreicht war, gab die Glocke das Zeichen einzuhalten. Aber bald tönte die Trompete wieder und alle Maſchinen arbeiteten von neuem. Zwölfmal zogen ſie an und jedesmal hob ſich der Obelisk höher und wurde durch Keile und Unterlagen von Holz und Eiſen gehindert, wieder niederzuſinken. Endlich ſtand er hoch genug, daß man ihm die Schleife, auf der er weiter fortgeſchafft werden ſollte, unterſchieben konnte. Nun löſte die Engelsburg zum Zeichen, daß Alles glücklich gelungen ſey, ihre Kanonen und die ganze Menſchenmenge, die ſo lange mäuk-

chenstill gewesen war, machte sich Luft durch ein jubelndes Freudengeschrei.

An den folgenden Tagen traf man Anstalten, um den Obelisken auf jene Schleife niederzulegen; ein viel schwierigeres Unternehmen, das manche neue Vorsichtsmaaßregel erforderte. Aber es gelang am 7ten Mai, da die ganze Zurüstung fertig war, eben so glücklich als jener erste Versuch. Die ungeheure Spitzsäule neigte, sobald die Maschinen anzogen, ihr Haupt und sank dann allmählich zur Erde. Mehrere Male mußte man anhalten; dann kamen den Seilen, damit sie die ungeheure Last nicht schwebend halten müßten, großen Stützen von Balken mit eisernen Köpfen zu Hülfe. Endlich erreichte der Obelisk wohlbehalten den Boden und lagerte sich auf seine Schleife. Nun nahm man ihm seine ganze Umkleidung ab, um ihn leichter zu machen und bequemer fortschieben zu können. Aber der 115 Cannen entfernte Platz, wo er anlangen sollte, war niedriger, als die Stelle, wo er sich jetzt befand. Man mußte also, um demselben eine gute, immer in gleicher Höhe fortlaufende, Bahn zu bereiten, erst einen Damm bauen, der mit starken Balken belegt ward und auf beiden Seiten von vielen Streben und Stützen festgehalten wurde. Als dieser vollendet war, ging alles vortrefflich und es waren nur 4 Haspel nöthig, um jene auf Walzen ruhende Schleife mit ihrer schweren Last bewundernswürdig schnell bis an das Ende des Dammes zu schaffen. Hier blieb jedoch der Obelisk

einige Monate ruhig liegen, weil der Papst die Errichtung desselben bis zum nächsten Herbste verschob, damit die Sonnenhitze den Arbeitern sowohl, als den Zuschauern nicht zu beschwerlich fiel.

Indessen war Fontana in diesem Zwischenraume nicht müßig. Er ließ das alte Fußgestell des Obelisken ausgraben und an der Stelle, die ihm nun bestimmt war, wieder aufrichten. Rund umher wurde ein, mit dem Damme zusammenhängender Berg von Erde, die eine Einfassung von starken Balken zusammenhielt, aufgeschüttet. Auf diesem Grunde wurde jenes große Gerüst, das man auseinander genommen hatte, wieder aufgebaut. Auch bekam der Obelisk nun wieder seine vorige Umkleidung und wurde mit den Kloben und Haspeln in Verbindung gesetzt, welche dießmal 140 Pferde und 800 Menschen bewegen sollten. Als endlich am 7ten September Alles in Bereitschaft war, versammelte sich wiederum halb Rom an den Schranken in der gespanntesten Erwartung; denn Jedermann glaubte, es sey noch viel schwerer, den Obelisken in die Höhe zu bringen, als ihn niederzulegen. Indessen ging Alles trefflich von Statten. Einundfünfzig Mal zogen die Maschinen an und jedesmal erhob sich der Obelisk etwas höher. Endlich, als eben die Sonne unterging, bei'm zweiundfunfzigsten Zuge stand er senkrecht über seinem Fußgestell. Da erhob sich denn ein allgemeiner Jubel, sobald die Kanonen der Engelsburg das Zeichen gaben, daß Alles geglückt sey; die Arbeiter trunken vor Freude, nah-

men Fontana auf die Schultern und trugen ihn unter Jauchzen und Trompeten- und Paukenschall nach Hause, im Gewühl der zudrängenden Menge, die nicht aufhörte, ihm Beifall zu klatschen und Lebehoch zu rufen. Auch der Papst bezeigte sich hoch erfreut, als er diesen Jubel vernahm, und es mag ihm nicht wenig geschmeichelt haben, daß ein Gesandter des Königs von Frankerich, dem er absichtlich gerade an diesem Tage die erste Audienz gab, Zeuge von dem Gelingen einer so großen und kühnen Unternehmung war. Denn auch den Ruhm, der Verschönerer von Rom zu seyn, und dieser alten Hauptstadt der Welt ihren vormaligen Glanz wiederzugeben, suchte Sixtus mit leidenschaftlichem Eifer.

Fontana hatte nun zur gänzlichen Vollendung seines Werks nur noch einige Schwierigkeiten zu überwinden. Der Obelisk stand zwar über seinem Fußgestell, hatte aber die Schleife noch unter sich, auf der er war herbei gerollt worden. Doch auch diese schaffte der geschickteste Architekt mit seinem gewohnten Glücke bei Seite. Die Maschinen wurden an einem der folgenden Tage nach einmal in Bewegung gesetzt, um den Obelisken ein wenig zu erheben. Nun wurden die Balken der Schleife hinweggezogen und die ungeheure Last ruhte auf etlichen untergeschobenen Keilen. Da mag denn doch den Arbeitern das Herz ein wenig geklopft haben, als sie hinunterkriechen und auf der obersten Platte des Fußgestells die Unterlagen von Bronze, auf denen der Obelisk ruhen sollte, be-

festigen und ihre Zapfen mit Blei eingießen mußten. Indessen ging Alles glücklich ab, und ließ sich der von den Seilen der Maschinen gehaltene Obelisk, indem man immer einen Keil nach dem anderen herausschlug, majestätisch langsam auf sein Fußgestell nieder. Nur einmal brauchte man noch die Hülfe der Maschinen, als man am folgenden Tage beschäftigt war, dem Obelisken eine völlig wagerechte Stellung zu geben. Dann aber wurde ihm auch sogleich seine Umkleidung abgenommen, das Gerüst abgebrochen und alle aufgeschüttete Erde hinweggeräumt, so daß endlich die schöne Spitzsäule auf dem weiten Platze ganz frei da stand. Auch wurde nun dieses Heidnische Denkmal bald zu einem Christlichen eingeweiht, indem am 27. September die gesammte Geistlichkeit der Peterskirche in Prozession zu dem Obelisken zog und diesen, nebst dem großen Kreuze, das auf seine Spitze gesetzt wurde, unter vielen Ceremonien feierlich einsegnete.

Sixtus vergaß jetzt aber auch nicht seinen Baumeister und Günstling, nachdem er ihn in solche Angst versetzt hatte, aufs reichlichste zu belohnen. Er ernannte ihn zum Ritter vom goldenen Sporn, er erhob ihn in den Adelstand, er gab ihm zehn Stellen (Cavalierati) im Ritterorden der heil. Jungfrau von Loretto mit einer Pension von 2000 Scudi, die er auf seine Erben übergehen lassen konnte und schenkte ihm außer 5000 Scudi d'oro auch noch alle, bei dieser Arbeit gebrauchten Materialien, aus deren Verkauf 20,000 Scudi gelöst wurden. Eine wahrhaft königs-

liche Belohnung, die dem edelgesinnten Künstler um so angenehmer seyn mußte, da man darüber nicht vergaß, auch für seinen Nachruhm, der ihm mehr als Gold und Ehrenbezeugungen werth war, zu sorgen. Es wurde nämlich nicht nur auf Befehl des Papstes Fontana's Name dem Fußgestelle des Obelisken eingegraben, sondern man prägte auch ihm zu Ehren ein Paar Schaumünzen, die der Nachwelt das Andenken eines Mannes erhalten sollten, der allerdings unsere Bewunderung verdient. Denn nur bei einer sehr glücklichen Vereinigung sinnreichen Erfindungsgeistes mit gründlicher Einsicht und kecken Muthes, mit einer unermüdlichen, Alles, auch das Kleinste beachtenden und leitenden Thätigkeit war es möglich, ein so schwieriges Unternehmen auszuführen; zumal da Fontana keinen Vorgänger hatte, dessen Erfahrungen er so benutzen konnte, wie die seinigen von denen benutzt worden sind, welche späterhin ähnliche Wagestücke versucht haben.

Romantiſches Turnier in Burgund, gehalten im fünfzehnten Jahrhundert.

Im Jahre 1468 meldete ſich zu dem prächtigen Turnier, welches der Baſtard von Burgund der zweiten Gemahlinn Karls des Kühnen Herzogs von Burgund, der Prinzeſſinn Margaretha von England zu Ehren veranſtaltete, ein burgundiſcher Ritter, Johann de Chaſſa, und bat in folgendem, an die verſammelten Damen gerichteten Schreiben um die Gnade, dem hier angeſagten ritterlichen Kämpfen beiwohnen zu dürfen.

„Erlauben Sie, Hochgeborne und großmächtige Fürſtinn und Frau, und Sie, meine übrigen gnädigen Prinzeſſinnen und Damen, daß Ihr Sklave, ein Ritter, geboren im Königreiche Sklavonien, ſeine Ankunft in dieſer edlen Stadt, und zwar in Geſellſchaft eines irrenden Fräuleins, Ihnen kund thun darf, deren Begleitung er durch den Befehl ſeiner ſchönen Gebieterinn übergeben worden iſt. Der edle Ritter wagt es nicht, ſich der durchlauchtigen Herzoginn, und der übrigen erlauchten und edlen Geſellſchaft darzuſtellen,

bevor er dieſelbe über ſeine Lage vollkommen unterrichtet hat. Der Ritter, Ihr Sklave, kann mit Wahrheit verſichern, daß er ſein ganzes Leben durch einer Dame in Sklavonien aus allen Kräften gedient, und daß dieſe Dame ihn zwar mit Hoffnungen hingehalten hatte, aber ſich nie entſchlieſſen konnte, ihn zu ihrem Diener anzunehmen. Da ſeine Liebeskrankheit zu ſehr zunahm, daß er ihre Qualen nicht länger ertragen konnte, ſo unterſtand er ſich, in einem Zuſtande von verzweifelnder Hoffnung, um Mitleid, Gnade und Linderung ſeiner Liebespein zu flehen, deren er ſich zwar nicht würdig fühlte, welche er aber doch durch ſeine treue Ergebenheit verdient zu haben glaubte."

„Dieſer demüthigen Bitte ungeachtet fuhr die erwähnte Dame in ihrer ſtolzen Gleichgültigkeit, in ihrem Ungehorſam gegen die Liebe, und in ihrer Vergeſſenheit der weiblichen Tugend der Barmherzigkeit, immer fort, und raubte ihm alle Hoffnung, dereinſt in dieſer Welt glücklich zu werden, ſo ſehr, daß er ſich voll Wuth und Kummer in eine einſame Wohnung zwiſchen Felſen, Gebirgen und dicken Waldungen zurück zog, und hier neun Monate lang von nichts als von Reue, Seufzern und Thränen lebte. Wenn dieſer Zuſtand länger gedauert hätte, ſo würde dieſer geängſtigte Ritter bald das Ende ſeines irrdiſchen Lebens erreicht haben. Nachdem aber die Dame Nachricht von ſeinem Zuſtande erhalten hatte, ſo empfand ſie Reue über ihre ſündliche Undankbarkeit, ſchickte das

erwähnte irrende Fräulein, welches ihn führen sollte, und ließ ihm durch diese Dame viele schöne Vorstellungen machen, daß die Seeligkeiten der Liebe durch langes Haaren, durch langwierige Drangsale, und durch unaussprechliches Dulden erkauft werden müßten; daß ihre Freuden um desto köstlicher seyen, um einen je höhern Preis man sie erworben habe, und daß es in der Liebe keine größere Sünde gebe, als die Verzweiflung. Das Fräulein rieth daher dem Ritter ihren Sklaven, daß er die Hoffnung statt der Verzweiflung, und guten Muth, statt Kleinmüthigkeit ergreifen sollte. Auch beredete ihn das irrende Fräulein, zur Zerstreuung seines Kummers eine Reise zu unternehmen, auf welcher die Schöne versprach, ihn ein Jahr lang zu begleiten; theils um ihn in seinen Leiden zu trösten, theils um seiner Dame Nachricht von seinen Abentheuern zu geben. Der Ritter folgte diesem Rathe, ungeachtet er aus Sklavonien ist, und gar keine Bekanntschaften in diesen Gegenden hatte."

„Da aber gedachter Ritter sich erinnerte, daß selbst mehrere Ungläubige namentlich der tapfere Saladin, nach Frankreich gekommen seyen, um Ruhm zu erwerben, und daß sie in diesem edlen Königreiche auf das ehrenvollste aufgenommen worden; besonders da er den Ruhm und die hohen Tugenden des erlauchten Burgundischen Hauses preisen hörte, und vernahm, das Fremde nirgend besser empfangen, und ritterliche Übungen und Thaten nirgend fleißiger geübt würden, als in eben diesem hohen Hause, so be-

gab er sich in Gesellschaft des irrenden Fräuleins dahin, und traf, als sein erstes glückliches Abentheuer das edle Unternehmen des Ritters vom goldenen Baume, und den Anfang des glänzenden Turniers an. Eben daher bittet er die Durchlauchtigste Fürstinn und Frau, Herzoginn von Burgund, und die übrigen Prinzessinnen, Damen und Fräulein: sich bei dem Hochgebornen Herrn und Herzoge von Burgund und Brabant, dahin zu verwenden, daß es ihm erlaubt seyn möge, an diesem berühmten Turniere Theil zu nehmen u. s. w."

Zu eben diesem Turniere kam ein Zwerg auf einem kleinen weißen Pferde angeritten, in der rechten Hand eine Bittschrift, und am linken Arm einen Schlüssel zu dem Thore eines geheimnißvollen Schlosses, das sich langsam hinter dem Zwerge her bewegte. Dieses Schloß bestand aus vier hohen Thürmen, die an den vier Ecken standen, und durch vier hohe Mauern mit einander verbunden waren. Als der Zwerg und das Schloß, welches einen Grafen von Ronssy zu Pferde und voller Rüstung in sich faßte, vor dem Gerüste der Damen anlangte, so übergab der Zwerg den Damen eine Bittschrift folgenden Inhaltes: „Durchlauchtigste, Hochgeborne, und Edelgeborne Prinzessinnen, Frauen und Fräulein! der Ritter, welcher ein Gefangener seiner Damen ist, entbiethet denselben seinen ehrerbiethigsten Gruß. Seine Lage ist kürzlich diese: Die Gefahr besitzt den Schlüßel zu diesem Gefängniße, und hat ihn in die Hände ihrer Dienerinn, der geringen Hoffnung übergeben. Der

Ritter wird gewiß niemals aus seinem Kerker befreit werden, als durch Ihre Gnade und Barmherzigkeit. Eben daher bittet der gefangene Ritter Sie, durchlauchtige Fürstinnen und edelgeborne Frauen und Fräulein, daß sie geruhen wollen, ihren tugendreichen Frauenrath zu versammeln (denn unter vielen könnte doch wohl Eine seyn, welcher die Gefahr die Befreiung des Ritters nicht abschlagen könnte) in der Absicht: der schwachen Hoffnung, „welche ihn führt, zu befehlen, daß sie den Gefangenen aus seinem peinlichen Kerker entlasse, weil er sonst nicht in dem gegenwärtigen Turniere kämpfen, und das Abentheuer des goldenen Baumes nicht vollenden helfen könnte; welches er eben so sehr wünscht, als die Ehre, ein treuer Diener der hochgebornen Fürstinnen, und aller übrigen Edelfrauen und Edeltöchter zu bleiben."

Die Damen erwogen die Bitte des Ritters, und gaben bald darauf Befehl, daß er entkerkert werden sollte. Der Zwerg öffnete die Thüre, und nun sprengte auf ein Mal der Graf von Ronssy auf einem herrlich geschmückten Rosse, und in voller Rüstung aus demselben hervor.

Ein dritter Ritter ließ sich durch eine schöne Jungfrau, welche den Namen der Dame blanche trug, in die Schranken führen. Die Dame blanche war in weißen Atlas gekleidet, saß auf einem weißen Pferde *), und

*) In der damaligen Ritterſprache wurde ein ſolches Roß, auf welchen gewöhnlich Damen ritten, ein Zelter genannt.

übergab den Damen eine gereimte Bittschrift, in welcher sie erklärte, daß der Ritter, welchen sie führe, ihr Diener sey, und daß sie also für ihn um die Gnade bitte: in dem Turniere des Ritters vom goldenen Baume mit kämpfen zu dürfen, um sich dadurch ihrer Liebe würdiger zu machen.

So fing man an, die romantische Ritterwelt (die nur in den Büchern lebte) in die wirkliche herüber zu ziehen; und je abentheuerlicher dergleichen Turniere und öffentliche Waffenkämpfe (besonders in Spanien, Frankreich und Italien), gleichsam so zu reden, ausgerüstet werden konnten, je mehr gefielen dieselben; und es läßt sich gar nicht läugnen, daß ihr Reiz in den Vorstellungen sowohl, als in den Darstellungen selbst liegen mußte. Denn gewiß, noch jetzt gewähren die besseren der alten Ritterbücher immer noch eine ganz behagliche Unterhaltung.

Das Haus des Shakspeare.

Irving's Sketchbook ist der Titel eines in mancherley Hinsichten höchst anziehenden Buches, das in London binnen kurzer Zeit sechs Auflagen erlebte. Bald soll es auch in einer deutschen Übersetzung erscheinen, von welcher ein ausländisches Blatt bereits ansprechende Proben geliefert hat. Hier sey mitgetheilt, was der Verfasser über das Haus des unsterblichen Shakspeare, seine noch vorhandenen Geräthschaften ꝛc. sagt.

Ich kam (erzählte er) nach Stratford auf einer poetischen Pilgerschaft. Mein erster Weg ging in das Haus, wo Shakspeare geboren und Tradition gemäß zu seines Vaters Handwerk, als Wollkämmer erzogen war. Es ist ein kleines, schlecht aussehendes Gebäude von Holz und Kalk, ein echter Mistplatz des Genies, das seine Kinder, wie es scheint, gern in Winkeln heget. Die Wände dieser rußigen Gemächer sind mit Nahmen, und Inschriften aus allen Sprachen von Pilgern aller Nationen, Stände, und Lagen, von Fürsten bis zum Bauer, bedeckt, gewähren ei-

nen einfachen, doch auffallenden Beweis der dem grossen Dichter der Natur allgemein dargebrachten freyen Huldigung.

Das Haus wird von einer geschwätzigen alten Frau gezeigt, mit einem frostigen rothen Gesicht, das ein kaltes blaues Auge belebt und künstliche Locken flächsenen, unter einer ausnehmend schmutzigen Haube herabfallenden Haares zieren. Sie befließ sich vorzüglich die Reliquen sehen zu lassen, woron dieser, wie jeder andere berühmte Heiligenschrein, einen Überfluß besitzt. Hier befand sich ein Stück des Gewehrs, mit welchem Shakspeare bey seinem gesetzwidrigen Jagen das Wild erlegte; desgleichen seine Tabaksbüchse, ein Beweis, daß er ein Wetteiferer im Rauchen mit Sir Walter Raleigh war, auch das Schwert, womit er Hamlet spielte, und dieselbe Laterne, mit der Pater Lorenz Romeo und Julie im Grabe entdeckt. Hier sah man auch einen reichlichen Vorrath von Shakspeares Maulbeerbaum.

Allein der Lieblingsgegenstand der Neugierde ist Shakspeares Stuhl. Es steht in der Caminecke eines kleinen düstern Zimmers hinter seines Vaters Laden. Auf diesen Stuhl pflegt sich gewöhnlich Jeder, der das Haus besucht, zu setzen. Ob es in der Hoffnung geschieht, etwas von der Begeisterung des Barden in sich zu ziehen, kann ich nicht sagen! ich erwähnte blos die Thatsache, und meine Wirthinn versicherte mich insgeheim, daß, obwohl er von dichtem Eichenholz gezimmert, der Eifer der Verehrer doch so

heftig sey, daß wenigstens alle drey Jahr ein neuer Siß nöthig werde. Auch ist es in der Geschichte dieses außerordentlichen Stuhls bemerkungswerth, zuweilen etwas von der fliegenden Natur des fliegenden Stuhls des arabischen Zauberers zu besitzen; denn obgleich vor einigen Jahren an eine nordische Prinzessinn verkauft, hat er doch, seltsam zu erzählen, den Weg zu der alten Caminecke zurückgefunden.

Ich bin bei solchen Gelegenheiten immer leichtgläubig und stets geneigt, mich täuschen zu lassen, wo die Täuschung angenehm ist, und Nichts kostet, daher glaube ich bereitwillig an die Reliquien, Sagen und Localanecdoten von Poltergeistern, und großen Männern und wollte allen Reisenden, die zu ihrer Befriedigung reisen, anrathen, dasselbe zu thun. Was kümmert es uns, ob diese Erzählungen wahr oder falsch sind, so lange wir sie glauben, uns überreden können, und den vollen Reiz der Wirklichkeit genießen?

Es geht nichts über eine entschlossene, gutmüthige Leichtgläubigkeit in diesen Fällen, und bei dieser Gelegenheit ging ich so weit, bereitwillig die Ansprüche meiner Wirthinn, eine Abkömmlinge des Richters zu seyn, zu glauben, als sie mir unglücklicher Weise ein Stück, von ihr selbst verfaßt, in die Hände gab, welches allem Glauben an ihre Blutsverwandtschaft Troß both.

Von Shakspeares Geburtsplaß brachten mich wenige Schritte zu seinem Grabe. Es befindet sich

an der Pfarrkirche, einem großen, ehrwürdigen, durch die Zeit verfallenden, aber reich verzierten Gebäude. Sie steht an den Ufern des Avon auf einem umschlossenen Platz, und durch angränzende Gärten von den Vorstädten der Stadt abgesondert. Die Lage ist ruhig, und einsam, der Strom fließt murmelnd am Fuße des Kirchhofs, und die Ulmen an dessen Ufer tauchen ihre Zweige in die klare Fluth. Eine Lindenallee, deren Gezweige so seltsam verschlungen sind, daß sie im Sommer einen gewölbten Gang von Laubwerk bilden, leitet vom Thor des Kirchhofs zum Eingang der Kirche. Die Gräber sind mit Gras überwachsen; die grauen Grabsteine, wovon einige beynahe in die Erde versanken, sind halb mit Moos bedeckt, welches ebenfalls das ehrwürdige alte Gebäude überzieht. Kleine Vögel haben ihre Nester unter die Gesimse, und in die Spalten der Mauern gebaut, und unterhalten ein immerwährendes Flattern und Zwitschern, während Krähen den hohen grauen Thurm umfliegen, und krächzen.

Der Phönix.

Eine sehr alte Sage hat nicht nur in das luftige Gebiet der Dichtkunst, sondern sogar in die älteren Naturgeschichten einen Vogel von sehr schönen Federn, von wunderbarer Gestalt und sonderbarem Wesen gesetzt, und denselben den Sonnenvogel, oder Phönix genannt. Es gab, der Sage nach, nur einen einzigen Vogel seiner Art, herrlich und prachtvoll gefiedert, ein Wunderthier der gefiederten Welt, herrlich und ehrwürdig, der ein Alter von 500 Jahren erreichte. Merkte er, daß die Zeit seines Scheidens kam, so trug er die wohlriechendsten Kräuter, welche es giebt, zusammen, machte sich daraus sein Sterbebett, flog hoch auf, der Sonne entgegen, entzündete mit dem Winde seiner Flügel ein Feuer und verbrannte sich selbst. Aber aus seiner Asche steigt er wieder auf, wird aus einem Wurm am dritten Tage ein Vogel und fliegt davon, seinem neuen, langen Lebenslaufe entgegen. Andere sagten, er lege seine Brut in's Nest und sterbe darüber. Ein junger

im Neste entstehender Vogel, trage dann seine Wiege, seines Vaters Grab, mit dem Erblichenen, nebst vielem Weihrauch, auf den Altar des Sonnentempels in Ägypten, und mache seine Last zum dort angenehmen Brandopfer.

Nach einem Türkischen Manuscript, aus welchem Ouseley eine Abbildung dieses sich verbrennenden Wundervogels (Kerkes) mittheilt, wird der Phönir 1000 Jahr alt, sucht dann die Nahrung seiner Flamme zusammen, verbrennt sich selbst und steht aus der Asche wieder zu einem neuen 1000 jährigen Leben auf.

Die Araber geben ihm die Größe eines Adlers, einen schweren, harten Kopf, wie ein Pfau, einen harten Schnabel, aufgereckte Federn, am Halse gold- am Hinterleibe purpurfarbene, im Schwanze zwischen rothen, wasserfarbene Federn.

Aus einer Abbildung auf dem Mosaischen Pflaster zu Präneste des Phönir, scheint, wie Shaw bemerkt hervorzugeben, daß es ein Paradiesvogel ist, der jenen bedeutenden Namen erhielt. Ein Geschlecht des Palmbaumes (Φοινιξ) aus dessen Zweigen zu ziehen, und daß, wenn der alte Stamm stirbt, ein anderer von seinen Kindern ihm folgt, kann vielleicht Gelegenheit gegeben haben, von dem Vogel Phönir zu erzählen, was so wunderbar war. Wiewohl der Verfasser des Carminis de Phoenice meint, die Palme (Φοινιξ) habe ihren Nahmen von dem Vogel Phönir erhalten:

Tum legit aerio sublimen vertice Palmam,
Quae gratum Phoenix exave nomen habet.

Zu Ispahan sprach della Valle einen alten vornehmen Mann, Mir Muhamed genannt, der demselben einen Schnabel zeigte, angeblich von einem Phönir, welchen die Perser Cocnos nennen, aus welchem er Handringe schnitt, den Bogen damit zu spannen, mit denen er den Schach Abbas beschenkte. Der Schnabel war rothgelb, dünn und rund, und eine Spanne lang. Die Perser sprechen auch vom Selbstverbrennen des Phönir, sagen aber, es gebe mehrere Vögel dieses Geschlechtes und ihr Vaterland sey nicht Arabien, sondern Indien.

Der Phönir wurde selbst von den Kirchenvätern als ein Sinnbild der Verewigung nach ersprießlichen Widerwärtigkeiten angenommen, und kam als ein Emblem der Unsterblichkeit auf die Münzen Griechischer Kaiser. Es hatte dieser ewige Vogel, wie Claudian ihn nennet, sich aus der heidnischen in die christliche Religion, ganz symbolisch hinübergeschwungen und sich selbst zum Symbole der Unsterblichkeit gemacht. So kam er auch auf die Münzen. So sieht man ihn auf Münzen K. Konstantin des Gr., des K. Konstans, seiner Kinder, Reichsnachfolger ꝛc., bezeichnend Unsterblichkeit (durch Thaten), oder des Reiches ewige Dauer. Dieses nicht allein; es bezeichnete der Phönir auch Hoffnung schöner Zeiten, die gleichsam aus der Asche der vergangenen, aufsteigen sollten; desgleichen eine frohe

Fortdauer nach dem Tode. Daher die Inſchriften auf dieſen Münzen: Consecratio, oder Aeternitas, auch Aeternitate Aug. und: Felix Temporum Reparatio. Mit dieſen Beiſchriften ſteht der Phönir, umgeben mit einem Nimbus, auf einer Weltkugel, einem Berge, auf einer Sphäre, und auf dem ſelbſt ſich zuſammengetragenen Brandhaufen. Von dieſen kam der Wundervogel, in neueren Zeiten, endlich auf die Münzen mehrerer Europäiſchen Regenten. Die bekannte Schwediſche Königinn Chriſtina ließ auf den Revers einer ihrer Medaillen 1665 einen ſich verbrennenden Phönir prägen, mit dem darüber ſtehenden Worte: ΜΑΚΕΛΩΣ. Die Gelehrten, welche ſie um ſich hatte, durchſuchten alle Gloſſarien und zerbrachen ſich über die Bedeutung des Wortes Μακελως vergebens die Köpfe; ſie aber erklärte lachend, es heiße makellos, d. i. untadelhaft; ohne Fehl.

Kaiſer Heliogabal, beliebten Andenkens, verſprach ſeinen, durch allerhand Leckereien von Pfauenzungen, Hahnenkämmen u. ſ. w. verwöhnten Schmaußgeſellen einen Phönir oder in deſſen Ermangelung, (die wohl eintreten mußte), 1000 Pf. Gold.

So ſonderbar aber nun auch Alles iſt, was von dem Wundervogel Phönir erzählt wird, ſo gleicht doch von dem allen nichts dem, was die alten Romanzieré von demſelben erzählen. Der Verf. des Romans: L'Histoire du S. Greaal, läßt ihn alſo er-

ſcheinen: Da kam daher ein gar ſonderbar geſtalteter Vogel: ſchwarz wie Pech war ſein ſchlangenartiger Kopf, roth waren ſeine Augen und Zähne, gleich glühenden Kohlen; er hatte den Hals eines Drachen, die Bruſt eines Löwen, die Klauen eines Adlers. Vorn an der Bruſt befanden ſich zwei große Flügel, hart und ſchneidend, wie ſcharfgeſchliffener Stahl, nach hinten zu, zwei andere, weiß wie Schnee, rauſchend im Fliegen, wie Hagel im Gewitterſturm. Spitzig war ſein Schweif, einem Degen gleich, flammend wie ein Blitzſtrahl.

Nicht mehr als ihrer drei dieſes Vogelgeſchlechts können auf einmahl geboren werden. Das Weibchen legt drei Eier, ohne mit dem Männchen Gemeinſchaft gehabt zu haben. Dieſe Eier ſind aber ſo außerordentlich kalt, daß nur die Mutter dieſelben berühren kann, und ſie ſelbſt wird ſo kalt, daß ſie nicht zu berühren iſt. Hat ſie nun Froſt genug geduldet, fliegt ſie in's Thal Hebron, wo ſie den Stein Piraſiſte findet, der von unendlicher Hitze iſt. Wer ihn berührt, wird von der Hitze ſogleich roth wie Blut. Die Mutter aber glaubt, die Hitze ſey noch nicht groß genug und fliegt mit ihm zum Neſte. Aber da hat ſchon die Hitze ihren Körper durchbrannt, ſie weiß, auch die Eier würden anbrennen, käme denſelben der Stein zu nahe, daher legt ſie ihn nur fern; er aber brütet dennoch die Eier aus. Die Mutter aber verbrennt, und es bleibt nur einige Aſche und zähe, nährende Theile des Körpers zurück. Aus den Eiern entſtehen

zwei männliche Vögel und ein weiblicher, die sich, so lange bis sie zu Kräften gekommen sind, von der Asche der Mutter nähren, dann essen sie nie wieder. Die beiden Männchen sind stolz und jedes will das Weibchen haben und beherrschen. Es kömmt darüber zum Kampf. Beide bleiben todt auf dem Kampfplatze und nur das Weibchen, Serpellions genannt, bleibt zurück, um dereinst auf gleiche Weise sich fortzupflanzen und zu zerstören.

Die Falknerei des Mittelalters.

Eine der gewöhnlichsten Belustigungen vornehmer Herrn und Damen der Vorzeit, war die Falkenjagd. Mit Falken auf der Hand abgebildet, sieht man sie bei feierlichen Aufzügen, auf Münzen, Siegeln und Grabsteinen. Der Falke war gleichsam der Stempel des Adels, und so geehrt, und hoch geschätzt, daß die alten Salischen, Ripuarischen, Allemannischen, Burgundischen, Longobardischen Gesetze diesen geachteten Vogel durch große Strafen, gegen alle Nachstellungen zu sichern suchten. Nach den Burgundischen Gesetzen, welche diesen Raub ganz besonders hoch verpönten, mußte der Falkendieb, der sich nicht mit einer großen Geldstrafe loskaufen konnte, von dem gestohlenen Vogel sich aus seiner Brust 6 Unzen Fleisch ausbacken lassen. Da der Falke nun auf diese Art unter die Curiositäten der Vorwelt gehört, so wollen wir hier allerlei Notizen und Anekdoten, die wir von dem Falkenwesen aufgefunden haben, zusammenstellen.

An den Höfen der Fränkischen Könige wurde die Falknerei mit großem Wohlgefallen getrieben, und diese Leidenschaft dauerte in Frankreich bis in die spätesten Zeiten fort. In der Vorzeit war das Vergnügen einer Falkenjagd dem Adel allein vorbehalten, und da man es mit den Damen theilte, konnte es nicht fehlen, daß dasselbe in Ansehen stehen mußte. Es gab hundert Gelegenheiten, dabei galant zu seyn, und das wollte man damals. Seiner Dame durch Sorgfalt und Aufmerksamkeit für seinen und ihren Vogel zu gefallen, bestrebte sich jeder Cavalier. Es war eine Kunst, zu rechter Zeit den Falken los und steigen zu lassen, ihn nie aus dem Gesichte zu verlieren, durch Zurufen zu ermuntern, die von ihm gefaßte Beute schleunig seinen Klauen zu entwinden, ihn zurück zu locken, die Kappe aufzusetzen, und endlich ihn geschickt auf die Faust seiner Gebieterinn setzen zu können, um seine Geschicklichkeit in dieser sehr alten Kunst zu zeigen.

Ganz ungemein liebte König Johann von Frankreich dieses Vergnügen, und sogar als Gefangener zu Hedfort in England, ließ er, zu seines Sohnes Unterricht eine Abhandlung in Versen, durch seinen Kapellan Gosse de la Bigne, über die Falkenierkunst und Jägerei, schreiben. Beide suchen sich in diesem Gedichte einander den Vorzug streitig zu machen, der König aber, als Richter, ertheilt beiden Partheien gleiches Recht.

König Franz I. von Frankreich, genannt der Vater der Jäger verwendete (obgleich der Jägerei weit mehr ergeben) auf die Falknerei viel Geld. Der Oberfalkenmeiſter zog die damals anſehnliche jährliche Beſoldung von 4000 Livres. Er hatte 15 Edelleute unter ſich, deren Jeder 5 bis 600 Livres erhielt, und 50 Falkenmeiſter, mit 200 Livres Gehalt. Dem Oberfalkenmeiſter ſtanden bey 300 Beitzvögel zu Gebote, er konnte nach Belieben, allenthalben jagen, und zog auch noch eine Abgabe von den Vogelhändlern. Der Falkenierſtab folgte dem König allenthalben hin, ſo wie ſeine Jägerei.

Die Jäger und Falkenmeiſter hatten damals einen ſonderbaren Gebrauch unter ſich. Wenn das heilige Kreuz des Maimonats (welches die Zeit iſt, wo die Vögeln ſich mauſen) herangekommen war, kamen alle Jäger, grün gekleidet, mit Trompeten und grünen Spitzruthen bewaffnet und jagten die Falkenmeiſter aus dem Hofe: dann iſt die Jahreszeit, wo man die Hirſche jagt. Aber wenn das heilige Kreuz des Winters kam, erſchien die Falknerei und trieb die Jäger aus, die nun die Hunde in die Ställe einſperren mußten, da die Hirſche jetzt nicht mehr zur Jagd taugen. Auch damals nahmen die Damen noch immer Antheil an dieſem Vergnügen, denn ſo ſagt ein alter Schriftſteller jener Zeit: „Wenn man auf das Beitzen oder Jagen ausging, beſtiegen die Damen ſchöne Zelter, und trugen ſehr niedlich, entweder einen Sperber, ein Habicht, oder Stoßvogel auf ihrer Fauſt.“

Zu dieser Zeit war in Frankreich die Falknerei im höchsten Schwunge; weit eher aber in Teutschland erreichte dieselbe ihren höchsten Flor, unter Kaiser Friedrich II., der von 1218 bis 1250 regierte. Dieser war ein sehr eifriger und zugleich der gelehrteste Falkenjäger seiner Zeit. Seine Liebe zu dieser Art von Jagd ging so weit, daß er auch mitten im Kriege, im Angesichte der Feinde sich diese Belustigung nicht versagen konnte. — Das Buch, welches derselbe über die Falkenjagd geschrieben und sein Sohn, König Manfred, mit seinen Beobachtungen vermehrt hat, wird noch immer von Jägern, und Liebhabern der Naturgeschichte, in dieser Art, als vorzüglich geschätzt.

Die abgerichteten Falken wurden, wie gesagt, schon in den ältern Zeiten, ganz vorzüglich geschätzt. Deshalb machte auch der aus England nach Teutschland als Apostel gekommen Heil. Bonifacius dem Angelsächsischen Könige Ethelbald ein Geschenk mit zwei solchen Falken. — Um ein gleiches Geschenk ersuchte ihn auch ein anderer Angelsächsischer König Ethelwin, wie um eine gar große Gabe.

Die Könige hatten Falkenmeister, Oberfalkenmeister, und diese Falconarii, Accipitriarii, waren unter den Karolingern ansehnliche Stellen, die zu den Hofministerialien gerechnet wurden, gute Einkünfte und viele Gerechtsamen hatten.

Die teutschen Kaiser und andere Fürsten übergaben die Obliegenheit ihre Falken und Jagdhunde zu ernähren, gewöhnlich den Klöstern, wo dieselben recht gut gefüttert wurden.

Kaiser Heinrich IV. war ein so außerordentlicher Liebhaber der Falkenjagd, daß er die Falken (gleich seinem Vorfahren Heinrich III.) mit in sein Reichssiegel aufnahm. Damit geziert, sind von ihm auch Münzen vorhanden.

Kaiser Friedrich I. verstand selbst die Kunst die Falken abzurichten, Kaiser Heinrich VI. liebte die Falkenjagd ungemein, und Friedrich II. kennen wir schon als kunstgerechten Liebhaber dieser Belustigung. Er ließ seine Falken aus Afrika kommen, und erfand eine neue Art von Hauben (Capellae) für dieselben. Die gemeinere Gattung derselben, kannte man schon im zwölften Jahrhundert, und die Araber sollen dieselbe zuerst gebraucht haben.

Noch bis jetzt haben die Morgenländer und ihre Fürsten eine ganz besondere Vorliebe zur Falkenjagd und Reiherbeize. Besonders aber verstehen die Perser sich sehr aufs Abrichten der Beivögel, und bei ihnen ist diese Jagdart von den ältesten Zeiten her bis jetzt, noch in Ansehen und Gebrauch geblieben, da sie überhaupt mit ihren Vergnügungen so wenig, wie mit ihren Moden wechseln.

Kaiser Maximilian I. war ein leidenschaftlicher Liebhaber von dergleichen Unterhaltungen, und liebte vorzüglich die Reiherbeize gar sehr. Er ließ seine

Falken aus der Tartarei kommen, „aus der Haidenschaft aus Reysen, aus Preussen und von Rhodys, und von viel andern weiten Enden des Ertreichs, daß er gern paisset, dadurch Im von Kunigen vil Valken verert vnd geschankbet waren. Er hat auch bey Im an seinem Hof fünfzehn Valkenmaister vnd algejen mer dann sechszig Valkner Knecht gehabt, die nichts anders thaten, dann daß Sy die Valken zu beraiten, zu Valknerey, vnd wo er durch ain Land zoch, so paisset er unterwegs alwege, vnd fürwar gar oft den maisten Theil bis in die Nacht. Vnd er war in der Valknerey gar künstlich vnd hatte sonderliche Lieb vnd Lust dazu."

Es gab Reichsstädte, die dem Kaiser jährlich Falken liefern mußten. Kaiser Karl V. gab den vertriebenen Rhodiser Rittern die Insel Maltha, wofür, zur Anerkennung der Lehen, die Ritter ihm jährlich einen weißen Falken senden mußten. So wurden mehrere Lehen gegen Darbringung von Falken ertheilt, auch finden sich mehrere Beispiele von einem sogenannten Habichtslehen, in der Vorzeit.

Den Geistlichen war auf mehreren Kirchenversammlungen verboten worden, der Falkenjagd obzuliegen, aber mehrere Barone in Frankreich hatten ehemals das Recht, ihre Falken, während des Gottesdienstes, auf den Altar setzen zu können.

Als ein wichtiges, und angenommenes Lösegeld, schickte der Herzog von Burgund dem Sultan Ba-

jazeth zwölf weiße Falken, wodurch des Grafen von Navarra Freiheit erhandelt wurde.

In Westphalen stifteten im Jahre 1380 mehrere Edelleute einen Bund, den sie die Falkengesellschaft, und sich selbst, die Falkner nannten. Sie erwarben sich aber nicht viel Lob; so wie dergleichen Gesellschaften der Vorzeit überhaupt wohl gefürchtet, aber nicht geliebt wurden.

Es konnte nicht fehlen, ein so geliebter und geschätzter Vogel, den Fürsten und Gesetze schützten und ehrten, mußte auch endlich dadurch geehrt werden, daß er, „als ein Gefährte des Adlers," sogar einem Ritterorden seinen Namen gab. Diesen stiftete, unter der Benennung der weiße Falkenorden, oder Orden der Wachsamkeit, im J. 1732 Herzog Ernst August zu S. Weimar, gab demselben Statuten, und ein schönes Ordenskreuz mit dem Motto: **Vigilantia adscendimus**; dessen Abbildung in den unten angeführten Werken *) zu sehen ist.

Unter den Falken selbst achtet man die weißen aus Island und Norwegen, als die schönsten

---

*) Haagen Diss. de Saxo — Vinariensi Vigilantiae Ordine. Jen. 1734. Vergl. Fortgesetzte Neue Genealog. Histor. Nachrichten. 6 B. S. 281. 8. B. S. 776. 10. B. S. 760. Neuerlich davon: The Order of the Falcon, or of Vigilance of Saxe Weimar; with his Statutes. Hanson History of the Orders. T. II. p. 182.

und kühnsten im Fluge und Raube, am höchsten. Ehemals zierte man ihnen den Hals und die Klauen mit goldenen Ringen, und das edelste Geschenk, was ein Ritter seiner Dame, oder ein Vasall seinem Lehnsherrn als Gabe bringen konnte, war ein Falke. An keinem Theile der Jagd nahmen die Damen der Vorzeit mehr Antheil, als an der Falknerei, und ihre Leibfalken, wurden von ihnen eben so sehr geliebkoset, als in unsern Zeiten andere Schoos-Thiere. — Soviel jetzt vom Falken, den, — wie ein ungenannter Dichter singt:

— — — die Kunst gelehrig macht;
Den Klugheit zähmen kann, daß ihm der Höfe Pracht
In die Gefilde folgt, durch wohlgelungne Baitzen,
Der Fürsten Fröhlichkeit mit manchem Kampf zu reitzen,
Indem er lehrreich wird bei so beliebtem Streit.

Der Rechtsſtreit mit den Feldmäuſen zu Glurns.

Was für ein Prozeß und Urthel im Jahre 1519 vor den Richter zu Glurns und Mals wider die Mäuſe geführt und geſprochen worden. *)

Anno Domini 1519 am S. Urſula Tag iſt für Wilhelm von Haßlingen Richtern zu Glurns und Mals kommen Simon Fliß ob Stilfs, und hat angezeigt, wie er von wegen der Gemeind Stilfs ain Recht zu füren willens ſey gegen den Mäuſen, ſo genannt ſind Lutmäuſe, wie Recht ſey. Und damit dieſelbigen Lutmäuſe in ſolcher Rechtfertigung nach Ordnung ihre Nothdurft fürbringen mögen, ſo ſeyn ſie eines Procurators nothdürftig. Begeren ſie, daß der Richter ihnen ein Procuratorn von Obrigkeit wegen ſetzen ſoll, uf daß ſie ſich nit zu beklagen haben.

Auf ſolches Fürbringen hat der Richter gemelten Lutmäuſen uf Stilfs nach Ordnung Rechtens ein Pro-

*) Nach einer alten handſchriftlichen Chronik.

curatorn gesetzt als Hansen Grienebner Bürgern zu Glurns, dem er solchen Gewalt geben, und nach Ordnung des Gerichts bestättet: auch ist um das Siegl gebeten worden in Gegenwart Sigmunden von Tartsch, Hansen Hafners und Conraden Spergsers.

Hernach hat gemelter Simon Fließ von wegen der Gemein Stilfs wider die Lutmäuse auch einen Procurator gesetzt, nemlich den Schwarz Minig zu Tartsch und haben darum den Richter um das Insiegel gebeten in Beysein vorgedachter Zeugen, darauf dann ein Rechtstag angesetzt als am Mittwoche vor S. Simon und Judas der zwelfboten Tage obgesagten Jars.

Kundschaftrecht am Mittwoche nach S. Philipsen und Jacobi der heiligen Zwelfboten,

Anno 1520.

Richter Conrad Spergser, Rechtsprecher, Hans Hafner, Kaspar Metzger, Millner von Lichtenberg, Stoffl Frey, Valtin Larcher, Martin Lechtbler, Adam von Pajadt, Fliri Peter, Luzi Hanns Feyerabendt, Jeremias von Prad.

Auf diesen Tag ist verdinglich fürkommen Schwarz Minnig von Tartsch als Prokurator der ganzen Gemeind Stilfs und hat zu verstehn geben, wie er als ein Procurator der Gemeind Hansen Grienebner als Procurator und Gewalthaber der unvernünftigen Thierlein, genannt Lutmäuse, auf diesen Tag Kundschaft zu verhören zu wissen gethan, und fürgebothen; wor-

über gesagter Grienebner herfürtreten und als Procurator der genannten Lutmäuse ins Recht gedingt.

Darauf hat Minig Waltsch aus Sulden bekennt und geseit, daß ihm wol wissend sey, daß er ungefärlich bey 18 Jaren in Sulden gehauft hab, da sey er ein und usgangen über die Stuck und Güter der Wiesen der ganzen Gemeind Stilfs: da hab er allzeit gesehen, das die Lutmäuse ihnen daselbs merklich Schaden getan haben an Ufwülung des Erdreichs, also daß die von Stilfs das Heu und Grumat die Zeit lang wenig genossen.

Niklas Stocker uf Stilfs hat bekennt und geseit, daß ihm wol kund und wissend sey, daß so lang er gemelter von Stilfs Güter hat helfen arbeiten, hat er allzeit gesehen, daß etwas Tiere, deren Namen er nit wisse, denen von Stilfs in iren Gütern großen Schaden getan hant, sunderlich im Herbst da man das Grumat mähen sollen, seyn sie viel heftiger, denn zu andern Zeiten gewesen: er Kundschafter habe auch in allen deren von Stilfs Stücken und Alben den Schaden gesehen.

Vilas von Aining als ein Nachbar deren von Stilfs hat sich zu den zween Kundschaften gestellt und bekennt, daß er bey 10 Jaren in Stilfs gehauft, und sey ihm nit anders wissen, als wie Niklas Stocker vermelt hat, und um so viel mehr daß er die genannten Lutmäuse uf den Stucken oft und viel selbst gesehen hab.

Und sind solche Kundschaften mit dem Aid, wie sich gebürt, bestättet worden.

Es hat solche Kundschaften gedachter Schwarz Minnig als deren von Stilfs Prokurator um sin Pfennige geschrieben, und besiegelt, und hat das mit Urteil erlangt.

Klag.

Schwarz Minnig hat sein Klag gesetzt wider die Lutmäuse in der Gestalt, daß diese schädlichen Thiere ihnen großen merklichen Schaden tun, so wurde auch erfolgen, wenn diese schädlichen Tiere nit weg geschaft werden, daß sie ire Jareszinse der Grundherrschaft nit mer geben könnten und verursacht wurden hinweg zu ziehen, weil sie solcher Gestalten sich nit wüßten zu ernehren.

Antwort.

Darauf hat Grieneber eingedingt, und diese Antwort geben, und sein Procurey ins Recht gelegt: er hab diese Klag wieder die Tierlein verstanden; es sey aber männiglich bewußt, daß sie allda in gewisser Gewähr und Nutzen sitzen, darum aufzulegen sey — — Derentwegen er in Hoffnung stehe, man werde ihnen auf heutigen Tage die Nutz und Gewähr mit keinen Urtel nemen oder aberkennen. Im Fall aber ein Urtel ergieng, daß sie darum weichen müßten, so sey er doch in Hoffnung, daß ihnen ein anders Ort und Statt geben soll werden, auf daß sie sich erhalten mögen: es soll ihnen auch bey solchen Abzug ein frey sicher Geleit vor iren Feinden erteilt, es seyn Hund, Katzen oder andere ihre Feind: er sey auch in Hoffnung, wann aine schwanger wäre, daß derselben Ziel und

Tag geben werde, daß ir Frucht fürbringen und alsdann auch damit abziehen möge.

Urtel.

Auf Klag und Antwort, Red und Widerred und uf eingelegte Kundschaften, und alles was für Recht kommen, ist mit Urtel und Recht erkennt, daß die schädlichen Tierlein, so man nennt die Lutmäuse, denen von Stilfs ire Äcker und Wiesmäder nach Laut der Klag in vierzehn Tagen raumen sollen, da hinweg ziehen, und zu ewigen Zeiten dahin nimmermehr kommen sollen; wo aber ains oder mehr der Tierlein schwanger wär, oder Jugendhalber nit hinkommen möchte, dieselben sollen der Zeit von jedermann ain frey sicheres Geleit haben 14 Tage lang; aber die so ziehen mögen, sollen in 14 Tagen wandern.

Ein auffallendes Denkmal des Aberglaubens, (setzt der frühere Herausgeber hinzu) und der sonderbarsten biederherzigen Billigkeitsliebe, im Anbeginne des sechzehnten Jahrhunderts. Die Feldmäuse im Kanton Bern wurden beiläufig hundert Jahre früher auf gleiche Weise im Rechtswege belangt und eben so wie die tirolischen abgeurtheilt. Daß man die Heuschrecken, welche um das Jahr 1350 in verschiedenen Ländern ungeheure Verwüstungen anrichteten, bei offenen Kirchtüren, mit brennenden Kerzen und unter dem Geläute aller Glocken mit dem Bannfluch belegte, ist ein würdiges Seitenstück hierzu.

Die Liebeshöfe und Minnegerichte der Vorzeit. *)

Die Troubadours der Provence, sie, die abgöttischen Verehrer der Liebe und phantastischen Anbeter der Damen, waren es, die sonderbare Gespräche über das Wesen der Liebe, ihre Rechte, Kränkungen, Erhebungen, Veredelungen ꝛc. führten, und so mancherlei dahin gehörige Paradora zu verfechten suchten, daß dieselben zu Unterhaltungen sowohl, als zu Erregungen von Streitigkeiten dienten. Dieß gab die Veranlassung zur Errichtung scherzhafter Gerichte, vor welche die Streitigkeiten gebracht und von welchen dieselben entschieden wurden. Ein solches Tribunal hieß: Corte d'Amore; Parlamento d'Amore; Cour d'Amour; Liebeshof. Die Verhandlungen wurden Tensons: Tenzo-

*) Eine nähere Ansicht folgt im zweyten Theile dieses Buches.

nes; die Schußreden für seine Meinung Jeux mispartis; die Aussprüche Arresta genannt.

Diese Dichter hatten, (wie sie auch von sich selbst rühmten), die Wissenschaft (Kunde), der Fröhlichkeit (Gaya Cienci a), eingeführt, lebten ganz persönlich behaglich in der poetischen Welt, mit all' ihrem Denken, Dichten, mit all ihrem Leben und Streben und huldigten ihren Schönen, mit tiefster Ergebenheit und heißester Liebe. Hatten sie, oder andere Verliebte kleine Streitigkeiten mit ihren Damen, so wurden dieselben mit aller nur erdenklichen Wichtigkeit vor die Liebeshöfe gebracht. Durch die vielen Unterredungen über dergleichen Gegenstände waren Ritter, Dichter, und Damen, so geübt worden, daß ihrem Scharfblicke keine, auch nicht die feinste Falte eines liebenden Herzens verborgen blieb und die Entscheidungen waren so schnell beinahe gegeben, als sie gefordert wurden. Manche Fragen, mit großer Spitzfindigkeit aufgeworfen, wurden oft mit weit mehr Genauigkeit erörtert als Staatsgeschäfte.

In diesen Gerichtshöfen, die an bestimmten Plätzen gegründet waren und ganz feierlich ernsthaft gehalten wurden, führten die angesehensten Prinzen, Edelleute, Prinzessinnen, Gräfinnen ꝛc. den Vorsitz. Nach ihnen kamen zwei Grands Veneurs de la Cour, unter welchen 188 Minnegerichts-Registratoren (Trèsoriers de Chartres et registres amoureux), saßen.

Die meisten derselben, unter denen man viele Große und Beamte des Reichs genannt findet, hatten den Titel Ecuyer. Auf diese folgten die Auditeurs de la Cour amoureuse, unter denen sich ein Doctor der Theologie, einige Domherrn, und verschiedene Parlaments-Räthe befanden. Die zweite Classe bestand aus 59 Chevaliers d'honneur, als Minnegerichts-Räthen, (Conseillers de la Cour amoureuse), die sämmtlich Edelleute seyn mußten. Nach diesen kamen 52 Chevaliers tresoriérs de la Cour amoureuse, dann, 57 Maitres de requêtes de la Cour amoureuse, deren dritter Präsident der Prévôt des Marchands zu Paris, war. Sie selbst, waren größtentheils Räthe, geheime Sekretäre, Doctoren und Advocaten. Übrigens hatte dieser Gerichtshof noch 32 Sekretäre, und 8 Substituten des General-Prokurators, lauter Geistliche und viele Diener.

Nicht ungern werden die Leser hier eine kurze Verhandlung eines solchen Handels vor dem Liebeshofe finden.

Wilhelm von Cabestaing, stand vor den Schranken. Eine Dame verrichtete diesmal das Amt eines Gerichtsdieners. Nach einem dreimaligen Aufrufe, nahm eine andere Dame ihn bei der Hand, und sagte, indem sie die Schranken öffnete und ihn einführte: „Edler Junker, laßt eure Waffen vor den Schranken. Hier, bei uns, bedürft

Ihr keiner anderen Waffen, als Eure Höflichkeit und Artigkeit. Nur gebt Euch ein wenig Mühe zu gefallen. Weder Herz, noch Blut, noch Augen müßte ja einer haben, der nicht es wünschenswerth finden sollte, den Damen zu gefallen."

Er trat nun in den Kreis und blieb auf der Seite der Ritter stehen. Nun ward gegen ihn von der Dame Eleonore und dann von ihrer Zofe Dariolette Klage geführt. Er erröthete, denn er war ein unschuldiger Jüngling und wußte nicht, wie er sich vertheidigen sollte, auch fürchtete er, das liebenswürdige und galante Tribunal zu beleidigen. Er merkte nicht, daß sein Handel einer von denen war, die der Liebeshof gewählt hatte, um sich zu unterhalten; daher begehrte er einen Advocaten. Es wurde ihm gestattet aus seinen Richterinnen sich einen Sachwalter zu wählen. Er näherte sich der edlen Margaretha von Tarascan, kniete vor ihr nieder und reichte ihr seinen Handschuh. Dame Margaretha nahm ihn erröthend, erhob sich von ihrem Sitze und stellt sich neben den Junker.

Die Vertheidigungsrede war geendigt, als ein Gerichtsdiener ihm zurief: „Das Gericht erlaubt Euch, Euern Advocaten auf die Wange zu küssen." Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Raimund, der Gemahl dieser Dame, wollte dagegen appelliren, man antwortete ihm nur mit einem allgemeinen Gelächter. Der Junker ging zu seinen Richterinnen und küßte jeder die Hand.

Eben wollte das Gericht den Ausspruch thun, als ein Mann eintrat, den Cabestaing hatte mit gebundenen Händen herbeiführen lassen, weil er ihn eben angetroffen hatte, als er einem hübschen Bauermädchen hatte Gewalt antun wollen. Die suchte das Blättchen zu drehen, und klagte den Junker als den Ehrenräuber an. Er schwieg, aber sogleich übernahm das Mädchen seine Vertheidigung und sprach: „Edle Damen! nichts hat der schöne Junker mir geraubt; Ich selbst habe ihm Alles gegeben und fast wäre ich betrübt geworden, hätte er's nicht Alles nehmen wollen und hätte wohl glauben müssen, es geschehe aus Verachtung." Das Mädchen war so reizend, die Entschuldigung so bündig und kurz, und Dame Margaretha, ein seelengutes Weibchen, sprach den Schuldigen frei. Nun aber wurde zum Ausspruche in der Hauptsache geschritten. Das Gericht gebot Stillschweigen, und Eloise de Turenne, die Präsidentinn des Liebeshofes sprach folgendes Urtheil:

„In Euerm Handel, schöner Junker, finden wir nichts Strafbares. Ihr habt gethan, was Ihr gewollt, mit Darioletten, habt nicht gewußt was ihr schuldig wart der Dame Margarethe, und bei dem Landmädchen, habt Ihr gethan, was die Gelegenheit mit sich brachte. Der Gerichtshof spricht Euch los und befiehlt Euch, nicht mehr so schüchtern und blöde, sondern artiger zu seyn gegen die Damen und bei uns die Gesetze der Galan-

terie zu lernen. Der Andere soll seiner Banden entlediget, ein Paternoster beten. Trefft Ihr ihn aber wieder an bei dem Mädchen, so ist Euch gestattet, ihm die Nase abzuschneiden.

Der verlierende Theil mußte Gerichtskosten entrichten, die irgend zu einem wohlthätigen Entzwecke verwendet wurden.

Dergleichen feierliche Gerichtshöfe befanden sich besonders zu Signes, Avignon, Lille, Pierrefeu, rc. und man liest von denselben vom Anfange des XII. bis in die Mitte des XIV. Jahrhunderts. Ja, König Renatus von Sicilien, der in der Provence lebte, ließ noch in der Mitte des XVI. Jahrhunderts, bei seinen Fronleichnamsfesten zu Air, einem Prince d'Amour, und seinen Chavaliers eine Hauptrolle spielen, wie die Leser wissen, und der bekannte Kardinal Richelieu, stiftete auch einen Cour d'Amour zu Ruelle, wo verliebte Streitfragen entschieden wurden, bei welchem die, als Schriftstellerinn bekannte Demoiselle Margarethe de Scudery die Stelle eines General-Advocaten vertrat, und die Prinzessinn Maria Gonzaga, nachherige Königinn von Polen, Präsidentinn war.

Mit den Liebeshöfen müssen nicht die sogenannten Blumenspiele (Jeux-fleuraux) verwechselt werden, wie Millot gethan hat. Diese wurden im J. 1325 zu Toulouse eingeführt. Zu diesen wurden alle Dichter durch einen Brief, der im Namen der lustigen Gesellschaft zu Toulouse und der sieben dort

befindlichen Troubadours geschrieben war, zu einem poetischen Wettstreit eingeladen, und der Sieger wurde mit einem goldenen Veilchen beschenkt. Man setzte auch Statuten, unter der Benennung: Gesetze der Liebe, woher auch diese Akademie das Spiel der Liebe genannt wurde. Das Fest wurde fortdauernd jährlich im Monat Mai gefeiert, und man fügte in der Folge dem goldenen Veilchen, auch noch eine wilde Rose, ein Vergißmeinnicht, und ein Tausendschönchen, zu mehreren Preisen bei. In der Mitte des XVI. Jahrhunderts vermachte eine reiche Toulouser Dame, Clementia Isaura, dieser Akademie ein bedeutendes Kapital, damit die Blumenpreise bezahlt werden sollten. Zur Dankbarkeit, wurde derselben eine Bildsäule von weißem Marmor errichtet, welche noch bis auf den heutigen Tag in dem schönen, großen Saale auf dem Rathhause zu sehen ist. — Öffentliche Blätter sagen, daß diese Akademie noch jetzt besteht, und daß die Blumenpreise, auch im J. 1812 ausgetheilt worden sind.

Nun aber, auf die Liebeshöfe, die dort aufgeworfenen Fragen, und ertheilten Urtheile zurückzukommen, so haben sich die Juristen ein besonderes Geschäft und Vergnügen daraus gemacht, dieselben zu sammeln, und in lateinischer Sprache, mit allem erdenklichen Aufwande von juristischer Belesenheit und Gelehrsamkeit zu kommentiren. Es existirt ein seltenes Werk, mit dem Titel:

Arresta Amorum 52. Accuratissimis Benedicti Curtii Symphoriani Commentariis ad utriusque Juris rationem, forensiumque actionum usum quam acutissime accommodata. Parisiis. 1555.

Dieſes enthält 52 Sätze der Fragen bei Liebeshöfen, und die Urtheile derſelben, wie geſagt, mit juriſtiſchen Unterſuchungen und Bemerkungen begleitet.

Eine andere Sammlung von Minnegerichtsausſprüchen, die man ſonſt nur in italieniſcher Sprache, unter dem Titel Libro d'amore kannte, hat Aretin der Welt in teutſcher Sprache, nach einem alten Manuſcripte mitgetheilt, und dadurch des Dankes der Leſewelt ſowohl, als der Literatoren ſich verſichert.

Geschichte der Schreibekunst.

Schreibekunst ist die Kunst seine Gedanken durch Zeichen auszudrücken. Vor ihrer Erfindung waren Bäume die man pflanzte, Steinhaufen, Altäre und Säulen, die man errichtete, auch Feste und Spiele, die man verordnete, die Mittel, wodurch man das Andenken wichtiger Begebenheiten zu erhalten suchte; man gab auch den Örtern, wo wichtige Begebenheiten vorgegangen waren solche Namen, die darauf Bezug hatten, oder man pflanzte wichtige Vorfälle durch Tradition oder Überlieferung fort und kleidete sie, um dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, in Volkslieder ein. Die Chineser theilten sich zur Zeit des Yongtching-chi in der Entfernung ihre Gedanken durch Schnüre mit, die man mit verschiedenen Knoten bezeichnete; Andere thaten dieses durch Einschnitte in Holz.

Die Schreibekunst entsprang aus der Zeichenkunst, sobald man es in dieser so weit gebracht hatte, daß man die Umrisse natürlicher Gegenstände zeichnen

konnte; dieſes erhellet aus der älteſten Art der Schrift, welche eine Bilderſchrift, im eigentlichen Sinne des Worts, war. Man malte nämlich die Gegenſtände, an welche man Andere erinnern wollte, ihrer ganzen Figur nach ab. Um z. B. anzuzeigen, daß ein Menſch einen andern getödtet habe, zeichnete man einen Menſchen, der ausgeſtreckt auf der Erde lag, und einen Andern, der vor ihm ſtand und ein Gewehr in der Hand hatte. Vermöge dieſer Schrift konnten jedoch nur körperliche Dinge und wenige Handlungen ausgedrückt werden, und da ſie aus unförmlichen Bildern natürlicher Gegenſtände beſtand, erhielt ſie den Namen Bilderſchrift, von welcher hauptſächlich die Egypter Gebrauch machten.

Dieſe Art zu ſchreiben war aber ſehr beſchwerlich, daher man die zweite Art der Schrift erfand, welche in ſchicklichen und verſtändigen Abkürzungen der Figuren körperlicher Dinge beſtand. Man zeichnete nämlich nicht mehr das ganze Bild von der Sache hin, die man kenntlich machen wollte, ſondern verfiel darauf, die Zeichnungen abzukürzen, und nur einige kenntliche Züge von dem Gegenſtande auszudrücken. Um z. B. einen Walker anzuzeigen, malte man zwei Menſchenfüße im Waſſer.

Nachdem man nun die in die Augen fallenden Gegenſtände abbilden konnte, verſuchte man es auch, Dinge, die nicht in die Augen fallen, ſondern mit dem Verſtande gefaßt werden müſſen, z. B. Eigenſchaften, Tugenden u. ſ. w. durch ſolche aus der

Natur oder Kunst entlehnte Bilder auszudrücken, die mit der Sache, die man kenntlich machen wollte, einige Ähnlichkeiten hatten. Hieraus entstand die dritte Art der Schrift, nämlich die tropische oder symbolische Schreibekunst, wo man körperliche und unkörperliche Dinge, Empfindungen, Eigenschaften, Tugenden, Laster, Handlungen, Gemüthsbewegungen und ganze Geschichten durch Symbole, die aus Bildern der Thiere, der Vögel oder auch lebloser Dinge bestanden, und durch willkührliche Zeichen ausdrückte, die Anfangs eine der Natur gemäße Bedeutung hatten, bald aber einen geheimen Sinn bekamen, den nur die egyptischen Priester verstanden, wiewohl auch die Priester späterhin die alten Hieroglyphen nicht mehr zu erklären wußten. Dieses war die schönste und vollkommenste Art der Hieroglyphen, von der man auch auf den egyptischen Obelisken Spuren findet. Zufolge der symbolischen Schreibekunst zeichnete man nicht mehr die ganze Figur hin, sondern man setzte oft nur einen Theil für das Ganze; wollte man zu erkennen geben, daß eine Stadt belagert werden sollte, oder belagert wurde, so malte man nur eine Leiter zum Sturm; wollte man den Zorn ausdrücken, so malte man eine Nase aus der Dampf aufstieg. Manche Eigenschaften wurden nach der symbolischen Schreibekunst durch Bilder, die von Menschen hergenommen waren, ausgedrückt; eine Hand z. B. zeigte Stärke oder Tapferkeit an. Mehrere Dinge aber wurden durch die Bilder solcher Thiere, bei denen sich von jenen

Dingen eine Ähnlichkeit fand, ausgedrückt; das Bild des Pelikans zeigte die List; das Bild des Habichts oder Sperbers die Geschwindigkeit; ein Pfauenschwanz die Vergänglichkeit der Schönheit, Pracht und des Reichthums; eine Taube die Unschuld; eine Schlange, die sich in den Schwanz biß, oder ein Zirkel, weil man daran weder Anfang noch Ende sieht, die Ewigkeit an. Auch leblose Dinge wurden zu Symbolen gebraucht; ein Schloß oder auch ein auf den Mund gelegter Finger zeigte die Verschwiegenheit an. Theile von lebendigen Dingen vertraten auch die Stelle der Symbole; ein Auge zeigte die Vorsehung an. Oft bezeichnete man eine Sache durch das Bild einer andern, weil sie ähnliche Wirkung mit jener hatte; das Gewitter bezeichnete man durch einen mit Sphinxen oder Donnerpferden bespannten Wagen über den Wolken, weil ein Wagen ein dem Donner ähnliches Rasseln verursacht. Strabo erzählt, daß die Egypter durch die Figur einer Biene einen König bezeichneten. Mit Recht sagt also Tacitus, daß die Egypter ihre Gedanken durch Figuren der Thiere und Vögel bezeichnet hätten. Die Wände des Labyrinths zu Theben waren mit solchen Thieren und Vögeln bemalet. Fand man zur Bezeichnung einer Sache weder in der Natur noch Kunst etwas Ähnliches, so wählte man ein willkührliches Zeichen; ein ∧ bedeutete in der geheimen Schreibart der Egypter so viel als Gott.

Da die Hieroglyphenschrift der Egypter die sinnreichste, vollständigste, dauerhafteste und berühmte-

ste war, so hält man allgemein die Egypter für die ersten Erfinder derselben. Die Egyptischen Magi, welche sich sowohl der Bilderschrift, als auch der Buchstabenschrift bedienten, eignen die Erfindung des Schreibens überhaupt und besonders die Erfindung der Hieroglyphen dem Atodes, den die Egypter Thot, oder Thoyth, die Alexandriner aber Thoth nennen, zu, der mit dem Hermes Trismegistus oder Mercurius für eine Person gehalten wird. Einige halten ihn für einen Sohn des ersten egyptischen Königs Menes, und nehmen das Jahr 1900 für den Zeitpunct an, wo er die Schreibekunst erfand; Andere halten ihn für eine Person mit dem Phönizier Thaaut, welches sehr wahrscheinlich ist; Andere halten ihn für einen Rath des Osiris. Mehrere schrieben ihm sowohl die Erfindung der Hieroglyphen, als auch der Buchstabenschrift zu. Voguet zweifelt aber daran, daß die Hieroglyphen eine Erfindung der Egypter waren, weil sie vielen Völkern des Alterthums gemein waren. Wirklich behaupten auch mehrere Schriftsteller, daß auch die Phönizier sich der Hieroglyphen bedienten. Nach dem Zeugniß des Pharecydes von Scyros brauchten auch die Scythen die Bilderschrift, und Prätos schickte den Bellerophon mit einer symbolischen oder hieroglyphischen Schrift an seinen Schwiegervater Jobates, welcher dadurch benachrichtiget wurde, den Überbringer zu tödten. Die Chinesen, welche die Erfindung des Schreibens einem ihrer Regenten aus den fabelhaften Zeiten, Namens Tsangsine, zuschreiben, wie

auch die Japaneſen und Coreaner, haben eine mit der Hieroglyphenſchrift ähnliche Schreibart, denn ihre Schriftzeichen deuten keine Wörter, ſondern Sachen an; ſie müſſen alſo ſolcher Zeichen ſo viel haben, als Sachen und Gedanken ſind. Ein mittelmäßiger Gelehrter muß bey ihnen auſſer der Mandarinenſprache, die nur zu den gewöhnlichen Komplimenten dient, und wo man mit etlichen 100 Zeichen auskommen kann, wenigſtens 10000, aber wer es aufs höchſte treiben will, 80000 Zeichen kennen. Auch bei der Entdeckung von Amerika fand man bei den Amerikanern eine Art von Bilderſchrift, denn die Mexikaner gaben dem Montezuma von der Landung des Kortez durch eine Zeichnung Nachricht. Indeſſen findet man doch kein Volk, bei dem die Kunſt mit Hieroglyphen zu ſchreiben ſo hoch getrieben wurde, als bei den Egyptern. Eine Klaſſe ihrer Prieſter beſchäftigte ſich beſtändig damit, die ſchon zu Joſephs Zeit Bilderſchrift-Ausleger genannt wurden, und eine eigene Gattung der Gelehrten unter den Egyptern ausmachten. Eben weil ſich die Prieſter damit beſchäftigten, nannten die Griechen dieſe Schrift die Hieroglyphenſchrift oder die heilige Schrift. Als man willkührliche Zeichen unter die Hieroglyphen aufnahm, fiengen die Egypter zuerſt an, die Schreibekunſt zum Nutzen der Wiſſenſchaften anzuwenden, und nun unterſchied man die Gelehrten- oder Prieſterſchrift, deren man ſich beim Bücherſchreiben bediente, von der Hieroglyphen- oder Bilderſchrift, die man bei öffent-

lichen Denkmälern brauchte, als zwei verschiedene Schriftsysteme. Endlich wurde aber die Bilderschrift durch den weit bequemeren Gebrauch der Buchstabenschrift verdrängt, deren sich auch zuletzt die Priester bedienten. Da man bereits in der Hieroglyphenschrift mehrere Sachen durch ganz willkührliche Zeichen auszudrücken pflegte, so erfand man nun auch willkührliche Charactere für einzelne Worte. Solche Characte-re waren z. B. ב welches ein Haus, ג ein Kameel, כ welches eine Hacke, ש welches einen Zahn bedeutete. Hier waren aber so viele Charactere nöthig, als eine Sprache Wörter hat, und dieß machte die Schreibekunst beschwerlich; auch hatten die Erfinder dieser Charaktere bemerkt, daß jedes Wort aus einer Anzahl von Lauten zusammengesetzt sey, und da man Alles schon durch Zeichen auszudrücken suchte, so bemühte man sich auch, jeden von diesen Lauten, die man an den Wörtern bemerkte, durch besondere Zeichen auszudrücken; so entstand die Sylbenschrift, wo jedes Zeichen eine Sylbe ausdrückte.

Die Sylbenschrift erforderte aber so viele Zeichen, als sich Sylben in einer Sprache gedenken lassen, woraus also eine sehr große Menge Zeichen erwuchs, die das Schreiben ebenfalls erschwerte. Die genauere Aufmerksamkeit auf die Articulation der Sylben lehrte, daß jede Sylbe aus einem Lautbuchstaben und aus etlichen Mitlautern bestand; man suchte daher jeden Lautbuchstaben und jeden Mitlauter durch besondere Zeichen auszudrücken, wozu man einige

von jenen für die Wörter erfundenen Charakteren oder auch abgekürzte hieroglyphische Zeichen wählte, welches man aus der Ähnlichkeit vermuthet, die sich zwischen alter Buchstabenschrift und den Hieroglyphen findet. Hierdurch erhielt man den Vortheil, daß man nur wenige Zeichen brauchte, durch deren unendliche Versetzung man doch Alles ausdrücken konnte, und so erhielt man die weit bequemere Buchstabenschrift.

Die Erfindung dieser Buchstabenschrift wird von den Meisten den Phöniziern zugeschrieben, welche die ältern Charaktere änderten, und statt der Buchstaben anwandten. Besonders eignet Sanchuniathan diese Erfindung dem Phönizier Thaaut zu, der sich in der Folge in Egypten niederließ, und von den Egyptern Thot genannt wurde. Auf diese Art kam also die Buchstabenschrift von den Phöniziern zuerst nach Egypten; Einige melden jedoch, daß die Isis bey den Egyptern die Buchstabenschrift eingeführt habe, und noch Andere meinen, daß die Egypter erst gegen Psammetichs Zeit die Buchstabenschrift aus Phönizien erhalten hätten. Von den Egyptern kam die Buchstabenschrift zu den Israeliten. Einige wollen zwar den Joseph zum Erfinder der Buchstabenschrift machen und halten ihn mit dem Hermes Trismegistus für eine Person; wir aber haben bei dem Worte Buchstaben unsere Zweifel dagegen geäußert. In Gosen hielten die Israeliten schon ihre Schoterim oder Schreiber, welche die Stammtafeln der Fami-

lien u. s. w. besorgen mußten; daher kann auch Moses nicht der Erfinder des Schreibens seyn, wie Jaquelot und Thomasius behauptet haben, denn zu Moses Zeit war die Schreibekunst schon eine bekannte Sache, und er beruft sich selbst auf ältere Schriften; auch Hiob redet von der Schreibekunst als von einer gewöhnlichen Sache; ob sich gleich nicht entscheiden läßt, daß er von Buchstabenschrift rede, so weiß man doch, daß es damals schon schriftlich verfaßte gerichtliche Klagen, und versiegelte Actenstöße gab. Zu Salomons Zeiten war das Bücherschreiben schon sehr gemein. Auch zu den Assyriern muß die Buchstabenschrift bald durch die Phönizier gekommen seyn, denn Callisthenes schrieb aus Babylon dem Aristoteles, daß die astronomischen Untersuchungen der Babylonier von 1903 Jahren her wären. Epigenes meldet hingegen, daß die ältesten astronomischen Beobachtungen der Babylonier von 720 Jahren her gewesen wären, und Berosus sowohl, als auch Critodemus setzen das Alter dieser Beobachtungen gar nur auf 480 Jahre hinaus. Indessen wird doch das assyrische Alphabet, so wie alle übrige, von dem phönizischen Alphabet hergeleitet, denn dieses und das altebräische Alphabet, welches mit dem samaritanischen Alphabet einerlei Charaktere hatte, werden für die ältesten Alphabete gehalten, von denen alle übrigen abstammen. Von den Phöniziern, besonders durch den Cadmus, kam die Buchstabenschrift zu den Griechen. Die älteste Probe der griechischen Cursivschrift, so

wie sie zu Vespasians Zeit war, hat Herr von Murr bekannt gemacht. Bei der Entdeckung des verschütteten Pompeji stieß man im Jahre 1767 auf ein Soldatenquartier oder auf eine Caserne, deren Exercierplatz einige mit Gyps überzogene Säulen enthielt, woran römische Soldaten eine Menge unnützes Zeug in lateinischer und griechischer Sprache mit Nägeln oder andern Werkzeugen aus langer Weile gekritzelt hatten. Von diesem Geschreibsel bekam Herr von Murr durch einen Geistlichen am neapolitanischen Hofe eine genaue Abschrift, die Herr von Murr in Kupfer stechen ließ, und solche 1792 bekannt machte. Von den Griechen kam die Kenntniß der Buchstabenschrift durch die Nicostrata und durch ihren Sohn Evander, um das Jahr 2740 zu den Lateinern, und von diesen zu den Römern. Die Hetrusker erhielten die Buchstabenschrift vom Demaratus aus Corinth um das Jahr 3326. Von den Römern kam die Buchstabenschrift zu den Deutschen. Im dritten Jahrhundert n. C. G. war schon die Runenschrift bekannt. Ulfilas erfand um das Jahr 350 eine Buchstabenschrift für die Gothen, und Cyrill aus Tessalonich erfand um das Jahr 850 eine Buchstabenschrift für die Slaven. Im neunten Jahrhundert, unter Friedrich dem Deutschen fieng man erst an, Deutsch zu schreiben, jedoch noch mit lateinischen Buchstaben. Unter Friedrich II., im 13ten Jahrhundert, kamen, nach Gundlings Behauptung die jetzigen teutschen Buchstaben auf.

Einige vermuthen, daß die Phönizier zuerst

nach Art der Pflugfurchen, wie die Ochsen auf dem Acker pflügten, erst eine Zeile von der Rechten zur Linken und dann die folgende von der Linken zur Rechten schrieben.

Die Griechen schrieben anfangs, so wie die morgenländischen Völker noch thun, von der Rechten zur Linken; dann schrieben sie nach Art der Pflugfurchen, welche Schreibart man die Kadmische, oder auch βουστροφηδον nannte. Pronapides von Athen, ein Lehrer des Homer, der also 900 Jahre vor C. G. lebte, erfand zuerst die Art von der Linken zur Rechten zu schreiben. Diese Schreibart, welche Anfangs nicht gleich allgemein angenommen wurde, nannte man die jonische. Die Chinesen und Japaner schreiben ihre Zeilen nach Art der Columnen von oben herniederwärts, und die Mexicaner fangen von unten an, und schreiben aufwärts.

Der Kampf mit dem Drachen.

(Zur Vergleichung von Schillers gleichbetitelter Ballade.)

Nachfolgende Historie ist genommen aus Vossio und zwar aus dem Andern Buche seiner Historia, die er von der Religion der Johanniter-Ordensritter von Jerusalem geschrieben.

Im Jahr Christi 1345, als Clemens VI. Pabst zu Rom, und Elio de Villanova Großmeister der Ritter Sankt Johannis war, da begab sich ein Ding, darüber sich die ganze Welt verwundern muß.

Auf der Insel Rhodus, nicht weit von Sankt Stephans-Kirche, war ein großer Felsen, unter welchem aus einer sehr großen unterirdischen Höhle, ein Fluß hervorströmte. In dieser Höhle wohnte damals ein ungeheures, greuliches und erschreckliches Wunderthier, welches nicht allein in der ganzen Gegend der

Insel nach dem Osten, unerhörten Schaden an Menschen und Viehe, die es mit unglaublicher Grausamkeit anfiel, zerriß und verschlang, verursachte; sondern auch vermittelst seines giftigen Odems die Luft derselben Gegend überall dergestalt vergiftete, daß sich niemand ohne augenscheinliche Lebensgefahr dahin wagen durfte. Daher der Großmeister gemeldten Ritterordens, (welcher damalen sein Verbleiben auf dieser Insel hatte), öffentlich ankündigen ließ, daß sich Niemand, weß Standes er auch sey, unterstehen solle, an den unsichern Ort zu kommen. Eben dieses hat er gleichfalls den Rittern verboten, und zwar bei Verlust ihres Lebens, oder zum mindesten ihres Ordens, dahero dann der unsichere Ort nicht unbillig den Namen Mal passo lange Zeit geführet hat.

Zu dieser Zeit war einer unter den Rittern zu Rhodus, Namens Deodatus de Gozon, von Geburt ein Gasconier, ein junger, frischer und muthiger Edelmann. Diesen verdroß es, daß sich unter einer solchen Anzahl tapferer Ritter nicht ein Einziger finden ließe, der sich unterstehen dürfte, diesem Ungeheuer den Kopf zu bieten, und das Land von einer solchen schädlichen Plage zu befreien. Ließ sich demnach durch Begierde, sich einen unsterblichen Namen zu machen, anspornen, auf eine unerhörte Weise mit dem erschröcklichen Wunderthier, den Kampf auf Leib und Leben anzugeben, und die Insel von dieser verderblichen Plage gänzlich und auf einmal zu befreien.

Diesen Entschluß faßte er so fest, daß er Tag und Nacht weder Schlaf noch Ruhe hatte, bis er solchen zuvor zu Werke gerichtet und glücklich ausgeführet hätte. Weil er aber auch darneben das scharfe Gebot des Großmeisters fürchtete, so bemühte er sich dahin, wie er, ohne eines einzigen Menschen Wissen und Beiseyn seinen Zweck und Sieg über den Drachen erlangen mögte.

Er schlich erstlich ganz leise nach dem Ort, wo der Drache seinen Aufenthalt hatte; hielt sich verborgen, und bemerkte zuvorderst seine rechte Gestalt und mancherlei Farben, welche also beschrieben sind. Der Leib war so groß als eines starken Pferdes oder eines Ochsen Rücken; der Hals war lang, rauch, und am Ende ein Kopf wie ein Schlangenkopf, der doch mit langen Ohren besetzet und versehen war. An demselben war ein abscheulich großer und weiter Rache, mit den spitzigsten Zähnen, als lauter Spießen, versehen. Die Augen waren sehr groß, glänzend, und gleichsam feuerschießend. Er hatte vier Füße, alle mit großen und spitzigen Bärenklauen besetzt. Was den Schwanz und übrigen Leib anlanget, darin kam er einem Krokodill ziemlich nahe. Über und über war der ganze Leib mit einem überaus festen Panzer von undurchdringlichen Schuppen überzogen. Letzlich hatte der Drache zween große Flügel, aus einer durchsichtigen Haut bestehend, (die die Fledermäuse zu haben pflegen) welche unten mit Blut gelb und roth gesprengelt

waren, wie dann sonsten auch der ganze Leib mehrentheils mit diesen beiden Farben bemahlt gewesen.

Seine Schnelligkeit war so groß, daß ihm kein Pferd, und sollte es auch das beste Arabische oder Persische gewesen seyn, durch seine Geschwindigkeit hätte entkommen mögen. In seiner Bewegung schien er zugleich zu fliegen und zugleich zu laufen, und wann er auf den Raub auslief, so machte er mit seinem gewaltsamen Schuppengerassel und großem Gezisch, ein solches erschreckliches Gelaut, daß man auch weit von ihm, dasselbe nicht sonder heftiges Entsetzen vernehmen konnte. Das ist die Gestalt und das Wesen des Drachen gewesen, von welchem allen sich Teodatus de Gozon, vor allen Dingen, gar genau unterrichtete.

Nachdem nun dieser Ritter Alles genau betrachtet, erlangte er von dem Großmeister Erlaubniß, nach Haus zu ziehen, als hätte er in seinen eigenen Geschäften daselbst Etwas zu bestellen. Alsobald läßet er sich in Gasconien einen Drachen von Papier, mit Werk ausgestopfet, verfertigen, der sich drehen und beugen ließ, wie der rechte Drache, dem er auch in den Farben und allen anderen Stücken vollkommen gleichte. Er kaufte sich ein muthiges Pferd, das des Streites gewohnet; wie nicht weniger zween große herzhafte Englische Hunde. Seine Diener mußten darauf in den gemachten Drachen kriechen, und denselben nach seiner Anweisung regieren, daß er nemlich bald seinen ungeheuren Rachen aufsperrte, bald den

langen Schwanz hin und her schwengelte, bald mit den Flügeln schlug, und in Summa alle Bewegungen eines leibhaftigen Drachens vorstellte. Inzwischen sprengte Deodatus diesem gemachten Drachen, mit seinen mutbigen Roße und eifrigen Hunden zum Öftern an, und nachdem er sein Pferd wie auch die Hunde, in diesem Spiegelfechten über eine halbes Jahr genugsam geübet, daß man sie, wann sie ihren Feind nur erblickten, mit dem Zügel und Leitriemen kaum vom Streit zurückhalten kunnte; da kehrete er endlich wieder nach Rhodus, und nahm sein Pferd und abgerichtete Hunde mit sich.

Hieselbst war er kaum angelanget, als er sich schon vor brennender Begierde, den rechten Drachen vor sich zu sehen, und mit demselben den Kampf anzutreten, nicht zu behalten wußte. Legte demnach einen guten Harnisch an, erwählte eine starke Lanze, und gürtete ein tüchtiges Schwert an seine Seite; eilte also bewaffnet nach Sankt Stephans-Kirche ohnweit der Drachenhöhle, und nachdem er an diesem heiligen Orte zuvorderst seine Andacht verrichtet, und dem Allmächtigen sein wichtiges Vorhaben herzlichst anempfohlen, gebt er mit seinem Pferde und beiden Hunden, nach dem ungeheuren Drachenloch hin.

Doch unterrichtet er vorhero seine Diener, wie sie sich inzwischen zu verhalten haben; daß sie sich auf einen nahgelegenen hohen Felsen begeben, und den Kampf ansehen sollten; würde nun der Drache mit dem Leben einbußen, und Deodatus lebendig davon kom-

men, so sollten sie ihm, dafern er, (welches vermuthlich), von dem ausgespienem Gift des Drachens in eine Ohnmacht verfallen würde, mit ihren bey sich habenden kräftigen Arzneyen und Gegengiften, augenblicklich beispringen und laben; würde er aber unterliegen, und mit dem Leben bezahlen, so sollten sie sich nur von Stunde an, durch die Flucht salviren.

Nach diesem gegebenem Unterricht, begab sich dieser unverzagte Held, mit einer unglaublichen Tapfermüthigkeit nach der Höhle des Drachen, und als sich anfangs Nichts rühren wollte, machte er ein lautbares Geräusch, seinen Feind gleichsam dadurch zum Kampfe aufzufordern, der dann seine schleunige Ankunft, durch das gräßliche Rasseln und Prasseln der stahlharten Schuppen und schwingenden Flügel, alsobald anmeldete. Also begab sich Deodatus von Stunde an zur Höhle heraus auf einen ebenen Platz, den er ihm zum Kampf auserlesen hatte. Sobald der Drache das Pferd und den Ritter erblicket, eilet er bald fliegend, bald laufend, herzu: in Hoffnung, eine gute Beute, seiner Gewohnheit nach, anitzo zu erhaschen.

Das muthige Pferd aber, und die beissigen Hunde, als welchen dieses Ungeheuer gleichsam durch langen Umgang bekannt war, fallen den Drachen unverzagt an, wo sie ihm nur beikommen kunten. Der Ritter inzwischen wollte seinen Helfern an Tapfermüthigkeit nicht das geringste nachgeben, schosse seine Lanze aus allen Kräften auf des Drachens geharnisch-

ten Rücken mit solcher Heftigkeit, daß dieselbe in kleine Stücke zersprunge, und der Ritter schon eines von seinem besten Gewehr beraubt ward. Unterdessen ergriffen die Hunde den Drachen am unteren Leibe, und zerrten an ihm dergestalt, daß er sich vor Schmerz nicht zu behalten wußte, wodurch Deodatus Zeit bekam, eine andere Resolution zu fassen. Er stieg behend vom Pferd, trat mit seinem Schild und entblößten Schwerte zu Fuß hinzu, und ließ sich nicht abschrecken, daß sich der Drache alsobald auf seine Hinterfüße in die Höhe richtete, mit dem einen Vorderfuß nach des Ritters Schilde und mit dem andern nach ihm selber griff um beides, vermittelst seiner abscheulichen Klauen, in Stücke zu zerbrechen.

Der Ritter aber bemerkte wo des Drachen Hals am weichesten war; daselbst brachte er ihm mit seinem Schwert eine solche Wunde an, daß ein ganzer Strom Bluts daraus zu springen begunnte. Das Ungeheuer ward durch die großen Schmerzen zu solchen rasenden Grimm gebracht, daß es, ohngeachtet aller Gefahr, zu dem Ritter immer näher eindrunge: je näher es aber kam, je tiefer stieß ihm dieser das Schwert in den Hals; da er dann endlich durch oftmaliges Hin- und Herziehen desselben, dem Drachen den ganzen Hals öffnete, der dann nicht lange mehr Stand zu halten vermochte, sondern endlich kraftlos und todt darniedersank; doch also, daß er oben auf den Ritter, der sich fast aus dem Odem gearbeitet, auch eine große Menge von dem giftigen Dampf, der aus der

Wunde kam, an sich gezogen hatte, und dadurch ganz ohnempfindlich worden war, mit seinen schweren Leibe zu liegen kam.

Alsobald erinnerten sich die auf dem Felsen zuschauenden Diener des Befehls ihres Herrn, sprungen ungesäumt herunter, und zogen denselben halb todt unter dem abscheulichen Drachen hervor: weil sie auch noch einige Zeichen von Leben an ihm spüreten, holten sie geschwinde aus dem vorbeifließenden Bächlein die Blechkappen voll frischen Wassers, und begoßen des Deodati ganzen Leib damit, der hernach durch gute Herzstärkung sich wieder erholete, bis er endlich, da er völlig wieder zurecht kommen, sich als ein sieghafter Held, sammt seinen Leuten, Pferde und Hunden, nach der Stadt Rhodus verfügte, und dem Großmeister sein Ebentheuer erzählte.

Der Großmeister aber berufet als bald die ganze Versammlung der Ritterschaft; schalt den Deodatum öffentlich aus, weil er nicht allein sich so freventlicher Weise in Lebensgefahr gesetzet, sondern auch des Großmeisters scharfes Gebot unbesonnener Weise übertreten hätte, zog ihm auch das Ordenskleid ab, und ließ ihn, Andern zum Exempel in ein böses Gefängniß werfen.

Inzwischen ward es in der ganzen Insel landkundig, daß Deodatus einen so tapfern Entschluß gefasset, mit dem Drachen gekämpft, denselben als ein sieghafter Held erleget, und das ganze Land von einer überaus großen Plage befreiet hätte, wodurch

Jedermann diesem unüberwindlichen Helden ein ewiges Lob sprach, und wußten allerdings die kleinen Kinder von Deodati rühmlichen Kampf und ersprießlichen Siege zu singen und zu sagen. Hierdurch ward endlich der Großmeister wieder besänftigt, daß er Deodatum auf freien Fuß, und wieder in seinen Orden stellet, ja zu höheren Ehrenämtern erhube, in welchen er sich dergestalt verhielte, daß ihm die ganze Ritterschaft, vier Jahr hernach, als der Großmeister diese Welt gesegnete, wegen seines großen Verstandes und seiner wohlbekannten Tapferkeit, einmuthiglich die Großmeisterschaft, zu seinem ewigen Ruhm, auftrug.

Hieronimus Megißerus zeiget zwo rühmliche Inschriften, so man diesem Ritter hernach zu Ehren aufgerichtet. Die eine lautet also:

Deodatus de Gozone Tuc-Serpent (Extinctor draconis) Magister de Provincia III. dracone extincto, antequam magistraret.

Die andere ist also zu lesen:

F. Deodatus de Gozone. Hic anguem immensa molis, orbibus terribilem, miseros Rhodi incolus devorantem, strenue peremit; deinceps Magister creatus est anno domini 1349.

Die allegorische Deutung der Farben im Anzuge und Putze der Damen in den Ritterzeiten.

In jenen Zeiten, in welchen die feinste Galanterie sich mit dem höchsten Muthe vereinigte, in welchen die sanfte Stimme der Minne mit dem rauhen Tone der Ritterfehde abwechselte, in welchem Blicke und Schwerter gleich entscheidend sprachen, waren auch selbst die Farben nicht stumm. Die Regeln der damahligen Galanterie gaben dem Wehrgehenke, der Schärpe, dem Helmbusche des Ritters, so gut als den Schleifen, Federn und ganzem Anzuge der Damen eine unverkenntlich bedeutungsvolle Sprache; und Anordnung und Zusammensetzung der Farben in den Kleidungsstücken und Putze, waren damals öffentliche Dollmetscher geheimer Gedanken und Empfindungen.

Man stelle sich einen Ritter vor, der auf der Stechbahn erschien, eine Lanze zu Liebe und Ehren seiner Dame zu brechen. Er kam dahin, und seine

Schärpe, Binde, die Decken seines Roßes, die Wahl seiner Federn auf dem Helme, sagten: ich liebe, und liebe hoffnungsvolle Sprache der Liebherei des Ritters. Ihr selbst galt es.

Der Gedanke: ich bin es, um die er leidet! Mir zu Liebe und Ehre bricht der trauernde Ritter seine Lanze! Seine Leidenschaft nagt an der Blüthe seines Lebens! Er verzehrt sich im stillen Gram um Deinetwillen! Du bist die Grausame, die ihm den Untergang droht! u. s. w. — brachte oft schnell einen andern Entschluß in ihrer Seele hervor, und den folgenden Tag sagte ihm ihr Anzug: ich will gnädiger gegen dich seyn! — Der Ritter verstand es mit Entzücken, und die Andern wußten nicht, wem es galt.

So sprachen sich die Liebenden, für die es keine Gelegenheit gab, sich ohne Zeugen zu unterreden, durch diese Farbensprache; sie ließen ihren Anzug das sagen, was sie ihren Lippen nicht anvertrauen konnten. Convenienz, Zwang und tausend Hindernisse fanden ihre Vernichtung in einigen ausgesteckten Federn, in zwey Schleifen, wovon die eine rechts die andere links angesteckt, dem Geliebten sagte, was er wissen sollte, und die, indem schnell ihre Plätze vertauscht wurden, für das Auge des Dritten, Zeichen von ganz entgegengesetzter Deutung waren.

In Deutschland wollte diese galante Wissenschaft nie recht gedeihen, indeß sie in Italien blühte, und in Spanien durch die Erfindsamkeit zärtlicher Maurinnen, in Farben-Gattung und Blumen-Parung

den höchsten Gipfel erreichte. *) Die galanten Franzosen brachten sie in ein System und schrieben sogar Bücher darüber.

Diese sind der Leitfaden bei dem, was wir der ganzen Damenwelt über diese Materien sagen werden. Wir sind fest überzeugt, daß, mit einigen Abänderungen, vielleicht die ganze galante Farbensprache der Vorwelt durch ihren Zauberstab wieder aufleben kann. Nehmen Sie sich, meine schönen Damen, der Sache ernstlich an, bedenken Sie, welche Vortheile für die Welt daraus fließen können. Geben Sie diesen längst verstummten Rednern ihre holde Sprache wieder; machen Sie uns so glücklich, uns auch durch Ihren geschmack- und bedeutungsvoll gewählten Anzug zu sagen, was wir so gern von Ihren schönen Lippen hören, in Ihren reizenden Blicken lesen; und schenken Sie Schleifen, Federn, Band, Blumen und Flor, Schärpen und Kleidern ihre verlornen Rechte wieder.

---

*) Höchst wahrscheinlich waren es die Mauren, welche, als Araber diese jetzt noch in der Türkei, und fast in ganz Asien gewöhnliche geheime Bilder- und Zeichensprache durch Farben und Blumen, die sonderlich in den Harems gewöhnlich ist, mit dem Geiste der Ritterschaft aus dem Orient nach Spanien brachten, von da sie sich weiter ausbreitete. Diese Hieroglyphen heißen jetzt bei den Türken Maneh's oder Selam's.

Weiß.

Sehen Sie diese Dame! In ihrem Anzuge mischen sich, wie in ihrem Angesichte, Rosen mit Lilien; Rosenroth, Weiß und Blau sind die besondern der Liebe geweihten Farben. Die Mischung also:

Weiß und Roth in dem Anzuge dieser Dame, bedeutet: glückliche Liebe; bezeichnet den frohen Liebessinn der Dame, welche diese Kleidung gewählt hat.

Weiß und Blau, bedeutet: rathsame Artigkeit und Klugheit in der Liebe.

Weiß und Grau, — Hoffnung des Besitzes eines wünschenswerthen, wenn auch nur vermeinten Gutes; Keuschheit.

Weiß und Gelb, (oder Gold *) erhörte Liebe.

Weiß und Hochroth — kühne Liebe, Liebesmuth.

Weiß und Grün — Tugend und Liebe (platonische Liebe).

Weiß und Purpur — hohe Gunst und Freundschaft.

Weiß und Schwarz — Hoffnung besserer Zeiten, schönerer Augenblicke; in traurigen Epochen, Hoffnung des Wiedersehens, bey getrennten Liebenden; Hoffnung der Rückkehr des geliebten aber ungetreuen

---

*) In den Liebereien wird, wie in der Heraldik, immer unter Weiß, eben so gut Silber, als unter Gelb, Gold verstanden, und eines gilt für das andere; also in den allegorischen Damenkleidern.

Gegenstandes, ungebrochner Treue und nicht verlöschter Liebe.

Weiß und Kastanienbraun — Vergnügung und Zufriedenheit mit dem, wie es ist; Genügsamkeit; keine unbilligen Forderungen in der Liebe; Neigung die gerade zu dem Ehestande führt, ohne eben Liebe zu seyn.

Weiß und Violet, — Billigkeit in der Liebe.

Weiß, gepaart mit der Farbe, von welcher die Haare des Herrn oder der Damen sind, die sie trugen — gerechte Veränderung; billiger Wechsel.

Wir kommen nun zu der gelben Farbe:

G e l b.

Bedeutet in der Liebe und Liebesangelegenheiten überhaupt, Erhörung und guten Fortgang.

Gelb und Blau deutet auf Freuden.

Gelb und Grau, — mit Mühe erlangte, mit großer Sorgsamkeit erhaltene Liebe.

Gelb und Schwarz — kluge, beständige und vergnügte Liebe.

Die Damen und Ritter, welche die blaß- lichtgelbe Farbe zu ihren Liebereien, Bändern, Schärpen u. s. w. wählten, bezeichneten damit eine Veränderung, es mochte nun Liebesangelegenheiten, oder andere Geschäfte betreffen. Auch wurde eine Art von Spott, von Satyre damit angezeigt, wenn man Schleifen oder Bänder von dieser Farbe Einem zuschickte. Hier ist ein Beispiel aus der Geschichte.

Ein Graf de la Tour warb um die Liebe der schönen, jungen Gräfinn von Bretagne, und war so glücklich, endlich Gehör zu finden. — Sie war die erklärte Dame seines Herzens, er trug ihre Farbe in Turnieren und Stechen, und schon sprach man von ihrer ehelichen Verbindung, als eine verwittibte Marquise von Crequi, die nichts weniger als jung, reizend oder schön war, den Grafen, der Himmel weiß wie! fesselte, und ihren Liebhaber triumphirend zu den Altar führte. Diese begangene Liebes-Felonie des Grafen brachte, wie man leicht denken kann, seine erste Geliebte nicht wenig auf. Sie sendete ihm daher an seinem Hochzeittage ein lichtgelbes Band, welches ihm sagte: „Du hast die Schöne verlassen, um die Häßliche zu wählen, das bringt uns keinen sonderlichen Begriff von deinem guten Geschmacke bei."

Die Hochzeitgäste erzählten den Spaß weiter; die Rache der Gräfinn war entschieden; der Graf wurde das Gespött der Damenzirkel, die Ritter lachten ihn aus, er verließ den Hof, und vergrub sich mit seinem Schatze in sein altes Schloß in der Provinz.

Die schöne Gräfinn bekam gar bald einen neuen Liebhaber, und der Graf zog aus Ärger und Verdruß über den Spott und seine Wahl, in das heilige Land, woher er nicht wieder zurück kam.

Ehe wir fortfahren, Ihnen die allegorische Deutung der noch rückständigen allegorischen Farben anzugeben, erlauben Sie, aus einer Geschichte der Vorzeit ein Exempel deutscher Rittergalanterie zu er-

zählen, damit wir die altdeutsche Ritterſitte, der vielleicht im Vorhergehenden zu allgemein und unbedingt die Galanterie abgeſprochen wurde, bei Ihnen wieder in beſſern Geruch ſetzen. Hier iſt der Beleg für das Gegentheil:

Im Jahre 1568 war ein Turnier zu München, ein ſogenanntes Luſtſtechen; denn nach dem fünfzehnten Jahrhunderte, und nach Erfindung des Schießpulvers, war es ſo ziemlich mit den wahren Turnieren vorbei. Dieſem wohnte einer vom Adel, Kaſpar Nothhaft genannt, bei.

Da nun wie bekannt, nebſt der Wappenſchau, auch mit dieſen Ritterſpielen die ſchönſte Frauenſchau verknüpft war, ſo wurde unſer Kaſpar gar bald ein tüchtliches Fräulein von Börſchen gewahr, der ſein Herz und ſeine Liebe zueilten. Zu Lieb und Ehren dieſer Dame ließ er ſich nun eine, genaue, wie die Dame ſeines Herzens gekleidete, Puppe machen und auf den Helm ſetzen. Er war ſo glücklich den erſten Dank des Turniers zu erhalten, und führte von nun an eine ſolche Puppe als Helm-Kleinod fort. Seine Familie behielt dieß Oberwappen bei. Weil nun in den damahligen reimreichen Zeiten alle Notabilia in Denkreime gebracht wurden, ſo wurde dieſe Begebenheit und Geſchichte der Helm-Kleids-Veränderung in folgenden Verſen verewigt:

Kaſpar Nothhaft bin ich genannt,
Alſo probiert ich meinen Stand;

Auf meinem Helm fuhr ich die Zart, *)
Durch deren Lieb ich siegreich ward.

Sie sehen daraus, daß auch schon im fünfzehnten Jahrhunderte unsere deutschen biedern Ahnen, eine Dame zur Schutzheiligen wählten, in deren Nahmen und durch deren Beystand und Liebe sie Thaten verrichteten. — Nun zu unsern Farbendeutungen zurück! — Auf Gelb folgte:

Roth.

Diese Farbe hatte das Glück besonders in Werth und Ehren zu stehen, und man hatte sogar den Wahn, wer sie trage, habe Glück. Die Mischung:

Roth und Grün, bedeutet: jugendliche Kühnheit. Dieß war die Farbe der Decken und Federn vieler junger Ritter, wenn sie ihre erste Ritterfahrt antraten und auf Abentheuer auszogen. Es war etwas Stolz dabei, sich dieser gepaarten Farben in Kleidern und Schärpen zu bedienen.

Roth und Blau — Wißbegierde; auch Neugierde, besonders in Herzensangelegenheiten.

Roth und Gelb, — Verlangen, Sehnsucht nach einem geliebten Gegenstande; auch schmachtende Liebe.

Roth und Grau — Begierde nach hohen und erhabenen Empfindungen und Besitzungen.

Roth und Schwarz — Weltüberdruß; Rache.

Roth und Kastanienbraun — Verlust aller

*) D. i. die zarte, liebliche Jungfer.

Kraft, und aller Hoffnungen. In der Liebe, völlige Reſignation.

Roth und Purpur — vollkommene Stärke und Macht.

Roth und Violet — brennende, heftige Liebe.

Man rechnet hierher noch die Fleiſch- oder Leibfarbe, und dieſe gab die Deutung auf jungfräuliche Keuſchheit. Auch kleideten ſich Damen in dieſelbe, die ſich dem Kloſterleben widmen, und den Weltfreuden entſagen wollten.

Grün.

Die Mutter Erde, ſagt der Franzoſe, hat dieſe Farbe von ſo verſchiedener Miſchung, von ſo angenehmem Eindruck, von ſo mancher Kraft und Tugend, daß es kein Wunder iſt, wenn man dieſelbe, ſo wie allenthalben auch gern an Kleidern ſah. Einfach, und ohne Paarung mit einer andern Farbe getragen, bedeutete ſie beſonders, Hoffnung, Freude, und Freygebigkeit.

Grün und Blau — ſcheinbare Fröhlichkeit; ungewiſſe Hoffnung.

Grün und Violet — Liebesfreude; liebevolle Zufriedenheit.

Grün und Leibfarbe — Hoffnung in keuſcher Liebe; Freuden und Ehre.

Grün und Kaſtanienbraun — in Traurigkeit verkehrte Freude.

Grün und Grau — entflohene Jugend, und Liebesqual.

Grün und Schwarz — sanfte stille Fröhlichkeit.

Grün und Weiß — frohe, noch durch Liebe ungetrübte Jugend.

Blau.

Die schöne Farbe des reinen Äthers, war, als einfache Farbe, den Deutungen der Schönheit, Geselligkeit, Freundschaft eigen, und unter den Fehlern, bezeichnete sie eifersüchtige Liebe; Mißgunst.

Blau und Grau — Unglück; Verlust des Vermögens, seiner Güter.

Blau und Violet — Klugheit, List und Vorsicht in der Liebe.

Blau und Leibfarbe — angenehme Gegenwart; Bescheidenheit in der Liebe; Sittsamkeit.

Blau und Weiß — Fröhlichkeit, Liebesklugheit.

Blau und Isabellenfarbe — beständige Liebe.

Isabelle von Flandern (erzählt ein französischer Ritter- und Liebesroman aus der Vorzeit) sah den jungen Ritter Hugo von Arles lieber, als ihren sechzigjährigen Eheherrn, der so unklug gewesen war, dieser neunzehnjährigen Schönheit seine Hand vor dem Altare zu reichen. Ihre Lieblingsfarbe war die Farbe ihres Namens, zu welcher sie gewöhnlich Grün trug. Als sie aber mit dem Ritter Hugo bekannt wurde, und die Liebesunterhaltungen ihren Anfang nahmen, erschien sie einst bey einer Festlichkeit mit blau und isabellenfarben Bändern, Federn und Faveuren. Diese sollten dem geliebten Hugo eine beständige Liebe zusichern. Aber dem Herrn Gemahl, der in dieser Spra-

bolik auch gelehrt war, fiel dieſe auf; und er argwöhnte, forſchte nach, und entdeckte endlich den geheimen Liebesbund. Weil nun die damahligen Ehemänner in dieſem Puncte wenig Scherz verſtanden, ſo ließ er ſeine Gemahlinn und den Ritter beim Kopfe nehmen, in einen Thurm werfen, und Gericht über ſie hegen. Es fand ſich aber, nach damahliger Sitte, ein Ritter, Hugo's Waffenbruder, der die Vertheidigung beider Gefangenen mit Lanze und Schwert im rechtlichen Kampf zu beſtehen ſich erboth. Solch ein ritterliches Erbieten konnte damahls nicht abgewieſen werden, und der beleidigte Eheherr ſtellte gleichfalls für ſich einen Ritter, der aber überwunden wurde. Hugo erhielt die Freiheit, und Iſabelle mußte im Kloſter ihre Lieblingstracht ablegen.

Purpurroth wurde ſeltener gepaart und faſt gar nicht allein getragen. Es bedeutete Glück und vernünftige Liebe.

Violet.

Violet und Grün — billige und beſtändige Liebe.

Violet und Kaſtanienbraun — wankelmüthige Liebe.

Solche Schleifen bekamen die Damen zuweilen von ihren Liebhabern, und dabey gings ſelten ohne Spott und ohne Blutvergießen bei den Nebenbuhlern ab.

Schwarz.

Wurde die Farbe allein getragen, war ſie ein Zeichen der Traurigkeit, des Wittwenlebens, aber

auch, der Weisheit und Klugheit, der Zuversicht und Beständigkeit.

Schwarz und Grau — Hoffnung einer Änderung und bessern Zukunft.

Schwarz und Blau — listige Einfalt; Verstellung.

Schwarz und Leibfarbe — Beständigkeit in der Liebe.

Schwarz und Gelb — begnügte Liebe, durch die Liebe verscheuter Gram.

Schwarz und Kastanienbraun — hoher Schmerz und Gram, Traurigkeit, die an Verzweiflung grenzt.

Schwarz und Grün — sanfte Traurigkeit, die der Hoffnung einer bessern Zukunft weicht.

Schwarz und Roth — Begierde sich zu rächen.

Dieß ist es, meine Damen! was wir Ihnen ganz kurz über die Deutung der Farben an Faveuren, Bändern, Federn, Schärpen, u. a. m. in der romantischen Ritterzeit sagen konnten. — Haben Sie nun die Gefälligkeit, diesen alten Deutungen einen modernen Werth und neues Leben zu geben; und da wir nicht mehr in den Zeiten des Faustrechts, der Ritterfehden und Turniere leben, so wählen Sie Bälle, Maskeraden, oder Theater zu Örtern geliebter Farbendeutung Ihrer Federn, Schleifen oder Schärpen, und Sie werden die Wirkung mit Verwunderung sehen.

Die Damen lieben, wie man sagt, mehr die Erklärungen als das Schweigen. Seyen Sie also

nicht ungerecht gegen dieſe vortrefflichen Redner, die Farben; geben Sie denſelben, bitten wir nochmahls, die ſchon ſo lange verlorne Sprache wieder, und erlauben Sie, Ihnen künftig auch etwas über die Sprache der Blumen, Pflanzen, Blätter, Kräuter und Mineralien zu ſagen, die, wenn man eben nicht öffentlich ſprechen will, oder kann, auch ihre entſchiedenen Verdienſte hat.

Erfindung und Gebrauch der Kutschen.

Wenn man unter diesem Namen einen jeden bedeckten Wagen, worin man mit einiger Bequemlichkeit fahren kann, verstehen will, so ist wohl das Alterthum eines solchen Fuhrwerks nicht in Zweifel zu ziehen. Die Arcena, deren schon in den zwölf Tafeln gedacht ist, war ein bedeckter Wagen, dessen sich kranke und schwache Personen zu bedienen pflegten. Sie scheint eher als die Sänfte, lectica, im Gebrauche gewesen, und durch diese hernach daraus verdrängt zu seyn. Eine spätere Erfindung ist Carpentum, wovon man auf einigen Münzen Abbildungen findet, die eine zweiräderige Karre mit einer gewölbten Bedeckung vorstellen, die zuweilen mit kostbaren Zeugen behangen gewesen seyn mag. Noch später sind die carrucae aufgekommen, deren Nahmen man zuerst beim Plinius liest; aber man kennet sie so wenig, daß die Antiquare ungewiß sind, ob sie, wie unsere Schiebkarren, nur ein Rad, oder wie es doch wahrscheinlicher ist, vier Räder gehabt haben. So

viel weiß man, daß sie ein vornehmes Fuhrwerk gewesen sind, welches oft mit Gold und Edelsteinen verherrlicht worden, und daß die Römer eine Ehre darin gesucht haben, in vorzüglich hohen carrucis zu fahren. Im Theodosischen Gesetzbuche ist den ersten Staatsbedienten der Gebrauch der Carrucarum nicht nur erlaubt, sondern zur Bezeichnung ihrer Würde, befohlen worden.

Nachher scheinen die bedeckten Wagen immer mehr und mehr Gegenstände der römischen Pracht geworden zu seyn; aber die Denkungsart des Lehnsystems hat in späteren Jahrhunderten den Gebrauch derselben auf einige Zeit zurückgetrieben. Den Lehnsherren war zu sehr daran gelegen, daß ihre Vasallen zu allen Zeiten gleich zu Pferde dienen konnten, als daß sie das Fahren in prächtigen Wagen hätten begünstigen sollen. Sie sahen voraus, daß der Adel sich dadurch des Reitens entwöhnen, und zum Dienste unfähiger und ungeschickter machen würde. Herren und Diener, Frauen und Männer, Weltliche und Geistliche ritten auf Pferden oder Mauleseln, und Frauen und Mönche noch bequemer auf Eselinnen. Der Minister ritt nach Hof, und sein Pferd ging allein, ohne Führer, zu seinem Stalle zurück, bis es ein Bedienter wieder nach Hofe brachte, um den Herrn abzuholen. Auf gleiche Weise eilten die Rathsherren der Reichsstädte noch im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zu Rathe, so daß noch im Jahr 1502 zu Frankfurt bei der Römerthür ein Verbeil zum

Aufsitzen, das ist, eine kleine Stiege aufgemauert ward. Die Mitglieder des Raths, welche als Gesandten zu Reichstagen und anderen Gelegenheiten verschickt wurden, hießen deswegen Rittmeister, und aus diesen Zeiten ist noch die Benennung der reitenden Diener in manchen Reichsstädten übriggeblieben.

Die Einzüge und Aufzüge großer Herren geschahen niemahls in Wagen, sondern zu Pferde, und selbst im päpstlichen Ceremoniel, ist keiner Leibkutsche und keines Leibkutschers, wohl aber des Leibpferdes und Leibmaulesels gedacht. Jenes sollte ein Schimmel und zwar ein Schimmel ohne Muthwillen, ein stiller gutwilliger Gaul seyn; man sollte dem Papst eine Stiege oder Schemel mit drei Stufen herbeitragen, um auf den Schimmel kommen zu können; u. s. w.

Bischöfe sollten auf einem Palmpferde oder Palmesel ihren Einzug halten. Bey der Kaiserkrönung waren den Churfürsten und Reichsämtern vorgeschrieben, den Einzug zu Pferde zu halten, und ihre Reichshofdienste zu Pferde zu verrichten.

Die Belehnungen mußten ehemahls nothwendig zu Pferde geschehen; der Vasall auf seinem Ritterpferde mußte mit zwei Mitständen nach dem Lehnhofe reiten, daselbst absteigen, und dann die Lehen empfangen. Als im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts bedeckte Wagen bekannter wurden, bedienten sich ihrer nur die vornehmen Frauen; aber Männer hielten es sich für unanständig zu fahren. Wenn

damahls die Churfürsten, und Fürsten die Reichstäge nicht selbst besuchen wollten, so entschuldigten sie sich dadurch bey dem Kaiser, daß ihre Gesundheit ihnen das Reiten nicht erlaube; und man nahm es für ausgemacht an, daß es sich für sie nicht schicke, wie Frauenzimmer zu fahren. Was also nach damahliger Denkungsart nicht den Fürsten erlaubt war, das war noch vielweniger ihren Dienern erlaubt. Als Graf Wolf von Barby vom Churfürsten Johann Friedrich zu Sachsen zur Reise nach Speyer, zu dem daselbst angesetzten Reichsconvent im Jahre 1544 gefordert ward, bath dieser um Erlaubniß, sich wegen seiner Unpäßlichkeit, eines behangenen Wagens mit vier Pferden bedienen zu dürfen. Als zu des Churfürsten Halbbruders, Herzogs Johann Ernst Beylager, die Grafen und der Adel entbothen wurden, geschah es mit der Erinnerung, was sie von Ehrenkleidern mitzunehmen Willens wären, würden sie auf einemä Wägelein wohl mitführen zu lassen wissen. Wären sie in Kutschen erwartet worden, so wäre diese Erinnerung überflüssig gewesen. Sogar dem Frauenzimmer war der Gebrauch bedeckter Wagen lange Zeit erschwert. Im Jahre 1545 erhielt die Gemahlinn eines gewissen Herzogs von ihm nur mit Mühe Erlaubniß, zu ihrer Reise ins Bad, wobei doch sonst viele Pracht verschwendet ward, einen bedeckten Wagen zu nehmen, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ihre Begleiterinnen sich dergleichen enthalten sollten. Inzwischen ist gewiß, daß Kaiser, Könige und Fürsten

am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts angefangen haben, sich auf Reisen und hernach auch bei Feierlichkeiten der bedeckten Wagen zu bedienen. Wir wollen die ältesten Beweise, die bekannt sind, erzählen.

Im Jahre 1474 kam Kaiser Friedrich III. nach Frankfurt in einem behangenen Wagen, und weil er wegen des feuchten Wetters im Wagen blieb, so bedurften die Frankfurter nicht das Tuch über ihn zu tragen, als allein von dem Pfarreysen bis in Pfarre, und wieder bis in den Wagen. Auch im folgenden Jahre kam der Kaiser in einem sehr stattlichen hangenden (soll wohl heißen behangenen) Wagen nach Frankfurt. In der Beschreibung des vom Churfürst Joachim zu Brandenburg 1509 in Ruppin gehaltenen prächtigen Turniers, liest man schon von der Churfürstinn ganz vergoldeten Wagen, und 12 anderen mit Carmoisin beschlagenen Kutschen, ferner von der mit rothem Sammet belegten Kutsche der Herzoginn von Meklenburg. Bey der Krönung des Kaisers Maximilian im Jahre 1562 hatte der Churfürst von Cöln 14 Kutschenwägen. Als der Markgraf Johann Sigismund im Jahre 1594 zu Warschau die Huldigung wegen Preußen leistete, hatte er in seinem Gefolge 36 Kutschen mit sechs Pferden. Graf Khevenhiller sagt von Kaiser Ferdinands II. Vermählung mit einer Bayerischen Prinzessinn: Die Braut fuhr mit ihren Frauen Schwestern in einem ansehnlichen mit Gold gestickten, und ihr adeliches in schwarzsammeten, und

die übrigen Frauenzimmer in sauberen ledernen Wägen ein. Eben dieser meldet von dem Einzuge des Cardinals von Dietrichstein zu Wien im Jahre 1611, daß ihm vierzig Kutschwägen entgegen fuhren. Bei der Wahl des Kaisers Matthias hatte der Brandenburgische Gesandter Kutschen. Als dieses Kaisers Gemahlinn im Jahre 1611 ihren Einzug zur Vermählung hielt, fuhr sie in einem mit wohlriechendem Leder überzogenen Wagen. Die Infantinn von Spanien, Maria, Gemahlinn des nachmahligen Kaisers Ferdinand des III., fuhr im Jahr 1631 in Kärnthen in einem gläsernen Wagen, darin nicht mehr als zwei Personen sitzen konnten. Der Brautwagen der ersten Gemahlinn, einer spanischen Prinzessinn, kostete, nebst dem Pferdegeschirre, 38,000 Gulden. Die Kutsche, deren sich der Kaiser Leopold bediente, hat Rink, Seite 98 so beschrieben: „In den kaiserlichen Kutschen war kein groser Pracht zu sehen, sie waren über und über mit rothen Juchten und schwarzen Zwecken beschlagen. Die Geschirre waren schwarz, und an dem ganzen Werke kein Gold. Die Scheiben waren Crystallinnen kaiserlichen Wagen genannt. Wann es ein Festtag, war das Pferdegeschirr mit rothen seidenen Franzen besetzt. Die kaiserlichen Kutschen hatten hierin auch etwas besonders, daß die Zustränge vom Leder waren; dahingegen alle Kutschen, worin in der kaiserlichen Suite die Hofdames fuhren, nur mit Stricken vorlieb nehmen mußten." An dem prächtigen Hofe Herzogs Ernst August zu Hannover,

waren schon im Jahre 1681 fünfzig vergoldete Carossen mit sechs Pferden. So früh hat also Hannover angefangen, ähnliche Städte in der Zahl der Kutschen zu übertreffen! Das erste Mahl, daß bei einer Reichsfeierlichkeit die Gesandten in Kutschen erschienen sind, soll bei der zu Erfurt im Jahre 1613 wegen der Jülichschen Sache gehaltenen kaiserlichen Commission gewesen seyn.

Anfänglich glaubten die Landesherren den Gebrauch der Kutschen durch Verbothe aufhalten zu können. Im Churmarkischen Archive soll noch ein Edikt vorhanden seyn, in welchem dem Lehenadel und den Vasallen die Kutschen sogar bey Strafe der Felonie verbothen worden. Im Jahre 1588 untersagte Herzog Julius zu Braunschweig den adelichen Vasallen das Kutschenfahren. — Auch Herzog Philipp II. von Pommern Stettin erinnerte im Jahre 1608 seine Vasallen, daß sie sich nicht so sehr der Wagen als der Ritterschaft bedienen sollten *). Alle diese Warnungen haben nichts geholfen; die Kutschen sind in ganz Deutschland gemein geworden.

---

*) Auch in Ungarn suchte man den Gebrauch der Kutsche durch ein Landesgesetz im Jahre 1523 Einhalt zu thun; die Worte sind. Et quod Nobiles unius Sessionis per singula capita pariter insurgere et advenire teneantur, et non in kotsi, prout plerique solent, sed exercitantium more vel equites, vel pedites, ut pugnare possint, venire sint obligati.

Vermutblich wird man noch Abbildungen alter deutſcher Wägen, woraus man ihre Bauart erratben kann, finden. Weil uns aber keine bekannt, ſo mögen die Leſer mit einer geziemten Beſchreibung eines furſtlichen Brautwagens vom Jabre 1568 vorlieb nebmen. Sie ſteht in: „Ordentliche Beſchreibung der furſtlichen Hochzeit, die da gebalten iſt worden, durch den durchlauchtigen, bochgebornen Furſten und Herrn, Herrn Wilhelm Pfalzgrafen beym Rheyn, — mit dem bochgebornen Fräulein Renatta, geborne Herzoginn aus Luttrigen, den 21ſten Tag Februari des 1568ſten Jabrs, in der fürſtlichen Stadt München, und an die kaiſerliche Majeſtät geſchrieben; — — in teutſcher Carmina geſtellt durch Hainrichen Wirre, teutſcher Poet und obriſter Prütſchenmaiſter in Öſterreich." — Gedruckt zu Augsburg durch Philipp Ulhart. 56 Blätter in Folio (1568).

Mit dem Fürſten ſo tugendreich
Ain Wagen hab geſehen ich.
Ich kan nicht unterwegen lan,
Sein Schön und Zier zu zaigen an.
Die Meiſter die ihn haben gemacht,
Seind lobens werdt hab ich gedacht.
Dann Sy ir Kunſt ſchön dran probiert,
Und in mit ihrer Arbait ziert.
Der Wagner hat nichts überſehen,
Der Bildſchnitzer muß ſich jehen.
Der Schmid hat auch ſein Beſts gethan,
Den Maler ich unglobt ins lon.

Den Rimer, Goldschmid und Schneyder,
Und auch andere Handwerker mehr.
Die da in Arbeit Hond verbracht,
Daß dieser Wagen ist worden gemacht.
Nun zaig ich an zu dieser Frist,
Wie lustig er gezieret ist.
Vier Löwen waren übergüldt,
Je Tatzen yeder hatt ein Schildt.
Die zwen die da starden herforn,
Das Bayrische Wappen außer korn.
Künstlich gemalet that ich finden,
Die Löwen die da stunden hinden.
In iren Schildten was geziert,
Ain Wappen wies Luttringen fiert.
Sy hetten mich gar noch erschreckt,
Mit ainem gulden Stuck war deckt.
Der Wagen ordentlich und fein;
Innwendig roten Carmasein.
Die Küssin mit rot Sammat gemacht,
Ich hab sy gnumen fleissig in acht.
Sechs schöner Geul die waren schön weiß,
So lustig ziert, daß ich sy preiß.
Von roten Sammat, Siln und Strick,
Es war ain Lust der es anblick.
Mit guldin Spangen brschlagen,
Auch guldin Franzen soll ich sagen.
Zwen Fürknecht waren gar schön gekleidet,
Ganz roten Sammat hond sie treit.
Ich will bey meinem Trewen sagen,
Daß ich kain solchen zierten Wagen.
Warlich alle meine Tag,
An keinem Ort nit gesehen hab.
Und bei vil Fürsten Hof auszogn.
Aber so lustig und geschmegn.

Hab ich warlich ver nit geſehen,
Ich thet ſelber zu mir jehen.
Was mag er auch geſtanden ſein,
Ich rede auf die Trewe mein.
— — — — — — —
Man hat in alſo ſchön geziert,
Hinaus der Braut entgegen gfiert.
Wie Ewr. kaiſerlich Majeſtet,
In hie wirt ſehen Cunterfet.

Die letzten Zeilen ſcheinen zu ſagen, daß der Pritſchenmeiſter ſeinen Reimen eine Zeichnung des Wagens beigefügt habe, die ſich aber unter den groben dazu gehörigen illuminirten Holzſchnitten nicht finden. Der Seite 36 abgebildete Wagen, worauf der Erzherzog Ferdinand ſeinen Einzug gehalten, iſt ein ganz offener Wagen mit niedrigen Vorrädern geweſen, auf deſſen Hintertheil in drei Reihen übereinander Spielleute geſeſſen haben. Das übrigens viele Kutſchen bei dieſer Feierlichkeit geweſen, verſichert der Reimer Seite 18.

Als der Verfaſſer in Bremen das Rathhaus beſah, fand er auf der ſogenannten Schloßkammer an der Wand eine Abbildung der Stadt, die Johann Landwehr 1661 mit Öhlfarben gemahlt hat. Unten linker Hand im Vorgrunde ſieht man einen viereckigen langen Wagen fahren, der nicht in Riemen zu hangen ſcheint, aber einen Himmel hat, der von vier Säulen getragen wird, woran keine Vorhänge ſind, ſo daß man alle Perſonen darin ſehen kann. An der Seite iſt ei-

ne niedrige Thüre, so wie unsere Jagdwagen zu haben pflegen. Vorne scheint ein niedriges Gesitz oder vielleicht ein Kasten zu seyn. Der Kutscher sitzt auf dem Pferde. Daß die Personen im Wagen die Bürgermeister sind, beweiset ihre Kleidung. Vor dem Wagen reiten zwei Herrendiener. Jetzt fahren die Herren Bürgermeister mit zwei Pferden, die Herrndiener geben, und man sieht es nicht gern, daß Bürger in der Stadt mit vier Pferden fahren.

In der französischen Geschichte findet man viele Beweise, daß in Paris im vierzehnten, fünfzehnten, und sogar noch im sechzehnten Jahrhunderte die Könige gemeiniglich auf Pferden, die Hofbedienten auf Mauleseln, und die Prinzessinnen nebst dem vornehmsten Frauenzimmer bald auf Pferden, bald auf Eseln geritten haben. Nicht selten saß die vornehme Herrschaft hinter ihrem Stallmeister auf, auch war der Zelter oft von Bedienten geführt. Als König Karl VI. unerkannt den Einzug der Königinn sehen wollte, setzte er sich hinter Savisy, der sein Vertrauter war aufs Pferd, mit dem er aber übel ins Gedränge kam. Als der Herzog von Orleans Ludwig, des genannten Königs Bruder, im Jahre 1407 ermordet ward, saßen die zwei Ecuyers, welche ihn begleiteten, beide auf einem Pferde. Im Jahre 1534 befand sich die Königinn Eleonora, nebst den Prinzessinnen, bei einer gottesdienstlichen Feierlichkeit zu Pferde, sur des haquenées blanches. Daß auch Privatpersonen, z. B. die Ärzte im funfzehnten Jahr-

hunderte kein Fuhrwerk gebraucht haben, hat man damit bewiesen, daß der Haupteingang zu dem Orte, wo die Ärzte ihre öffentlichen Schulen hatten, der 1472 erbauet worden, nicht weit genug war, daß ein Wagen hineinkommen konnte, ob er gleich einer der weitesten war, die man damahls hatte. Auch in Paris waren an allen öffentlichen Gebäuden und Pallästen Stiegen oder Tritte zum Aufsteigen auf das Pferd gemauert, dergleichen z. B. die Parlamentsräthe im Jahre 1599 für sich am Pallaste aufmauern ließen, und Sauval sagt bei dieser Gelegenheit, daß, ungeachtet die meisten Stiegen weggenommen worden, gleichwohl manche noch zu seiner Zeit in alten Gebäuden vorhanden gewesen sind.

Inzwischen scheinen doch in Frankreich Fuhrwerke sehr früh gebräuchlich gewesen zu seyn. Sogar soll von Ludwig dem Schönen, vom Jahre 1294, eine Verordnung vorhanden seyn, worin er die Pracht einzuschränken, und den Bürgerinnen einen Wagen (char) zu haben, untersagt haben soll. Unter Franz I., oder was später um das Jahre 1550 sollen doch nur erst drei Kutschen in Paris gewesen seyn, eine soll der Königinn, die andere der Diana von Poitiers, und die dritte dem René de Laval, Seigneur de Bois — Dauphin gehört haben. Letzterer war ein dicker unbehilflicher Herr, dem das Reiten unmöglich ward. Andere sagen, die ersten drei Kutschen hätten der Katharina von Medicis, der Diana Herzoginn von Angoulême, der natürlichen Toch-

ter Heinrichs II., die 1619 im achtzigsten Jahre gestorben ist, und dem Christoph de Thou, erstem Präsidenten des Parlaments gehört. Letzteren habe das Podagra entschuldigt, aber bald wären ihm darin die andern Staatsbedienten nachgefolgt. Heinrich der IV. ward in einer Carosse ermordet, aber gemeiniglich soll er in Paris geritten, und wenn Regen zu besorgen gewesen, einen großen Mantel hinter sich auf dem Pferde gehabt haben. Er soll auch für sich und seine Gemahlinn nur eine Carosse gehabt haben; denn es soll noch ein Brief von ihm vorhanden seyn, darin er einem seiner Günstlinge geschrieben haben soll: Je ne scaurois vous aller voir aujourd' hui, parceque ma femme se sert de ma coche. Nichts desto weniger findet man schon bei den öffentlichen Feierlichkeiten, die bei Ankunft des spanischen Gesandten, Don Peter von Toledo, unter Heinrich IV. vorfielen, zwei Carossen. Diese Widersprüche bei einer Sache, die keiner weitern Erörterung werth ist, rühren wohl daher, daß nicht alle Schriftsteller von einerlei Art Fuhrwerke oder Kutschen reden, und daß jede Verbesserung gleichsam Epoche in der Geschichte derselben gemacht hat, welche vielleicht aus Schilderungen, oder Zeichnungen am besten ergänzt werden können.

Rouko hat in seinem kostbaren Werke, worin er die Tischlerkunst abgehandelt hat, dreierlei Abbildungen solcher Wagen (chars) als man unter Heinrich IV. gehabt hat, aus Zeichnungen, welche auf der

königlichen Bibliothek vorhanden sind, gegeben. Man sieht daraus, daß diese Kutschen noch nicht in Riemen gehangen, daß sie einen Himmel gehabt, der auf zierlichen Säulen gerubet hat, und daß der ganze Kasten mit Vorhängen oder Zeug vom Leder, welche in die Höhe gezogen werden konnten, umgeben gewesen. Die Coche, worin Ludwig XIV. vor ungefähr anderthalb Jahrhunderten seinen Einzug gehalten, ist nach einer Zeichnung aus der königlichen Bibliothek, schon ein hangender Wagen gewesen.

Das älteste Fuhrwerk, dessen sich in England zuerst das vornehme Frauenzimmer bediente, kommt unter dem nun vergessenen Nahmen der Whirlicotes vor. Als König Richard II. in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts vor den Rebellen flüchten mußte, war er und sein ganzes Gefolge zu Pferde; nur seine Mutter, die schwächlich war, befand sich in einem solchen Fuhrwerke. Inzwischen kam dieses etwas wieder aus der Mode. Als die Gemahlinn dieses Königs, Anna, die Tochter des Kaisers Karl IV., dem englischen Frauenzimmer zeigte, wie anständig und bequem es auf einem Quersattel reiten könne; da blieben die Whirlicotes nur bei Krönungen und andern öffentlichen Feierlichkeiten. Kutschen (coaches) sollen in England im Jahre 1580 bekannt geworden, und wie Stow sagt, zuerst aus Deutschland gekommen seyn, und zwar durch Fitz-Allen, Grafen von Arundel. Als im Jahre 1598 ein englischer Gesandter nach Schottland kam, hatte dieser schon eine

Kutsche bei sich. Den Anfang des allgemeinen Gebrauches dieser Wagen setzt Anderson um das Jahr 1605. Mit sechs Pferden fuhr in London zuerst im Jahre 1619 der bekannte Herzog von Buckingham, der unwürdige Liebling zweier Könige. Um diese neue Pracht lächerlich zu machen, ließ der Graf von Northumberland acht Pferde vor seinen Wagen spannen.

Als in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts Carl von Anjou seinen Einzug in Neapel hielt, fuhr die Königinn in einem Wagen, den der Geschichtschreiber Caretta nennt, welcher inwendig mit himmelblauem Sammet beschlagen, und überall mit goldenen Lilien besäet war, dergleichen Pracht die Neapolitaner noch nie gesehen hatten. Bey dem Einzuge Friedrich II. in Padua im Jahre 1239, kommt auch noch kein Wagen vor; denn das schönste geschmückte Frauenzimmer, das ihm entgegen kam, war sedentes in phaleratis et ambulantibus palafredis. Es ist auch bekannt genug, daß sich die Pracht über Italien von Neapel aus verbreitet hat.

In Spanien soll man die erste Kutsche im Jahre 1546 gesehen haben; wenigstens sagt dieß Twiß, aber nach seiner Gewohnheit, ohne Beweis.

Nach Schweden soll in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, Johann von Finnland, bei seiner Rückkunft aus England nebst mehreren neuen Gegenständen des Luxus die erste Kutsche gebracht haben. Vorher führten auch in Schweden die größten Herren ihre Frauen mit sich auf dem Sattel; wenn

ſie auf das Land reiſeten. Selbſt die Prinzeſſinnen reiſeten zu Pferde, und nahmen einen Wachstuchmantel um, wenn es regnete.

Rußland ſoll in ſeiner Hauptſtadt ſchon im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts prächtige Kutſchen gehabt haben.

Aber welcher Nation ſoll man denn nun die Erfindung der Kutſchen zuſchreiben? — Verſteht man unter dieſem Nahmen bedeckte Wagen, ſo ſind ſie ſo alt, daß ſich jezt nicht mehr darüber ſtreiten läßt. Ehe könnte man eine Antwort auf folgende Fragen erwarten:

„Wer hat zu erſt den kühnen Gedanken gehabt, den ganzen Wagenkaſten in elaſtiſche Riemen zu hängen, wodurch dieſes Fuhrwerk ohne Zweifel am meiſten iſt verbeſſert worden?“ — Aber auch hierauf findet ſich keine Antwort, als nur etwa die obenangeführte Nachricht, daß man wenigſtens unter Ludwig XIV. hangende Wagen gehabt hat.

Weil der Nahme: Kutſche nur mit geringen Veränderungen, in allen europäiſchen Sprachen vorkommt, ſo hat man geglaubt, aus der Etymologie des Worts das Vaterland der Erfindung beſtimmen zu können. Aber geſetzt, daß man den Urſprung des Orts auffinden könnte, ſo würde dadurch noch nicht ausgemacht ſeyn, welche Art des Fuhrwerks eigentlich unter dieſem Namen zu verſtehen ſey. Neulich hat Hr. Cornides zu beweiſen geſucht, das Wort ſey ungariſchen Urſprungs, und ſtamme von einem Dorfe in

der Wieſelburger Geſpannſchaft her, welches jetzt Kitſee genannt werde, ehemals aber Kotſee geheißen habe, und eben daſelbſt ſey dieſes Fuhrwerk erfunden worden. Seine Gründe ſind wenigſtens werth, geleſen zu werden, und ſcheinen doch zu bedeuten, daß eine Art bedeckter Wagen, im ſechzehnten Jahrhundert, oder noch früher, unter dem Namen ungariſcher Wagen, beliebt geweſen iſt. Da man auch in Deutſchland anfänglich nicht Gutſche, ſonder Gutſchi-Wagen geſagt hat, wovon ſchon oben Beiſpiele vorgekommen ſind, ſo ſcheint die Endigungsſylbe vielmehr einen ungariſchen als deutſchen Urſprung zu verrathen. Weil Hortleder von Karl V. erzählt, er habe ſich, indem er das Podagra gehabt, in einem ungariſchen Gutſchwagen ſchlafen gelegt, ſo ſollte man faſt das Eigenthümliche der ungariſchen Wagen darin ſetzen, daß man bequem darin ſchlafen können. Dieſe Vermuthung könnte man denn allenfalls damit unterſtützen, daß Gutſche ehemals auch ein Ruhebette, Faulbette bedeutet hat. Weil die von Herrn Cornides angeführten Schriftſteller die ungariſchen Kutſchen bald leves, bald veloces currus nennen, ſo ſollte man ſie vielmehr für ein beſonderes leichtes Fuhrwerk halten. Aber noch merkwürdiger iſt, daß ſchon im Jahre 1457 der Geſandte des ungariſchen und böhmiſchen Königs Ladislaus V. dem König von Frankreich, außer andern Geſchenken, auch einen Wagen mitbrachte, der in Paris ſehr bewundert worden, und von dem der alte Geſchichtſchreiber ſagt,

er sey gewesen branlant et moult riche. Sollte man nicht fast auf die Gedanken kommen, daß unter dem ersten Worte angedeutet werde, der Wagen habe in Riemen gehangen?

Eine besondere Art von Kutschen ist in neuern Zeiten unter dem Nahmen Berline beliebt geworden. Der Nahmen deutet den Ort der Erfindung an, wie selbst die Franzosen gestehen, obgleich einige ihn sehr unwahrscheinlich aus dem Italienischen ableiten wollen.

Philipp von Chieze, gebürtig aus Piemont, ein Abkömmling der italienischen Familie Chieza, war bei dem Churfürsten von Brandenburg Friedrich Wilhelm, Generalquartiermeister und Oberster, bei welchem er sich durch seine Kenntniß der Baukunst ungemein beliebt gemacht hatte. Als dieser einmahl in Gesellschaft seines Herrn nach Frankreich geschickt ward, ließ er sich nach eigener Erfindung zu dieser Reise einen besondern zweisitzigen Wagen bauen, der in Frankreich und überall gefiel, und Berline genennet ward. Dieser Philipp von Chieze starb zu Berlin 1673.

Die Kutschen haben ein Gewerb veranlasset, welches in großen Städten eine Menge Menschen ernährt und zu ungemeiner Bequemlichkeit gereicht; wir meinen die Unterhaltung der Miethkutschen, die unter dem Namen der Fiacre bekannt sind. Dieser wenigstens ist französischen Ursprungs. Denn um das Jahr 1650 hatte Einer, Nahmens Nikolaus Sauvage zuerst den Einfall, Wagen und Pferde beständig zum Ver-

miethen bereit zu halten. Den Parisern gefiel dieß, und weil der Mann auf der Straße Saint Martin in einem Hause, welches hotel S. Fiacre genannt ward, wohnte, so nannten sie Kutschen, Kutscher und Eigner derselben Fiacres. Bald darauf verbesserten Mehrere diese Anstalt, und suchten für ihre neue Einrichtung Freiheitsbriefe, die sie auch gegen gewisse Abgaben erhielten. Einige unterhielten Kutschen an bestimmten Orten der Straßen, und fuhren sobald es verlangt ward, von einem Orte der Stadt zum andern, und diese behielten zuletzt den Nahmen Fiacre allein, der anfänglich allen Miethwagen ohne Unterschied gemein war. Andere hatten Wagen in ihren Häusern, die sie auf halbe und ganze Tage, Wochen und Monathe vermietheten, diese erhielten den Nahmen carosses de remise. Noch Andere wollten täglich zu einer bestimmten Zeit, nach Art der Posten, von einem Viertel der Stadt zum andern fahren, und jedesmahl, so viel oder so wenig, als sich melden würden dahin bringen. Noch andere stellten im Jahre 1662 Wagen mit vier Pferden auf, welche Jeden, der wollte, nach den Lustschlößern, wo Hof seyn würde, bringen sollten; diese hießen voitures pour la suite de la cour.

In London sind die Miethkutschen im Jahre 1625 eingeführt worden. — Edinburgh erhielt die ersten Miethkutschen im Jahre 1673. — In

Warſchau ſind die Fiacres erſt 1778 angenommen worden. — In Amſterdam wurden die Kutſchen auf Rädern (denn man ſetzt dort die Kutſchen auch des Sommers, ſo wie in St. Petersburg nur des Winters, auf Schlitten) zur Schonung des koſtbaren Pflaſters, im J. 1663 verbothen.

Peter Vidal.

Der Troubadour.

Peter Vidal war der Sohn eines Kirschners zu Toulouse, genannt*) der Don Quixote der Troubadours. Ein unwiderstehlicher Drang zur Poesie und eine schöne Stimme führten ihn zur Laufbahn, in welcher das Talent dazumal Lob und Lohn; fand**). Noch mehr verführte ihn vielleicht seine große Neigung zum andern Geschlechte. Ein Dichter (besonders damals, in der der Dichtkunst so holden Zeit) durfte seine Wünsche zu den ersten Schönheiten der Zeit erheben, und bei Vidal brauchte es nicht einmal so viel. Er verliebte sich in jede Frau, und schmeichelte sich, von jeder Gegenliebe zu erhalten. Auch damals fand man solche Eigenliebe schon lächerlich; und so hatten ihn

*) St. Palaye Histoire des Troubadours. T. II. p. 268.

**) Reisen durch Frankreich. 2. B. S. 466.

die Ehemänner zum Besten, wenn er so eingebildet wie er war, den schmeichelhaftesten Sieg über sie davon getragen zu haben wähnte.

Vidal hatte den Fehler aller ähnlichen Weiberbezwinger und Herzenseroberer. Wo ihnen auch keine Gunst geworden ist, rühmen sie sich derselben wenigstens. Ein Ritter von Saint-Gilles, auf dessen Ehren er Gleiches gewagt hatte, verstand den Dichter-Scherz nicht, ließ ihn ergreifen, und ihm die lügnerische Zunge durchstechen. Hugo de Baur erbarmte sich seiner, und ließ ihn heilen, da er Spaß an des Mannes Unterhaltung fand, dem die Zunge jetzt so schlimm gelähmt war. Die Herren dieses Hauses nahmen sich überhaupt alle des Dichters an; und einer derselben, der Vicomte von Marseille, intressirte sich ganz besonders für ihn*): weil auch ihn Vidals Thorheiten unterhielten und ergötzten.

Aber auch dieser Vicomte hatte eine schöne Frau, in die sich der Dichter sogleich verliebte; der Gatte fand die gefahrlose Bewerbung lustig, erlaubte ihm sein Wappen und die Farben seiner Frau zu tragen, und ergötzte sich höchlichst an den närrischen Ausschweifun-

---

*) Die Vicomtes von Marseille waren überhaupt sehr romantisch gesinnt. Einer, Namens Fulke gab seiner Braut Adile für den ersten Kuß als Geschenk seine Lehne, die er in fünf Ländereien hatte.

gen des Verliebten. Vidal besang seine Göttinn unter dem Namen Andierna, und ließ sich von ihren schönen Augen weiß machen, daß auch sie ihn liebe. Dieß machte ihn so kühn, sie im Schlafe zu überfallen. Die Vicomtesse erwachte, rief ihre Frauen; und Vidal hätte dießmal wieder seine Kühnheit theuer bezahlen können, wenn ihr Gemahl sich seiner nicht erbarmet hätte. Er wollte ihn sogar mit der Grausamen wieder aussöhnen; allein sie verlangte seine Entfernung und so zog denn der arme Dichter nach Genua. Eine Menge Verse war die ganze Frucht dieser Liebe!

Um sich zu zerstreuen, folgt Vidal dem Könige Richard von England nach Palästina*). Hier scheint der arme Troubadour den Verstand völlig verloren zu haben. Sein Kopf füllte sich mit Fantomen, er wähnte sich einen Helden, wollte es wenigstens andre glauben machen, und füllte seine Gedichte mit den tollsten Anmaßungen dieser Art an. Die Kreuzritter — welche sich, trotz ihrer Frömmigkeit im heiligen Lande doch auch noch gerne belustigten — unterstützten den Dichter in seinem Wahne; und verkuppelten ihn endlich sogar an ein armes griechisches Mädchen, das

---

*) Cale, Script. rer. Anglicar. De rebus gestis Richardi Angl. R. in Palaestina. Excerpt. ex Gr. Abulpharagii Chronico Syriaco. Edidit Brunus. Oxon. 1780.

ſie für eine Nichte des orientaliſchen Kaiſers ausgaben, und welches er in Cypern wirklich heirathete. Um das Maaß ſeiner Thorheiten voll zu machen, nahm er den Kaiſertitel an, nannte ſein Weib Kaiſerinn, ſchleppte eine Menge Inſignien mit ſich, und ſparte was er konnte, um die Koſten zur Eroberung ſeines Kaiſerthumes zuſammen zu bringen..

Dieſe Erſparniß war wohl das Klügſte, was Vidal in ſeinem Leben that. Doch vergaß er über ſeinen großen Chimären auch die kleinern nicht, und dachte immer noch an die ſchöne Vicomteſſe von Marſeille. Er negozirte von Paläſtina aus um ihre Verzeihung, und erhielt endlich die große Gunſt, daß er den Kuß, den er ſich in jener unglücklichen Stunde ſelbſt genommen hatte, als ein freiwilliges Geſchenk anſehen durfte.

Bloß in Fantomen lebend, war er auch mit dieſem Fantom von Frauengunſt zufrieden, und pries es in Verſen die wirklich mehr werth ſind, als ihre Veranlaſſung. Er kehrte ſogar ſelbſt nach Marſeille zurück, wo ihn der Vicomte ſogleich zu ſeiner Gemahlinn führte. Dieſe beſtätigte perſönlich ihr Geſchenk, wollte aber doch von da an nichts mehr mit Vidals Thorheiten zu ſchaffen haben. Darüber verleidete ſie am Ende ſein gehofftes Glück und ſeinen Spaß ſelbſt, und er ſuchte bei Andern, was er ſo lange vergebens bei ihr erfleht hatte.

Seine nächſte Liebe fiel auf eine Dame von Carcaſſone, Namens Louve de Penautier. Hier

ſchien ſich Vidal noch in ſeinen Raſereien übertreffen zu wollen. Ihren Namen (Louve, Wölfinn) zu Ehren, vergaß er ſeinen Kaiſertitel, und nannte ſich Loup (Wolf): aber als ob es auch damit nicht genug wäre, erbot er ſich, in eine Wolfshaut eingehüllt, die ſchwerſte Prüfung ſeiner Liebe zu beſtehen. So geſchah es; und die Hirten hetzten den verliebten Dichter ſo gewaltig mit ihren Hunden, daß man ihn für todt in das Haus ſeiner Geliebten trug. Man hatte ihn noch zu rechter Zeit von den Hunden los geben wollen: allein er verlangte ausdrücklich, tüchtig gebiſſen zu werden, und genoß dieſes Vergnügen in ſeinem ganzen Umfange.

Als er wieder hergeſtellt war, ergriff Vidal eine andere Thorheit, die wenigſtens auf einem edleren Grunde ruhte. Der Graf Raimond VII. von Toulouſe ſtarb, und der Dichter ſchweifte nun in ſeinem Schmerze, um den Tod dieſes Fürſten aus. Er kleidete ſich ſchwarz, ließ ſeinen Pferden, Ohren und Schwanz, ſich die Haare abſchneiden, Bart und Nägel wachſen, und gebährdete ſich wie ein Wahnſinniger. Damals kam der König Alfons von Arragonien nach der Provence. Er ſah den Dichter, verlangte Verſe von ihm, und gab ihm Kleider wie er ſie ſelbſt trug. Dieſe ſchmeichelhafte Auszeichnung ſtellte Vidal'n wieder ſo weit her, daß von da an ſeine Thorheiten einige Zeit aufhörten.

Ja, er wurde so klug, daß er ein Werkchen über die Kunst, seine Zunge im Zaume zu halten, schrieb. Aber auch dieser helle Zwischenraum endigte sich bald wieder. Er beschäftigte sich auf's Neue mit seinem Plane, den Thron des Orients zu besteigen; ging, von dieser Idee ganz eingenommen, wieder nach Palästina; fand nicht was er erwartete, und starb endlich 1229, zwei Jahr nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande.

Kaiser Friedrich III. Begleitung, als er zur Krönung zu Rom einritt.

(Nach einer alten Handschrift vom Jahre 1452.)

Wenn auch das nachfolgende Fragment der Großen und Ritter, welche Kaiser Friedrich den III. bei seinem Einzuge in Rom begleiteten, zu gering anziehend erscheinen möchte, so hat dieselbe eine dennoch nicht ungeringe geschichtliche Wichtigkeit, und es ist gewiß, daß Mancher nicht unbedeutende Nachweisung schöpfen wird. Dieser Aufsatz steht Bl. 576 bis 587 in der Hamburger Handschrift, die mit dem Parzival und Wigolais noch einige andere kleine Aufsätze enthält, deren Bekanntmachung nicht unwichtig erscheinen wird.

Zuerst würde sie uns einen merkwürdigen Beweis für die Behauptung von Onophrius und Lambeccius liefern, welche die Krönung, wie der Ver-

faſſer der Nachricht, in das Jahr 1451 ſetzen, wenn nicht die Beſtimmung des Tages: Sonntag Lätare, außer Zweifel ſetzte, daß das Jahr 1452 gemeint ſein müßte, da dieſer Sonntag 1451 auf den 4ten April fällt, gegen welchen Tag auch die Bulle des Papſt Nikolaus V. über die Krönung ſpricht und Helwig's Angabe. (Zeitrechnung u. ſ. w. S. 189. 190.) dadurch ein Beweismittel mehr erhält. Der Fehler in der Jahreszahl iſt offenbar. Die Handſchrift ſchrieb ein gewiſſer Jordan, wahrſcheinlich ein Geiſtlicher zu Strasburg; (ganz zuletzt in der Handſchrift ſteht eine Nachricht in lateiniſcher Sprache, die ſich anfängt: hic argentinae). Des Parzifal Abſchrift vollendete er 1451 auf Maria Reinigung (d. 2. Febr.), wann er ſie angefangen, wiſſen wir nicht, den Wigolais vollendete er 1451 nach Martini (alſo nach dem 10. Nov.). Gleich dahinter fing er einen kurzen Aufſatz: von dem Soldane an; daran ſchloß ſich, wieder fortlaufend: der konig in dem Bade, und dadurch kommt die mitgetheilte Nachricht, zwar nicht unmittelbar darauf folgend, ſondern auf der andern Seite des Blattes anfangend, aber noch auf demſelben Blatte, auf einem Bogen, ſo daß dieß nicht früher als jenes geſchrieben ſeyn kann. Man ſieht auch dem Ganzen an, daß es von einem im Gefolge entworfen ward, indem es mit der Nachricht über die mit dem König Einreitenden

auch die Vorschrift enthält, wie der Zug eingerichtet werden solle. Es ist daher glaublich, daß einer der mit Einziehenden (entweder Herr Bürkhart von Molnheim, der von Seiten Strasburgs im Gefolge war, oder einer der Geistlichen, welches wahrscheinlicher ist), diese Nachricht, ganz neu, wie sie war, nach Strasburg sendete und Jordan sie in die Handschrift, auf welcher er noch ein paar Blätter zu füllen hatte, eintrug. Das Jahr 1451 schreibt sich aber aus der Zeitbestimmung des Römischen Papststuhls her, da Nikolaus V. das Jahr vom 25ten März anfing, so daß also der 18te März noch zum Jahr 1451 gerechnet ward. Darum glauben wir, daß ein Christlicher Verfasser der Nachricht ist.

* * *

Friedrich von gottes gnaden, Römischer konig, zu allen zeiten merer des riches, herzog zu Oestrich, zu Stier (Steier), zu Kernten, zu Krain und Grave zu Tirol u. s. w. Anno 1451 Jahr, off sundag zu halpfasten, so man singet laetare Iherusalem *) wart er zu keiser gekronet zu Rome vnd mit vnme die koniginne, dez koniges dochter von Portegal.

Vermerkent das volcke vnd pferde, so vnser

*) den 19ten März.

Herre der Romſche konig ſines geuertes gein Rome mit jme hat.

Von erſte hat vnſer herre Romſche konig in ſimme Stalle 24 Pferde. Item vnſer herre konig laſſlauw, konig zu ôngern und zu Beheim hat in ſime ſtalle 20 pferde. Item der Biſchoffe von Regenſpurg 16 pferde. (6). Item der Biſchoff von Gürgk 16 (8). Item der Biſchoff von Senis 16. Item der Biſchoff von Trieſt 6. Item der Hertzog von Teſchin*) 28 (12). Item der Graue von Meideburg 48. Item der Graue von Krabatten 28 (12). Item der Graue von Lyningen 16 (2). Item der Graue von Schauwenberg, probſt zu Wiene 11. Item Graue vlrich von ſchauwenberg (und). Item Graue Sigmund von ſchauwenberg 32 (8). Item der Graue von hennberg 12 (6). Item der Graue von hohenla 12. Item Graue hans von poſing 10 (2). Item Graue herman von pbannberg 24 (8). Item Graue vlrich von wernberg 9.

R e t e.

Item her hans von Scubenberg 12 (2). Item her vlrich von Starbemberg 12 (2). Item her hans vngnad kammermeiſter 36. Item her albrecht von Eberſtorff 8 (3). Item her jorge fůchs Marſchalke 24. Item der Marſchalk von pappenheim mit ſinem

*) Dies war Herzog Wladko von Teſchen und Großglogau, Gemal der Margaretha von Cilli.

ſonne und vettern 24 (5). Item her vlrich ſledniher 9. Item her andre holnezker 12 (2). Item Meiſter vlrich Cantzeler 16 (5). Item die Romſche Cantzeley 10. Item her wolffgang vom wolffenwart 9. Item her pernhart krabatſtorffer 7 (3). Item her pangretz Rinſchad 8. Item her procop von Rabenſtein 6. Item wolfgang Sawrawer 8. Item Meiſter vlrich Riederer 6. Item meiſter Thoman haſelpach 4. Item Meiſter Hartüng 4. Item meiſter heinrich lewbnig 6.

Drugſeſſen. (Truchſäſſe.)

Item her hadmer volkeſtorfer 8. Item her florian loſenſteiner 8. Item her Caſpar Starhenberger 6 (1). Item Wolffgang vngnde (?) 8 (1). Item nidegker 6 (1). Item der Tſchernomel 5 (1). Item der Oldacher 4 (1). Item der heimelberger 4 (1). Item der Floyt 4 (1).

Kammerer. (Kämmeräre.)

Item der Norbacher 7 (3). Item der Zebinger 8 (2). Item der Spawrer 5. Item der frodnacher 4 (1). Item der Aſpan 4. Item holtzel 4 (Für beide 1). Item der herberſtorffer 4 (1). Item der Greiſenegker 5. Item der vhinger 5. Item der junge Spavare und jung holtzel 5. Item die Reichenberger 2.

Hoffgeſind herren.

Item der Commendewr von frieſach 6. Item her niklaus von lichtenſtein 8 (2). Item her fridrig von Stubenberg 8. Item her wolffgang von

krieg 8 (4). Item ber bartneid von krieg 6. Item ber von Eyelkniz 7. Item ber veit von Eberſtorff 8. Item ber Caſpar volkeſtorffer 5. Item ber wickhart von polnheim 8. Item der Topler 6. Item der Rappacher 7. Item ber Albrecht von vettaw 7. Item ber wiltbäuſer 7 (2).

So viel indeß zur Characteriſtik des Ganzen.

Hans Dollinger
und sein Kampf mit dem Hunnen Krak

Nach einer handschriftlichen Chronik.

Es begab sich, als König Heinrich sich im J Chr. 930 zu Regensburg befand, daß eine Gesan schaft der Hunnen dort ankam, zu unterhandeln d Friedens wegen. Und darunter war auch ein Obrist der hieß Krako, und war ein fast großer Recke, * wohl zehn Werkschuhe groß, ein gar arger Prahl und Pocher, der des Rennens wohl kundig, sich stet einen Sieger schalt, und als solcher sehr gefurchte wurde. **) Auch war er der schwarzen Kunst wohl kundig und fürchtete den Teufel nicht, ob er gleich ihm selb ergeben war. Dieser Hunne nun vermaß sich des

*) Riese.

**) Von diesem Kampfe sprechen auch: Merian in der Topographia Bavariae p. 52. Gottfried, Historische Chronik. S. 481. Paricius, Nachrichten von Regensburg. S. 226, A. C. Kaiser, Beschreibung der R. St. Regensburg. S. 6.

öffentlich und sprach: „Wo ist ein Ritter an des deutschen Königs Hof der mir bestehen könnte im Kampfe, zu brechen eine Lanze mit mir auf Tod und Leben, auf Ehre und Seligkeit; Er komme und fahre zur Hölle."

So trat er vermessen einher, fast stolz und keck, mit wilder Geberde; in seinem blanken Schilde das Bild eines geflügelten Teufels; sein Schwert an der Seite, eines Mannes Hand breit, wohl drittehalb Ellen lang. Zwanzig Pfund schwer war der Helm, den er auf seinem bösen Haupte trug; und seine Rüstung, gemacht aus einer Elephantenhaut, war rund herum dick mit eisernen Schuppen benagelt.

Und da er das sagte, erschracken alle Ritter fast sehr, und keiner wagte es, den Fehde-Handschuh dem Hunnen zuzuwerfen. *) der Teufel schreckte Alle.

Der kühne Recke, als er das sah, wurde schier noch freisamer, **) schrie laut auf und erbotb sich den Kampf mit drei Rittern zugleich zu bestehen.

---

*) Ein hingeworfener Handschuh war das Zeichen einer Herausforderung, Pistoriis Amoenitat. Hist. Jurid. T. I. p. 217. Ferner war der Handschuh auch ein Zeichen einer Übergabe, z. B. eines Gutes, und das Pfand zu haltender Treue. Du Fresne Glossar. II. 576. Er mußte in Ehren gehalten werden, daher kostete es einem Bauer vier Ducaten Strafe, daß er den Handschuh eines Soldaten angezogen hatte. Besoldi. Thesaur. pract. p. 409.

**) schrecklicher.

Aber es lag eben damals ein Bürger zu Regensburg im Gefängnisse, der hieß Hanns Dollinger. Als der vernahm, was geschah, ermuthigte sich sein Herz, und er sprach: ich will bestehen den Kampf mit dem Hunnen, wie es auch sey; wird mir die Freiheit gewährt, und mir verziehen die Schuld, ob der ich hier verstrickt *) liege." Da erhielt er Gnade, und wurde beschenkt mit einem Kampf-Rosse und mit sehr guten Waffen und einer starken Rüstung. Also wappnete er sich, den Kampf zu bestehen. Doch vorher ging er zu St. Erhard's Grab **) zu Nieder-Münster, betete dort, und ließ sich das heilige Sakrament reichen.

Da gab ihm ein Priester den Rath, ein Kreuz auf den Kampfplatz stellen zu lassen, ob der List und Tücke des bösen Feindes wegen; denn dieser scheue dasselbe und würde gegen diesen Anblick sich nicht halten können.

So nun ritt Dollinger zum Kampfe. Auf ihn gerichtet waren Aller Augen. Aber nur allzubald wurde der muthige Kämpe von dem Hunnen aus dem Sattel geworfen. Dollinger ermannte sich, raffte sich auf, bestieg sein Roß zum zweiten Male, und legte

---

*) gefangen.

**) St. Erhard predigte in Baiern das Evangelium nebst seinem Gefährten St. Albert, taufte die heilige Ottilia, und liegt zu Regensburg begraben. Rasseler heiliges Baierland 1. Thl. S. 196.

gegen seinen Feind eine zweite Lanze ein. Sie rannten gegeneinander, und der Deutsche fliegt abermals aus dem Sattel. Jetzt gedenkt er der Worte des Priesters. Er spricht laut sein Begehren aus, und das heilige Kreuz wird auf dem Rennplatze aufgestellt. Dreifach hatte bisher Dollinger den Hunnen gesehen, jetzt aber fällt's von seinen Augen wie Schuppen; er sieht seinen Gegner allein: und rennt auf ihn zu. Da flohen die bösen Geister davon, und des Deutschen kraftvoll geführte Lanze dringt durch den Helm des Hunnen in sein Ohr. Er wankt, stürzt, und sein Pferd mit ihm. Entseelt liegt er auf dem Platze. Laut aufjauchzen die Zuschauer.

Dankbar hängte Dollinger die Waffen des frechen Pochers als Sieger am Grabe des Heil. Erhard auf. *) Er aber, der brave Kämpe, erhielt den Ritterschlag; und sein Gedächtniß wurde hoch geehrt.

* * *

Eine solche Begebenheit konnte nicht unbesungen bleiben. **) Hier ist ein altes Lied, das diesen Kampf besingt.

---

*) Im J. 1542 wurden diese Waffen Kaiser Karl dem fünften auf sein Begehren ausgeliefert.

**) Plato in seinem Regensburger Münzkabinet hat S. 196 und 197 zwei auf diesen Kampf geprägte Münzen, die man dort beschrieben und abgebildet finden kann.

Lied.

Es ritt ein Türk aus Türkenland,
Er ritt gen Regensburg zur Stadt
Da Stechen ward.
Vom Stechen ward er wohl bekannt;
Da ritt er vor des Kaisers Thür;
Ist jemand hier, der komm' herfür,
Der stechen will um Leib und Seel,
Um Gut und Ehr',
Und daß sein Seel des Teufels wär.
Da war'n die Stecher all verschwiegen.
Dem Türken keiner wollt' obliegen,
Dem leid'gen Mann,
Der so frevlich *) stechen kann.
Da sprach der Kaiser zornizlich:
Wie steht mein Hof so lästerlich? —
Hab ich kein' Mann,
Der stechen kann
Um Leib und Seel', um Gut und Ehr',
Und daß unserm Herrn die Seele wär?
Da sprang Dollinger herfür
Wohl um und um:
Ich muß herfür
An den leid'gen Mann
Der so frevlich stechen kann!
Das erste Reiten, das sie thäten,
Sie führten gegen' nander zwei scharfe Speer,
Der eine ging hin der andere her.
Da stach der Türk den Dollinger ab,
Daß er auf dem Rücken lag.

---

*) frevelhaft.

O Jeſu Chriſte ſteh mir bei!
Wären unſer zwei.
Sind ihrer drei;
Bin ich allein.
Führ meine Seel in's Himmelreich.
Da ritt der Kaiſer zum Dollinger behend,
Er führt ein Kreuz in ſeiner Hand,
Er ſtrich's dem Dollinger übern Mund,
Da ſprang man auf friſch und geſund.
Das ander Reiten, das ſie thäten,
Stach Dollinger den Turken ab,
Daß er auf dem Rücken lag.
Verheurter *) Teufel nun ſteh ihm bei!
Sind ihrer drei,
Bin ich allein:
Und führ ſein Seel'
Fort in die bittre Höllenpein.

*) verfluchter, verdammter.

Georg Franz Koltschitzky,

Wiens Kundschafter während der türkischen Belagerung im Jahre 1683, und erster Kaffehwirth dieser Stadt.

Ungeachtet der im Jahre 1664 zwischen Österreich und der Pforte auf zwanzig Jahre geschlossene Waffenstillstand noch nicht abgelaufen war, sah sich das gesegnete Österreich im Jahre 1683 doch wieder von einem verheerenden Einfall der Türken geängstigt. Die Bewohner Wiens erhielten den Auftrag, sich wenigstens auf ein Jahr mit Lebensmitteln zu versehen, oder, wo dieß nicht anginge, sich nach Prag oder Linz zu begeben. Man trug in der Eile alle Erhöhungen in der nächsten Umgebung von Wien ab, riß die Vorstädte nieder, und ließ zu 30,000 Pallisaden Eichenstämme fällen. Während dessen suchte und erhielt der Kaiser (Leopold I.) die Hülfe der Churfürsten von Baiern und Sachsen, des gesammten römischen Reiches, Brandenburgs und des Königs von Pohlen. Nicht minder thätig bewies sich der Papst

(Innocenz XI.); denn am 6. März 1683 traf der Cardinal Cibo mit 1,200,000 Kronen in Wechselbriefen, und mit der Zusage ein, daß bald größere Subsidiengelder folgten sollten.

Wirklich war auch die nachdrücklichste Thätigkeit nöthig, da der Feind bereits in vollem Anzug begriffen war. Der Kaiser begab sich nach Passau. In zwei Tagen verließen an 60,000 Personen Wien. Die Stadt hatte nun 13,860 Mann reguläre Truppen; zu diesen stießen noch über 6000 Bürger, Studenten und Handwerksbursche. So erwartete diese Besatzung von ungefähr 20,000 Mann voll Patriotismus und Entschlossenheit den Feind.

Diesen gewahrte man den 13. July. Auf dem Wienerberge erblickte man die ungeheure Avantgarde, und am andern Morgen ergoß sich das Heer selbst über Hundsthurm, Gumpendorf, Schmelz, Ottakring, Hernals, Währing, Döbling bis Nußdorf hin, und stellte sich so in Gestalt eines Halbmondes auf. In Kurzem war Wien von allen Seiten eingeschlossen, und alle Verbindung mit den kaiserlichen Truppen, alle Zufuhr von Victualien aus Böhmen und Mähren abgeschnitten, und die Belagerung rückte rasch.

In dieser angstvollen Verlegenheit trat ein Mann auf, der sich zu dem Wagestück entschloß, den Herzog von Lothringen von der betrübten Lage der Stadt zu benachrichtigen. Dieser Mann war Georg Franz Koltschitzky, ein Bürger in der Leopoldstadt. Er war

einſt Dolmetſcher bei der orientaliſchen Compagnie gewesen, und ſowohl mit der Sprache als andern Eigenheiten der Türken wohl vertraut. Die Nacht vom 13. auf den 14. Auguſt ward zur Ausführung beſtimmt. Der muthige Koltſchitzky, in türkiſcher Tracht ſchlich ſich in Begleitung eines verläßlichen Dieners Nahmens Michalowitſch, der gleichfalls türkiſch verſtand, aus der Stadt, durch das türkiſche Lager, und kam glücklich in dem kaiſerlichen an. Koltſchitzky hatte verabredet, zum Zeichen ſeiner wohlbehaltenen Ankunft ein großes Feuer anzuzünden. Dieß geſchah auch in der Nacht darauf; und mit Entzücken nahm man in Wien vom Stephansthurme aus das Loſungsfeuer zu Stammersdorf wahr.

Unterdeſſen wurde Wien durch die ununterbrochenen und bitzigſten Anfälle des feindlichen Heeres immer mehr geängſtigt. Das unausgeſetzte Beſchießen mit Bomben und Glühkugeln, das Sprengen der Mauern durch Minen, worauf ſtets ein wüthendes Stürmen folgte, dann eine anſteckende Ruhr, die bald nach dem Beginn der Belagerung ausbrach, ſetzten die Beharrlichkeit der Wiener zwar auf eine harte Probe; allein ſie hielten ſich ritterlich, und ſchlugen alle Anfälle mit der heldenmüthigſten Tapferkeit zurück.

Eben ſo glücklich als er im kaiſerlichen Lager angelangt war, kam Koltſchitzky mit ſeinem Begleiter am 17. Auguſt wieder zu Hauſe an. Er brachte von dem Herzog von Lothringen ein Schreiben mit, des troſtreichen Inhalts, daß ſich bereits ein zahlreiches

Heer sammle, indem täglich bedeutende Hülfstruppen durch Baiern, Franken und Schwaben einträfen, und nur noch auf die Ankunft der pohlnischen Armee gewartet werde, welche Ende des Monaths erfolgen solle, um mit vereinter Kraft zum Entsatze Wiens heran zu eilen ꝛc. Koltschitzky's wohlbehaltene Rückkunft wurde um die Mittagszeit dem kaiserlichen Heere verabredeter Maßen durch eine dicke Rauchsäule, und in der Nacht darauf durch einige Racketen vom Stephansthurme aus signalisirt. Gerne hätte der brave Koltschitzky mit aller Herzhaftigkeit und Resignation sich noch öfter zu solchen Expeditionen verwenden lassen, wäre er nicht durch Verrath, den Turken auf das kennbarste bezeichnet worden. Diesen Umstand erfuhr man von einem Reitersmann, an dem wegen vorgehabtem Übergang zu dem Feinde das Urtheil des Stranges vollzogen wurde. Auf der Leiter und schon den Strick um den Hals, bemerkte er unter den Zuschauern Koltschitzky, rief ihm zu, und warnte ihn, wieder in das türkische Lager sich zu begeben, denn sagte er, „deine Gesichtszüge, deine Tracht, der Weg, den du zu nehmen pflegst; Alles ist den Türken bekannt, welche dir überall auflauern." Inzwischen aber übernahm Koltschitzky's Diener, Michalowitsch, seine Rolle. Er gelangte ungefährdet noch zwei Mahl durch das Lager, und brachte den beängstigten Wienern die erfreuliche Bothschaft des herannahenden sichern Entsatzes.

Dieser erfolgte auch am 11. September, bekanntlich durch einen so entscheidenden Sieg, daß die Türken mit Zurücklassung ihres ganzen Lagers die Flucht ergriffen. Der Herzog von Lothringen, irgend einen Hinterhalt besorgend, ließ die Nacht über, die ganze Armee in Reihe und Glied stehen. Tags darauf zeigte sich in dem türkischen Lager die Unermeßlichkeit der Beute. Auf manchen gemeinen Mann kamen 20—30,000 fl. an Werth. Unter Andern fand man eine ungeheure Menge Kaffeh, eine Frucht, die in Deutschland vorher nur sehr wenig bekannt war. Von nun an wurde er Lieblingsgetränk, und wird es wo'l immerfort bleiben.

Koltschitzky erhielt zur Belohnung seines Muthes und der großen Dienste, welche er der Stadt Wien und dem Vaterland erwiesen hatte, die Erlaubniß zur Errichtung einer Kaffehschenke in Wien. Der Magistrat räumte ihm ein Haus neben dem kleinen Bischofhofe, welches das Schild zum rothen Kreuz hatte, dazu ein, und so legte Koltschitzky in Wien ein Kaffehhaus an, das, wie man leicht ermessen kann, sich bald eines blühenden Zustandes erfreuen konnte.

Koltschitzky ist sonach der erste Kaffehsieder Wiens, und wird noch bis auf den heutigen Tag als der Ahnherr und Patron der Kaffehwirthe dieser Stadt, deren Zahl sich nun über 70 beläuft, dankbar verehrt.

F. G.

Geschichte der Burgen.*)

Die Burgen scheinen im siebenten und achten Jahrhundert entstanden zu seyn, wo die Normänner, Wenden und Ungern allerwärts eindrangen, verheerten, mordeten und raubten. Die Muster fand man in den Kastellen der Römer an den Ufern des Rheins und der Donau. Burgen waren in Zeiten, wo es noch kleine Städte gab, der Sitz der Schirmgerechtigkeit und der Schutz der Landbewohner gegen Überfalle. Diese Burgen waren anfangs, statt von Steinen, wohl mehr von Holz und Erde,

*) Schon der alte Melissantes lieferte: Curiose Beschreibung alter Bergschlösser 1715—1720, und die Kunst ließ es nicht an guten Abbildungen fehlen. In neuern Zeiten erhielten wir Helfrechts Ruinen auf dem Fichtelberge, 1795 Gottschalks Ritterburgen 1815, 5 Bände, die Burgen Österreichs 8 Bände 1819—1822, Fischers Raubburgen der preußischen Monarchie 1821 ꝛc., des Archivars Österreicher fränkische Burgen ꝛc.

nicht viel besser als Romulus Mauern, über die Bruder Remus spottend hinweg sprang — aber sie bargen dennoch, und daher der Nahme Burg, wie der Nahme der Umwohnenden *) — Burger. .. Aus schützenden Burgen wurden Rauberhöhlen, die Niemand schützten, als die edeln Schnapphahne und Placker, ihre Niederwerfungen und Plackereien.

Schon Carl der Kahle ließ (864) mehrere Burgen, die ohne königl. Erlaubniß erbaut waren, niederreißen, die Päpste kamen mit Bann und Interdict, aber bei der Wildheit der Zeiten und der Ohnmacht der Könige, was vermochten Gesetze gegen rohe Sitten? Ihr Bau erdrückte das arme Volk, wie die Ziegelbrennereien Ägyptens die Kinder Israels; das arme Volk mußte sie nicht bloß bauen, sondern auch noch die Besatzung füttern. Man mußte neue Schutzburgen gegen die Räuberburgen anlegen, und eine veranlaßte die andere; sie wurden zerstört und wieder aufgebaut, wie zur Zeit Heinrichs IV. So sieht man um Quedlinburg gegen 20 Burgruinen in einem Bezirke von 2—3 Meilen, aus Heinrichs Zeiten. So baute ein fränkischer Ritter Schott (1230) seine Schottenau dem Kloster Banz vor die Nase, der Schirmvogt, Herzog von Meran, baute nun eine Schutz-

*) Eigentlich wohl derer, die mit in den Burgen wohnten, Handwerker und dergleichen Leute, so für die Ritter arbeiteten.

burg gegenüber, und so kam Banz zwischen zwei Feuer, bis der Bannstrahl beide Burgen niederschmetterte.

Meilenweit sahen die Ritter von ihren hohen Burgen herab in die weiten Gauen, sahen nur die vorüberziehenden Reisenden, und stürzten von ihrer blauen Höhe unsichtbar, wie der ritterliche Sperber auf Hasen, Tauben und Hühnervolk. Wie ein Wetter Gottes waren die Helden auf ihren Rossen, wenn der Wächter in sein Horn stieß, wie ein Blitz fuhren sie ins Thal über die Beute, und dann wieder hinauf hinter die sichern Mauern. Die Trompeten schmetterten, die Rosse wieherten, Jubel ertönte, und gezecht wurde im wilden Taumel, bis die Morgenröthe dämmerte! In großen geschlossenen Ländern, wie in Österreich, Böhmen, Baiern, Brandenburg ꝛc. war des Jammers über die Burgen weniger, als in Franken, Schwaben, Hessen und am Rhein. Selbst aus Wohnhäusern und Residenzen mitten in den Städten wurden Burgen, aber so wie es immer Ritter gab, edel wie die Grundsätze des Ritterthums, so gab es auch immer Burgen zum wirklichen Schutz.

Die Burgen Adolphseck und Schönburg erbauten die Liebe; jene, Adolph von Nassau um einer schönen Nonne willen, die er entführte, und diese Ludwig der Springer für seine Adelheid. Schönburg muß einst seinen Nahmen mit Recht geführt haben, und noch steht der hohe Wartthurm, von dem man eine der schönsten Aussichten genießet, das thurmrei-

che Naumburg mit seinen Umgebungen ausgebreitet, wie eine Landkarte zu unsern Füßen.

Es scheint, viele Ritternahmen von ihren Lieblingsburgen gegen das eilfte Jahrhundert hin den Nahmen an, wie z. B. Conrad von Beutelsbach sich 1090 den Nahmen Conrad von Würtemberg beilegte, und ihre Dienstmannen oder Bürgmannen nannten sich wieder gerne nach dem Nahmen ihrer Herren, z. B. die Nordeck zu Rabenau von ihren alten Herrn von Nordeck, und darüber kam die einst so hohe Wissenschaft Genealogie in nicht geringe Verwirrung! Mehrere können von einer Familie seyn, und doch 3 — 4 verschiedene Nahmen führen, von ihren Lieblingsburgen. So sind wahrscheinlich die Büren, Rechberg und Staufeneck, alle von einer Familie gewesen — von Staufen.

Ritter, die zu arm waren, um eine eigene Burg zu bauen, vereinten sich und bauten in Gemeinschaft, woraus die löblichen Ganerbinate hervorgingen, neben dem lieblichen Öffnungs- und Geleiterechte, was zu neuen Fehden Anlaß gab. Überreste des Geleiterechts dauerten bis auf unsere Zeiten, und Mainz und Hessen forderten Geleitgeld von den Reisenden nach der Frankfurter-Messe. Die Ganerbinate waren gerade die rechten Raubhöhlen, wie z. B. Widdern, das Graf Ulrich von Würtemberg zerstörte, und Neufels, das Graf Craft von Hohenlohe niederriß.

Niemand war bei diesen Raubrittern übler daran, als die Städter, theils aus Haß, theils aus Gierde nach ihren Reichthümern. So drangsalte die Burg Falkenstein die Stadt Frankfurt nicht wenig, nach deren Ruinen die freien Bürger jetzt fröhlich wallfahrten und des Lebens genießen. So quälte die Burg Solms nicht wenig die Stadt Wetzlar, und selbst die Reichsburg Nürnberg, womit der Kaiser den Grafen Friedrich von Zollern 1273 belehnte, wurde der größte Jammer der Reichsstadt und der Nachbarn.

So viele Burgen, als wir in Thüringen und Österreich, in Franken, Schwaben und am Rhein sehen, eben so viele gab es auch in dem ritterlichen Frankreich, namentlich an den Ufern der Rhone und Loire. In England entstanden sie unter Wilhelm dem Eroberer, denn die alten römischen, brittischen und sächsischen Burgen lagen in Ruinen, was dem Normann die Eroberung nicht wenig erleichterte. Die Endsylben der Ortsnahmen byrig, bery, burg, borough deuten auf Burgen, so wie ham aus dem lateinischen castrum herrühret. Nach Grose Antiq. zählte man am Ende von Stephans Regierung 1115 Burgen allein in England, und noch wilder mag es in den Hochlanden hergegangen seyn, wo erst Jacob I. aufräumte, und wo es noch feudalisch genug aussieht. In Großbrittanien waren die Lords of Castle so große Tyrannen, als bei uns — Teufelsnester und Diebshöhlen!

Viele Burgen lagen so versteckt, daß man sogleich ihre Bestimmung zu recht eigentlichen Werken der Finsterniß erkennen kann. Unglückliche und Schätze hierher geschleppt waren vor der ganzen Welt verborgen, wie in Grabesnacht oder in den unterirdischen Grüften der Klöster. Aber auch Liebes-Mysterien wurden in solchen Burgen am sichersten und geheimsten gefeiert, wie zu Adolphseck bei Schwalbach oder auf der Staufsburg im Harz, wohin H. Heinrich von Wolfenbüttel sein geliebtes Hof-Fräulen Eva von Trotta bringen ließ, um des häuslichen Friedens willen. Er hatte sie im Kloster Gandersheim sterben und feierlich begraben lassen, aber auf der Staufsenburg sehen die Landleute häufig eine weiße Frau und dieß war Eva, mit der Heinrich hier 7 Kinder zeugte, während die Ehefrau glaubte, der Herr liege der Jagd ob in den Wäldern des Harzes, und Eva sey im Himmel! Viele Ritter befolgten in ihren Burgen den hohen Grundsatz Epicurs: Qui bene latet, bene vivit!

Man kann diese alten Vesten in Berg- und Wasserburgen eintheilen. Eine unserer ältesten Burgen dürfte Berneck (Bäreneck) im Baireuthischen seyn, die sichtbarlich vor den Kreuzzügen gegen die Wenden erbaut ist, und deren viereckigter 100 Fuß hoher Thurm noch stehet in der Mitte der Burgmauerntrümmer fast unversehrt, die beiden Hofräume benutzen die fleißigen Bernecker zu Kohlgärten. Die Wasserburgen im Thale, und oft mitten in Städ-

en, umgeben mit Bärengräben, Aufziehbrücken, Bastenen, Thürmen und Schießscharten sind spätern Ursprungs, als man anfing, sich von den Höhen in die Ebene und Städte herabzuwagen, und in der Befestigungskunst weiter war. Früher hielt man sich nur auf Höhen sicher und daher die Nahmen unserer alten Stammhäuser. Hohenstaufen, Hohenzollern, Hohensolms, Hohentrüdingen, Hochberg, Holloch, veredelt in Hohenlohe; selbst unser liebliches Hochwohlgeborn und Hochgeboren scheint davon herzurühren.

Die Bergfesten verrathen schon in ihrer Anlage die Absicht eine Gegend zu beherrschen, da sie entweder auf hohen Felsen, oder, wenn auch minder hohen, doch isolirten Bergen oder auf einen Vorsprung eines Bergrückens gebauet waren. Wenn sie versteckt lagen, oder höhere Berge über sich hatten so fehlte es nie an einem Warttburme (Specula oder Barbican, arabisch) zu Signalen, und gegen die schwache Seite hin an tüchtigen Gräben und Mauern. Man findet, daß diese Telegraphen der Vorzeit genau mit andern Warten correspondiren, wie Signale der Schweiz, und die Nahmen vieler Burgen leiten schon darauf hin: Hohenwart, Wartburg, Landsbut, Leuchtenburg, Lichteneck ꝛc. ꝛc., selbst Schulenburg und Schellenberg kommen vom Lügen, Auflauren, Schielen. Die zweite Bedingung einer Burg war Festigkeit und Sicherheit, und man muß gestehen, daß z. B. Trotzky

in Böhmen und einige Burgen am Rhein so zwischen Felsen hineingearbeitet sind, daß man nicht mehr weiß, was Natur oder Menschenhände gethan haben. Gleiches bemerkt man in den höchst mahlerischen Engpäßen Lueg im Salzburgischen, Clausen im Traunviertel, und Fort d'Ecluse auf der Straße von Genf nach Lyon über den Jura!

Man richtete sich nach dem vorgefundenen Locale, so krumm und eckig es auch seyn mochte, umschloß solches mit einer dichten Mauer voll Schießscharten, und flankirte die Ecken mit Thürmen und Basteyen. Die Zugbrücke und den Eingang deckte ein Thurm, auf den der Wächter (Guckburger) wohnte, und woran gewöhnlich das hochadelige Wappen prangte. In dem äußern Hofraume waren die Reben- oder Wirthschaftsgebäude, die Kapelle, der Ziehbrunnen, der in den tiefsten Felsen oft bis zur Sohle des Berges gegraben war, und einige Rüstern und Linden. Bei recht stattlichen Burgen fand sich auch noch eine Rennbahn oder ein Turnierplatz mit Bäumen und Mauern umgeben. Dann erst kam die eigentliche Burg mit Zugbrücke, und einem zweiten vom ersten Thore schief abliegenden Eingange, so enge als möglich, wie die Fensteröffnungen auch; oft war der Eingang gar in der Höhe angebracht, von der man eine Treppe herabließ, um in das traurige Dunkel zu gelangen — das Allerheiligste des Ritters!

Unseren Helden war es weder um Ebenmaß, noch Raum, weder um Helle noch Bequemlichkeit zu thun, wenn sie nur recht sicher waren mit ihrem Raube; die wenigsten waren des Tags über zu Hause, wie unsere Jäger und Bauern, Licht und Luft opferten sie gerne der Festigkeit, und die reichsten Baronen wohnten in wahren Gefängnissen und Mäuselochern, schlechter als unsere wohlhabenden Landleute, aber auf sichern Höhen und in Burgen, die man oft nicht einmahl stürmen konnte, wieder mit den Widderköpfen und Schildkröten der Alten, noch mit den Bomben: und Kanonenkugeln der Neuern — man mußte sie aushungern oder zur List die Zuflucht nehmen. Auf solchen Höhen fühlen wir höher.

Die Mauern dieser Burgen sind von 6—10 ja wohl von 14—16 Fuß Dicke. Bei einigen waren mehrere Stockwerke gewölbt, bei andern wieder nur das Erdgeschoß, das zu Kasematten und Vorrathskammern diente. Im obern Theil war der Rittersaal, die Wohn- und Schlafzimmer, die Waffenkammer, und meist auch ein Balkon, von dem man sich zeigen und Befehle ertheilen konnte. Mobilien waren die Einfachheit selbst, alles wand-, nied- und nagelfest — Waffen und Pokale die Hauptsache. Allerwärts die engsten dunkelsten Gänge, und 2—3 Zwinger um die Hauptburg, unter deren Thore man öfters Riesenrippen aufgehängt fand, die sie vielleicht von den Kreuzfahrern herschrieben und Seethieren ange-

hörten, oder gar ausgegrabene Elephantenknochen waren aus den Zeiten der Römer!

Wo möglich stand in der Mitte der Burg der stärkste und höchste Thurm, die letzte Zuflucht wenn es galt. Belagerer untergruben diese Thürme, stützten sie, und dann legte man Feuer an die Stützen, und der Thurm donnerte nieder, oft ohne aus einander zu fallen, oder nur in ganze Massen, wie bei der Heidelberger-Schloßruine. Solche Thürme hatten erst in einer Höhe von 30—40 Fuß ihren Eingang, Gewölbe auf Gewölbe, und keine Treppen, sondern nur in der Mitte des Gewölbes ein viereckiges Loch. Sie waren in der Regel rund oder (so hatte der Sturmbock weniger Kraft) von vier Ecken, wie an der Burg Götzens von Berlichingen. Unter die Erde hatten die Ritter so viel zu thun, als über derselben, Gewölbe über Gewölbe und oft liefen verborgene Gänge eine Viertelmeile selbst unter Flüßen hinweg, deren Aufgänge entweder in Wälder und zu einer andern Burg führten, oder an die Ufer des Flußes, wie in den Ritterburgen an der Donau. Hier waren dann auch die Gefängnisse oder grauenvollen Burgverließe, wo mancher den Hungertod des Ugolino starb! Dumme Einfalt sucht hier Schätze, findet aber nur Schutt, Menschengerippe, Todtenschädel, verrostete Sporen und Stückchen altes Eisen!

Wir erstaunen jetzt über die ungeheuern Steinmaßen, die an Kühnheit ersetzen, was ihnen an Schönheit gebricht. Diese Adlersnester, hingeklebt an Fel-

sen, bei deren Anblick wir schwindeln, diese grotesken Riesenwerke, wie sie die Himmelsstürmer auf dem Pelion und Ossa häuften, aber selbst auf einander thürmten, mußten die armen Leibeigenen aufthürmen. Aus diesen kühnen Felsennestern, mit cyclopischer Kraft erbaut, und mit einem Übermuthe, der zu Babel die Sprachen verwirrte, stürzten die verarmten und verwilderten Ritter herab auf den allzusichern Wanderer. — Hieher schleppten sie die Niedergeworfenen, und ließen sie faulen im Burgverließ, wenn sie sich nicht lösen konnten. — Hieher trieben sie das gepfändete Vieh, wenn die armen Landbewohner den aufgedrungenen Schutz nicht zahlten, oder das gestohlene Vieh von andern armen Leuten eines Herrn, mit dem sie gerade Fehde hatten, und nannten dieß: Kochfleisch hohlen; man war noch froh, wenn sie nicht dabei die Fluren verwüsteten, und die Wohnungen abbrannten. Hier schwelgten die edlen Räuber mit den entführten Dirnen und ihren ebenbürtigen Genossen, und soffen den Wein, den sie aus Klöstern herbeigeschleppt hatten. Lachend und jubelnd über solche gelungene Waffenthaten unterhielten sich dann die Zecher von Turnieren und Kämpfen, von Abenteurern mit den Sarazenen, und von noch galantern Siegen. Ein Harfner oder Meistersänger sang seine Romanzen und Balladen, und der Burgpfaffe kam mit Legenden und Ritterbüchern, und da alle sammt und sonders ausgenommen, keine besonderen Geister waren, so brauchte man zum vollständigen Inventar ei-

ner Burg auch noch Burggeister, die da warnten, zürnten, neckten, schützten, die Burg verließen, wenn der Unthaten zu viel wurden, die Dächer abdeckten, und auch die Vorbothen machten, wenn Jemand aus der Familie sterben sollte.

Viele Burgen wurden im Sturm erobert, geschleift, verbrannt und verschüttet, ohne daß die Bewohner immer Zeit gehabt haben, zu flüchten — sollte sich hier nicht noch viel Merkwürdiges finden lassen? Schätze wohl am allerwenigsten, die man bisher da allein gesucht hat; aber doch wohl andere historische Schätze, denn wir haben für vaterländische Alterthümer noch lange nicht gethan, was wir für römische gethan haben. Vielleicht fände man da auch noch alten Wein, wie die Bauern in einer alten steyrischen Burg gefunden, und sich hagelvoll betrunken haben sollen, während ihre außengebliebenen Begleiter von Geistern träumten, die den Waghälsen das Genick gebrochen hätten. Nach ausgeschlafenem Rausche kamen sie des andern Tages wieder hervor, und das ganze Dorf lief mit Gefäßen nach der Burg, wo aber indessen das Gewölbe eingestürzt wurde, von dem neidischen — Burggeist.

Die allerinteressanteste Burgruine des In- und Auslandes, wie die bedeutendste, dürfte wohl die hohe Marienburg, in Preußen seyn, wie es sich von dem Hauptsitz des einst so mächtigen und reichen Ritterstaates nicht anders erwarten läßt, und es muß jeden freuen, daß gegenwärtig Maßregeln ergriffen

werden, zu deren Erhaltung, Räumung und Ausbesserung, so weit solches noch möglich ist. Die interessantesten Thürme aus dem Mittelalter sind wohl ohne Streit die vier Riesen vor Nürnbergs Thoren, neben den vier Warten um Frankfurt.

Die Einsamkeit und Stille um diese bemoosten Trümmer der Ritterwelt auf öden nur noch von Raben, Geyern und Eulen, von Füchsen, Dachsen mitunter auch von Räubern und Falschmünzern bewohnten und besuchten Felsen, mitten unter Eichen, die Jahrhunderte gesehen haben, wo tief unter den Klüften der Waldbach rauscht, und der Wind durch die Baumgipfel heulet, wie durch die alten mit Epheu umrankten Fensterräume, fördern Nachdenken und ernste Betrachtungen. Wer der Phantasie aber huldigen will, muß ein tüchtiges Gewitter abwarten, oder in einer Mondnacht da weilen. Diese Denkmähler der eisernen Zeit blicken fest, wie die Felsen um sie her (wie machten es doch die Erbauer? und kann bloß heißer Kalk solche Dinge thun?) herab auf uns Thalbewohner, wie Bilder aus der Fabel- und Geisterwelt. Es hat etwas Feyerliches, unter diesen Trümmern zu wandeln, die so viele Jahrhunderte gesehen haben.

Der Einbildung mächtiger Fittig wird stets gern um diese Burgen schweben, wie um die sogenannten Hübnengräber oder Grabhügel der Germanen in dem Flachlande unsers Nordens — in Erinnerung kraftvoller Vorzeit und ihrer kolossalen Tugenden und

Laster, verloren in Wehmuth über die Vergänglichkeit menschlicher Dinge, aber auch in froherem Dankgefühl, daß diese Mauern — Ruinen, und aus den finstern Wäldern um sie her wallende Saaten, üppige Weinberge, Wiesen und Gärten geworden sind, daß statt Waffengeklirr die Lieder des Landmannes erschallen, statt des Rossewieherns und Hundegebeuls das Blöcken friedlicher Heerden, und die Schalmey des Hirten statt der Trompete oder des Bockshorns, womit jetzt nur noch der Nachtwächter, den mit dieser Sitte unbekannten Fremdling aus dem Schlafe schreckt.

Abentheuerliche Sagen, Geister- und Gespenster-Mährchen von diesen Burgen sind in Menge im Munde des Volks — herumirrende wilde feurige Ritter und Buße predigende Mönche — sanfte jungfräuliche Schatten und furchtbare Gerippe ohne Köpfe — schwarze grimmige Kettenhunde, heimliche Gerichte und der Jungfernkuß — verzweifelte Sprünge in die Abgründe, zu Fuß und zu Pferde, von Jungfrauen und Rittern — schreckliche Strafen an verbuhlten Damen, wenn der nicht mehr erwartete Eheherr unvermuthet aus Palästina wiederkehrte — vor allen Dingen aber überschwengliche Schätze.

Manche dieser Mährchen sind aber in der That phantasiereich, dichterisch, lieblich und gar nicht übel, wie z. B. die Sage von dem großen Braukessel voll Goldstücke in der Ruine Questenberg auf dem ruinenreichen Harze. Ein Bewohner der Gegend kam

einst bis zu diesem Kessel, ein Geist stieg empor, und sprach mit hohler Stimme: „Nimm aber nur Eins, komm alle Tage, aber nimm nie mehr als Eins!“ Der Mann wurde reich; aber nach Jahr und Tag hohlte er zwey Stücke, und endlich kam er gar mit Säcken, um sich das beschwerliche Bergsteigen zu ersparen — siehe, da sank der Kessel für immer in die Tiefe — unter Donner, Blitz und Schwefelgestank stürzte der Nimmersatt bewußtlos zur Erde. So erzählt die Sage von einer andern Burg von einem Ritter, dem letzten seines Stammes, der mit jedem um die Wette trank, daß er einst selbst in die Kirche gekommen, und die Kelche habe füllen lassen, „die Pfaffen können nicht recht saufen, sagte er, voll muß man einschenken und aussaufen bis auf den letzten Tropfen!“ Er setzte an, zog, und um auch den letzten Tropfen nicht übrig zu lassen, bog er sich so weit zurück, daß er rücklings niederfiel, und den Hals brach! — Auf Waldenburg mischte sich in Fackeltanz hohenlohischer Ritter, vermummt in wilde Männer, ein Überzähliger, und das war der leibhafte — Gott sey bey uns.

In den Ruinen der Burg Kyffhausen, an deren Fuße die alte sächsische Kaiserburg Tille da stand, hauste Kaiser Friedrich der Rothbart mit seinem ganzen Hofe, und stille, fromme und genügsame Menschen — Kinder — Hirten und Bergleute erhalten von ihm Geschenke. Der arme Kaiser muß hier den jüngsten Tag abwarten, sein rother Bart ist durch

den goldenen Tisch gewachsen, und seufzend fragt er: „Fliegen die Raben noch immer um die Burg?“ Bestimmtere Hoffnung zur Erlösung aber hat der Geist zu Raubeneck, wenn eine gewisse Staude auf der Mauer des Thurms so weit gediehen seyn wird, daß der Tischler eine Wiege daraus fertigen kann — das darin geschaukelte Kind, wenn es Priester wird kann den Geist erlösen! Zu Arnstein sitzt Graf Hoyer von Mannsfeld, der ein grausamer Mann war, eingemauert, und kann nicht leben und sterben, und sein Weib, die Freude hatte an seinen Unthaten, sitzt in einem andern Winkel und spinnt und spinnt: ohne je fertig zu werden, der Faden reißt nicht ab, und so lange muß die stolze Gräfinn fortspinnen. Um Mitternacht hört man ein klägliches Wehe! Wehe! Ein drittes Wesen wandelt in dieser Ruine, ein Mönch, der allen, die nicht arbeiten mögen und Böses thun, mit unsichtbarer Hand, derbe Ohrfeigen gibt. Solche Arnsteiner-Anstalten wären auch anderen Orten nicht übel.

Die meisten Rittermährchen wissen die Rheinschiffer, denn da sind auch die meisten Burgen, die Natur ist romantisch, und Rheinwein begeistert die Schiffer so gut als Dichter und Reisende. Die meisten laufen auf Geisterspuck hinaus — Mordgeschichten, Riesengeschichten — Drachen- und Teufels-Geschichten. Viele an steilen Felsen hangende Burgen, und die Felsenwege sind nur gemacht mit Hülfe der Geister, und man muß diesen Glauben hier wenig-

sicns verzeiblich finden. Bey Hattos Thurme sieht man den weißen Schatten der schönen Gisela, die sich dem Rhein opferte, weil ihr Vater, der Ritter Bromser von Rüdesheim, die Tochter nicht ihrem Geliebten, sondern dem Kloster geben wollte, wegen eines Gelübdes in Palästina. Man sieht aber auch da den schwarzen Schatten des bösen Bischofs Hatto, der hier lebendig von Mäusen gefressen wurde. Das Echo unterstützt die gemüthlichen Erzählungen, wie am St. Wolfgangssee in den österreichischen Alpen, wo der Schiffer ruft: Heiliger Wolfgang! wirds gut geben? sage: Ja! Und das Echo ruft acht Mahl Ja, Ja!

Nichts vermehrt das Mahlerische einer Gegend so sehr, als solche steinerne Urkunden, die unter dem Schutze der Gesetze stehen sollten, als edle historische Denkmähler. Nichts empört das Herz mehr, als solche Überreste verwendet zu sehen zum Bau unbedeutender Wohnungen von Menschen oder wohl gar Thieren und Straßenpflaster — der elenden Hütten nicht einmal zu gedenken, die manche schöne Ruine verunzieren, wie Schwalben- und Spatzennester manches Prachtgebäude. Unsere Zeit ruinirte solcher Ruinen viele — oft auf einem erbärmlichen Kammervorschlag hin! Von der Kaiserburg Hohenstaufen ist nichts mehr übrig als ein Mäuerchen von wenigen Schuhen — Hohen-Urach wurde zerstört, um beym Bau eines Pferdestalls einige Gulden zu ersparen, und aus den Steinen von Neu-

haus baute man das nun ausgeleerte Archiv zu Mergentheim! Alles dieß geschah zu einer Zeit, wo man nichts als Ritterromane las und schrieb, Ritterfehden auf allen Theatern lebten, Knaben mit Helm, Schild und Speer in allen Straßen turnirten, und in allen englischen Gärten und Gärtchen — neue Ruinen erbauet wurden!

Lebt wohl Ruinen! Gräber berühmter abgeschiedener Nahmen und Zeiten. Ihr gleicht den Bibliotheken mit theologischen und juristischen Folianten und Quartanten und andern Unsterblichkeits-Werken, die Niemand mehr aufschlägt; die Ritterwelt zählte weit mehr Raubburgen, als Schutzburgen, so wie die Bibliotheken weit mehr schlechte, als gute Bücher — der unberührte Staub von Generationen auf den schweinledernen Decken spricht in der Stille des Bibliotaphen so rednerisch, als das vom Winde bewegte Gesträuch zwischen den bemoosten Quadersteinen der Burgen! — Süß ist das Andenken an Euch!

Inhalt

des ersten Bändchens.

Seite.

Kaiser Marmilian der Erste. 1
Petrarca und Laura. 32
Die Wissenden des heimlichen Gerichtes, die Vehmrichter ꝛc. 41
Meistergesang und andere Denkmale vom Hörnen Siegfried. 51
Geschichte des Schachspiels. 58
Die Schottischen Elfen. 65
Wie der Obelisk vor der Peterskirche zu Rom dahin kam. 73
Romantisches Turnier in Burgund, gehalten im fünfzehnten Jahrhundert. 85
Das Haus des Shakspeare. 91
Der Phönix. 95
Die Falknerei des Mittelalters. 101
Der Rechtsstreit mit den Feldmäusen zu Glurns. . 109
Die Liebeshöfe und Minnegerichte der Vorzeit. . 114
Geschichte der Schreibekunst. 121
Der Kampf mit dem Drachen. 133
Die allegorische Deutung der Farben im Anzuge und Putze der Damen in den Ritterzeiten. . . 142
Erfindung und Gebrauch der Kutschen. . . . 155
Peter Vidal. 175
Hanns Dellinger und sein Kampf mit dem Hunnen Krake. 181
Georg Franz Kollschitzky. 193
Geschichte der Burgen. 198

Romantiſche

Denkſteine;

oder

Schauſtücke, Glanzmomente und Curioſa

aus der Welt des Lebens und Wirkens, der Minne und Dichtung, der Sitten, Künſte und Erfindungen, des Heldenthums und Schriftweſens, ſo wie anderer Eigenthümlichkeiten

insonderheit des

Mittelalters und Ritterweſens, des Legenden- und Mährchenkreiſes.

Zu Luſt und Lehr, für Jung und Alt, Vornehm und Gering, Gelehrt und Ungelehrt dargebracht

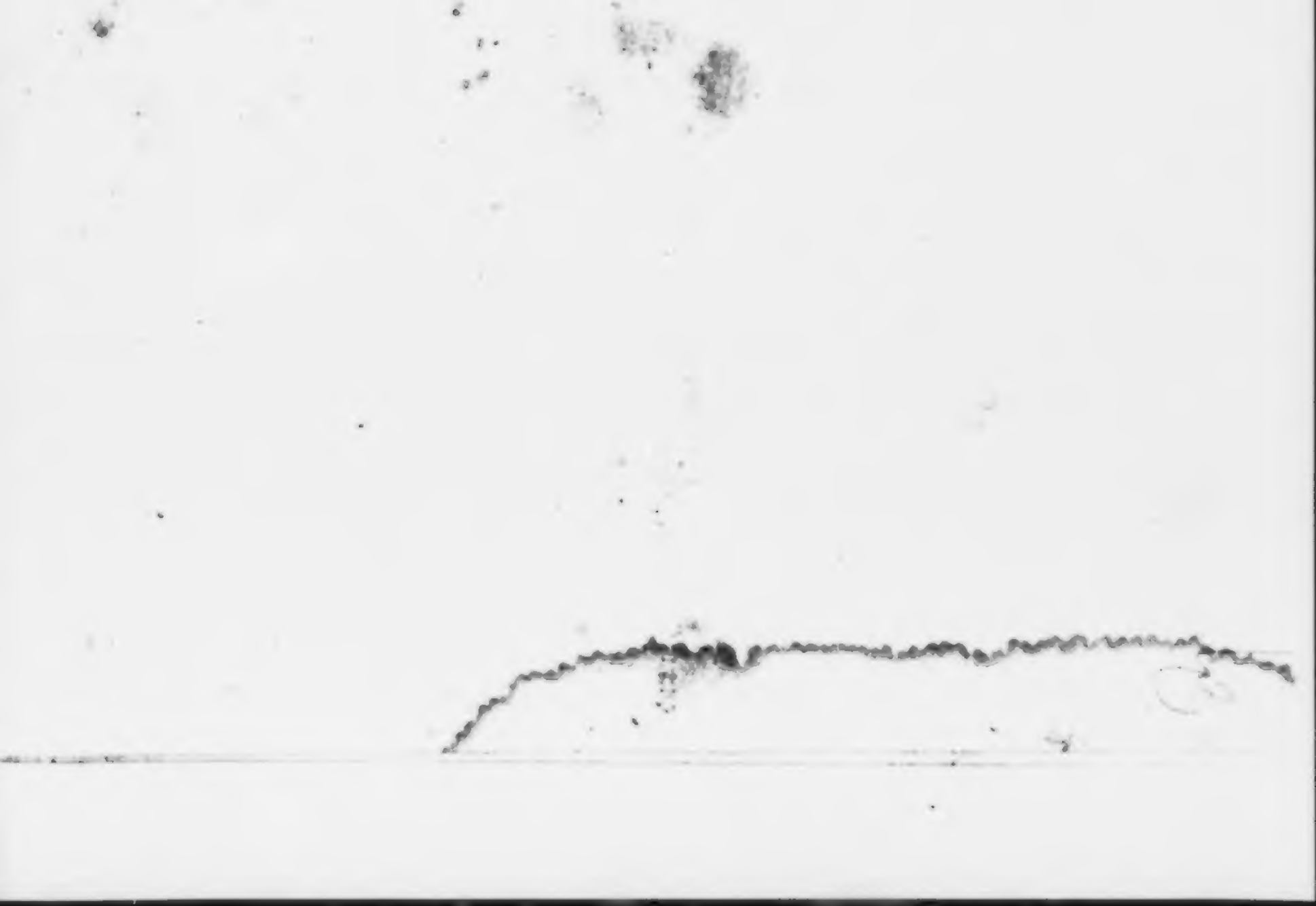
von

A. F. Rittgräff.

Zweyter Theil.

Wien, 1823.

Bey Tendler und v. Manſtein.



Der Tyroler Oswald von Wolkenstein*); Diplomat, Kriegsmann, Dichter, Musiker.

Der Hauptzweig des Villandersischen Geschlechtes hatte bereits (1291) durch Eheverbundniß die Feste Wolkenstein im Tiroler Thale Gröden (sie dankte den edlen Maulrappen ihre Entstehung) an sich gebracht. Konrad von Villanders, Burggraf zu Seeben, nannte sich 1325 zuerst von Wolkenstein. Friedrich Wolkensteiner, Konrads und dessen ehelicher Wirthinn Ursula von Enn Sohn, erheirathete Trostburg ob der Zollstätte zu Kollmann, und erzeugte mit dem Edelfräulein Katharina (aus der Seitenlinie von Villanders) vier Töchter: Ursula, Leonhards von Thurn Gemahlinn Martha, Herrn Jörgs von Lichtenstein Hausfrau, An-

*) Auszüge aus des Freyherrn von Hormayr höchst werthvollem Tiroler Almanach 1803 u. 4., mit Genehmigung des Verfassers.

na, verehlicht an einen Frauenberg-er von Haag aus Baierland, Barbara, die sich vier Mahl verheiratete, an Petermann von Niederthor, Heinrich den Freyberger zu Eisenberg, Märklin von Randbeck, und Volkmar von Mannsberg.

In der Nuztheilung des väterlichen Eigens bekamen die drei Söhne: Lienhard die Feste Aichach sammt ihrem Burgfrieden und allem Zugehör; Michael erhielt Trostburg und ward Stammherr der noch blühenden gräflich Wolkenstein Trostburgischen Linie, Oswald, dessen thatenvolles Leben darzustellen, der Endzweck dieses kleinen Aufsatzes ist, saß auf Kastelruth und Hauenstein.

Der Krieg zu Ernst oder Schimpf, Kunden, oder Gesänge von Schlachten, die Jagd, füllten die Stunden der Junkherren selbiger Zeit. Die Mähre von der Sempacher Schlacht, wo der Kern des Adels von Tirol, Herzog Leopold dem Frommen zur Seite, für Habsburgische Stammrechte nach ritterlicher Gegenwehr umkam, fiel in Oswalds Kinderjahre; allenthalben zeigte sich Gährung und Unruhe. Lang hatte jeder Deutsche Edle sich als freien Mann betrachten dürfen, unterthan seinem Kaiser; dem Herzoge nur, wenn der Heerbann ihn rief; dem Grafen, so er eine Streitsach: führte. Die Reichsstände erhoben sich allmählich als Mittelmacht. Territorial-Hoheit wurde nun als Nahme und Sache, bekannt. Darum fällt in denselben Zeiten der

Ritteraufruhr wider Friedrich von Zollern in der Mark Brandenburg; die Walseeische Fehde in Österreich; die blutigen Händel, so Kaspar der Törringer an der Spitze Baierischer Ritterschaft gegen Herzog Heinrich zu Landshut ausfocht.

Der Krieg, so die Appenzeller gegen ihren harten Zwingherrn, Kuno von Stauffen zu Sanct Gallen Abt, glücklich vollbrachten; die Vortheile, welche sie wider Ritter und Edle am Stoß, am Hauptlisberg, an der Wolfshalde erstritten, brachten gar sonderliche Bewegung unter die Landleute am Inn und an der Etsch. Bald war nur eine Stimme unter ihnen, alle wollten Appenzeller seyn*).

Diesem Unfuge zu steuern verband sich der Tirolische Landadel. Sein Bund hieß der Elephantenbund, mit St. Georgens Schild verbrüdert; neun und vierzig Reitersiegel bekräftigten den Brief (darunter waren die Michael, Lienhard und Oswald von Wolkenstein). Bischof Ulrich von Brixen, Graf Ulrich zu Matsch, Peter von Spauer, und Hanns von Freundsberg waren die Hauptleute des Zuges**).

---

*) Johannes von Müller, Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft.

**) Burglechner. Urkunde.

Die Appenzeller, so bey Landeck und hernach bey Imst des Herzogs Söldnern abgelegen, zogen sich zurück eigenen Herd zu vertheidigen.

Oswald, begierig die Welt zu sehen außer den Alpenthälern seiner Heimath, trat in K. Sigmunds Dienste; und ward dessen Rath. England, Frankreich, Castilien, Arragon, Italien betrat er theils in Sendungsgewerben verschiedener Art, theils mit dem Kaiser, zu heben die dreifache Spaltung, welche seitdem der päbstliche Sitz zu Avignon war, die Christenheit theilte. Früher (fast lassen Familienschriften und Umstände vermuthen, es sey 1395 mit Herzog Albrecht IV. geschehen) besuchte er das heilige Land, und die Küste von Nordafrika.

Die Kirchenversammlung zu Constanz begann; Oswald war in des Kaisers Hofstaat.

Friedrich von Österreich, Herr von Tirol, ein junger Fürst hohen Sinnes, tapfer, edelstolz, und unternehmend, hatte Johann XXIII. zuvörderst bewogen, das Concilium zu besuchen, und ihm mit Wort und Ehre für seine Sicherheit gebürgt. Bald drohte dem Pabste Gefahr, seine Würde zu verlieren, und wenn er dieselbe nicht verzichtete, auch seine Freiheit: da ermahnt er den Herzog Friedrich seines Fürstlichen Wortes, ihn von dannen zu führen; und Friedrich hielt es, und brachte ihn nach Schafhausen, während er die Aufmerksamkeit der neugierigen Menge auf das Turney richtete, so er mit

des Kaisers Schwager, Grafen Ulrich von Cilley (21. März 1415) that.

Durch des Pabstes Flucht glaubte man die Hyder der Kirchenspaltung neuerdings gestärkt. Allgemeiner Grimm erwachte gegen Herzog Friedrich, so dazu behilflich gewesen. Reichsacht und Bannfluch ergingen wider ihn; seine Länder wurden Preis gegeben.

Alte Freunde und Fehdegesellen*) waren die ersten, so dem unglücklichen Herzoge absagten; vierhundert Städte, Grafen, Ritter und Edle thaten sich feindselig wider ihn zusammen; also die Eidgenossen. Von den inneren Landen sah er sein Betragen gemißgedeutet; seiner Freund Treue durch den Brand ihrer Stammschlösser belohnt**); den Argau, Habsburg mit ihm, von den Bernern erobert. In Tirol gerieth über diesen Unfall Friedrichs und des geliebten Fürstenhauses alles in Bewegung. Zwar hatte er manche vom Adel gegen sich aufgeregt. Darunter war der Erbhofmeister, Heinrich von Rotterburg, durch strafbares Verbündniß mit den Herzogen aus Baiern und öffentliche Gewalt an Rudolph von Bellinzon und an der Bürgerschaft zu Trient, Friedrichen um Hals und Gut verfallen, um Güter und Schlösser gestraft; wobei das Witthum seiner ehelichen Hausfrau, einer von Lupfen, und

*) Urkunden. Burglechner. Müller.

**) Hallwyl, u. a. m.

seiner einzigen Tochter Theil nicht gesondert worden nach gemeinem und Landes-Recht. Hannsen und Wilhelm von Liechtenstein hatte er in ihrer Burg zu Karneid gefangen, und ihr Schloß Haselburg nieder geworfen; nur die Bürgschaft, so Oswald der Wolkensteiner dem Herzoge that mit sechshundert Ducaten, befreiete seinen Vetter, Hannsen von Villanders, Hauptmann zu Bruneck, aus der Haft auf dem Schloß Tirol. Dennoch hielt der Landadel fest auf einem Fürsten von Österreich, wohl wissend, nur im Besitze dieses mächtigen Hauses könne Tirol dem Geschicke entgehn, der Zankapfel aller Gewaltigen zu seyn, an der Grenze von Wälschland und Deutschland.

Minder hatte der freie Sinn des Herzogs den Pröbsten und Äbten gemundet. Prälaten und Rittern gefiel das biedere, fromme Wesen Herzogs Ernst in Steyer; aber an Friedrich hingen mit Freundeswärme und Vaterliebe des Lehrers Heinrich, Probst in der Neustift bei Briren, Johann, Pustula, Abt zu Stams.

Mit sonderlicher Vorliebe hatte Friedrich die Städte geehrt, Innungen und zünftige Gewerbe beschützt, den Handel vor übermüthigen Zwingherren und Schnapphähnen beschirmt, dem Fleiße der Bauern gelohnt. Darum, als der Adel zwischen beiden Brüdern unschlüssig wankte, und die Prälaten sich einen andächtigen Herrn wünschten, hielten Bürger und Bauern unwandelbar bei ihm aus.

Also schwuren auch die Städte an der Donau: Ehingen, Riedlingen, Munderkingen, Waldsee, Sulgau, Mengen, und die auf dem Walde: Laufenburg, Villingen, Waldshut, Rheinfelden, treuherzig bei dem Hause Habsburg zu bleiben in Noth und Tod, und ein mannhaftes Volk biederer Hirten that sich auf dem Schwarzwalde für Friedrich zusammen. Des Herzoges Kammermeister Ulrich von Weißbriach (neben dem von Müllinnen sein vornehmster Liebling) besetzte, einverständlich mit dem Abte zu Stams mehrere Burgen im Oberinnthal und Innthal für ihn, und bewahrte den Eingang zu andern.

Da sich aber Herzog Friedrich vor dem Kaiser derweise erniedriget, daß er alle seine Länder und Leute ihrer Pflichten gegen ihn ledig gelassen, an Kaiser und Reich verwiesen, und in halb ehrlicher Haft zu Constanz verblieben; so kamen kaiserliche Machtbothen in das Gebirge und forderten den Eid der Treue für Sigmund.

Nun gab es nur eine Stimme im Lande am Inn, an der Etsch und am Eisack, nicht zu weichen von Österreich in der Gefahr, die milde Herrschaft dieses Hauses vorzuziehen der Reichsfreiheit, des Kaisers Gesandte hart abzuweisen, und ihn aufzufordern, Tirol mit Waffengewalt zu gewinnen. Oswald von Wolkenstein verließ Sigmunds Dienst, als er seinen unversöhnlichen Haß gegen Friedrich erkannte; warnend eilte er zu seinen Landsleuten, und

beschwor sie, sich zu erinnern, was Herzog Rudolph für sie gethan; wie Herzog Leopold bei Sempach noch in seinen letzten Augenblicken daran dachte, das sinkende Banner und mit ihm die Ehre Tirols zu retten; wie männlich selbst Herzog Friedrich sie geschirmt, und unverdrossen für die Aufnahme des Landes gewacht habe. Sey er auch jetzt, vom Kummer niedergedrückt, in kleinlicher Unthätigkeit zu Constanz, und verzweifle laut seiner brieflichen Verzicht, an der Treue seiner Völker; so übrige dennoch Herzog Ernst, der das Land für seinen Bruder bewahre, wenn im Norden die Baiern um sich griffen, und den Süd der von Mailand überziehen wollte.

Wolkenstein siegte durch die Salbung seiner Rede, von alter Treue durchglüht, und auf unvergessene Wohlthaten edler Fürsten gegründet.

Herzog Ernst hielt sich zu Wien auf, wo er über den unmündigen Neffen, Albrecht, Vormundschaftspflichten übte. Da kam ihm von der Landschaft Tirol das Gewerbe, sie zu erhalten bei Österreich und für seinem Bruder zu bewahren, bis er mit dem Kaiser und den Vätern der Kirchenversammlung sich gesichert hätte, und die vielfältigen Klagen, so dort wider ihn Gehör fänden, geschlichtet.

Ernst folgte dem Ruf, und ordnete zuvörderst noch in Grätz die inneren Lande; erschien dann mit Macht in Tirol, hielt (1415) am Samstag vor

Sankt Johann zur Sonnenwende in der Stadt Boßen einen Landtag, und bestättigte den Prälaten, Edlen, Städten und Gemeinden alle althergebrachten Freiheiten des Landes.

Lange Jahre waren unter den Brüdern Friedrich und Ernst in Hader und Unwille verflossen von wegen der Vormundschaft, so über Friedrich, als den jüngsten Sohn Herzogs Leopold, Ernst gar gewaltsam und unfreundlich verwaltet; auch zielte gegenwärtig sein Sinn nicht auf des Bruders Wiedereinsetzung, sondern Tirol und die Vorlande für sich und sein Söhnlein Friedrich, den ihm Cünburg von Massau, seine Gemahlinn (15. Sept. 1415) zu Innsbruck gebar, zu erwerben. Darum als Herzog Friedrich versuchte, des Kaisers, und der Kirchenväter Sinn zu gewinnen, verboth Ernst dem Grafen von Thierstein und Peter von Spauer, selber Zeit Hauptleuten zu Trient, durch Brief und Machtsiegel (Hall im Inntbal am Sanct Dorotheentag 1416), seines Bruders Schätze verabfolgen zu lassen.

Nach so vielen Unfällen, von undankbaren Freunden und treubrüchigen Vasallen befehdet, von seinem eigenen Bruder um Land und Leute gebracht, wendete sich Friedrich an die Herzen seines Volkes. Nur von drei Getreuen begleitet verließ er seine schmachvolle Herberge zu Constanz, ritt nach Feldkirch, und von dort über den Arlen ins Stanzerthal. In bäuerischer Tracht besuchte er die Höfe und Alpenhüt-

ten, nahm zufrieden, was die herzliche Gastfreiheit ihm darbotb, forschte um Mähre von Herzogs Ernst Beginnen, und was das Volk über seine Verfolgung gedenke.

Aller Orten fand er mit Rührung seine hochsinnigen Ahnherrn geehrt; im Andenken jener besseren Tage, welche das Land durch die ersten Jahre seiner Regierung genossen hatte, und Furcht vor Herzogs Ernst unbiegsamem Sinne und den Freiheiten so er Adel und Prälaten einräumen würde, zu Schaden der Minderen.

Im oberen Innthale, an den Grenzscheiden verschiedener Thalgemeinden, liegt Landeck. Die Feste Wiesberg, vorbin des Rottenburgers, hielt der von Weißbriach für den Herzog besetzt; Berneck war dessen von Müllinnen. Immer hat man einen seltenen Geist der Eintracht u... festen Muthes in dieser Gegend gefunden. Vor hundert Jahren endete hier das Glück der Baierisch-Französischen Waffen, kein Mann entkam der gereizten Wuth des Bauers. Damals hatte der Graf von Tockenburg vorzüglich Landeck ins Auge gefaßt: der Herzog eilte, dasselbe zu stärken, und gab sich dort zu erkennen. So lebhaft erwachten in den biederen Älplern Treue und Dankbarkeit, daß Ernst (Boten am Freitag nach Sanct Johann um Sonnenwende 1416) sie mit freisamlicher Bedrohung ermahnte, still zu liegen in dem Zwist, so unter ihm und seinem Bruder obwalte.

Bischof Ulrich zu Briren, ehedem Herzogs Leopold des Hoffärtigen Kanzler, beredete sich in dieser Noth mit Oswald von Wolkenstein über das zerrüttete Vaterland, und wie man retten möge und mitteln.

Am Mittich nach heiligen Kreuztag Inventionis 1417 schwuren zu Briren Bischof Ulrich für sich und sein Gotteshaus, und Peter von Spauer Hauptmann an der Etsch und des Bisthumes zu Trient, und die ganze Landschaft, Herren, Ritter und Knechte, Städte, Gerichte, Märkte und Thäler: „daß sie mit billiger Bedächtlichkeit, aber ganzer Treue und Unterthänigkeit gegen ihre Herrschaft dazu thun wollten, jedweden, so in dieser Zeit das Land feindlich überzöge, zu strafen, und zu heben den Zwiespalt beider Herzoge Gebrüder, die wegen der Geschichten, so leider wegen von ihres gnädigen Herrn Fridrich wegen verlaufen, nicht gänzlich noch gründlich vereinigt seyn."

Auch wurden fünf Bundeshauptleute erkieset: Bischof Ulrich von Briren über seine Städte, Gerichte und Thäler; Peter von Spauer für Trient und Monè; Ulrich von Starkenberg an die Etsch; über Innthal, von der Finstermünz bis an die Ciler Hanns von Freundsberg, und Michael von Wolkenstein, zu Trosiburg am Eisack von der Holzbrücke bis Feigenstein, und wurden jedem Hauptmann zwey Räthe als Helfer zuge-

ordnet, und der Bundesbrief mit vierzehn Siegeln bewahret.

Wohl erschien Oswald neben dem Bischof auf dem Bundestag und förderte dieß mannlich wehrhafte Werk vor andern; dennoch war der Kluge weder unter Hauptleuten noch Räthen, eingehüllet in jenes glückliche Dunkel, das jedem genügt, der nach Thaten eifert, nicht nach Flitter.

Dieser Bund gefiel keinen der uneinigen Brüder. Friedrich gewahrte darin einen Eingriff in landesherrliche Rechte; Ernst ergrimmte höchlich, daß Ruhe und Eintracht, — nicht die, Friedrich zuständige Herrschaft ihm in die Hande zu spielen — gemeiner Landschaft Absicht gewesen. Beide harrten nur des günstigen Augenblickes, jener, vermeinte Empörer zu züchtigen; dieser betrogene Hoffnungen zu rächen.

Indessen erbarmte dieß Unwesen auch auswärtige Fürsten, Ludwig, Pfalzgrafen am Rhein, Friedrichs Schwager, Eberhard, Erzbischof von Salzburg dessen Nachbar.

Am Erchtag nach Sanct Thomastag 1416 kamen alle vorgenannten Fürsten zusammen auf dem Schlosse Kropfsberg, am Eingange des Ilerthales, wo bei dem Flusse gleiches Nahmens vor Alters die Grafschaft Tirol aufhörte, und mit Rattenberg die Baierischen Landmarken anfingen.

Aller Unfriede und Unwille wurde hier gesühnt, die Erblande neu abgetheilet, die alten Hausverträge

gefestet, Tirol zufrieden gestellt, und jedermännig lich versichert, keiner der Herzoge werde auf jeman den Groll werfen oder Feindschaft um deßwillen, wei er seines Bruders gewesen.

Kaum war Herzog Friedrich wieder im Be sitze seiner Lande; der Bischof zu Briren, deß Welt mannsblick und List er fürchtete, gesühnt, der Gra von Tockenburg (wegen vielfältiger Pfandschaf vom Kaiser auf Habsburgisches Eigen) zur friedliche Übereinkunft gebracht; als er seinem Grimme den Zü gel ließ wider die Edlen, so er seinen Absichten zuwi der glaubte. Also zerbrach er Rotund im Mür sterthale, die Burg Heinrichs von Schlandere berg; brannte die Edelsitze Oswalds von Wol kenstein aus, und belagerte ihn sammt seinen Brü dern, Michael und Lienhard, in Greifen stein.

Greifenstein, eine truzige Burg hohen un festen Baues, auf einem abgesonderten Felsen o Terlan aus den Wolken hervorragend, gab vorder einer eigenen Linie der Grafen von Eppan Wohnsi und Nahmen; später trug sie manches ehrbare Ge schlecht von dem Hochstifte Trient zu Kunkellehn.

Mit Söldnern rüstiger Art und dem zahlreiche Aufgeboth aus dem Burggrafenamt und Vinsch gau setzte Herzog Friedrich hart und lebhaft Os walden zu, ob dessen Klugheit und freimüthige Sinn ihm bangte: jedoch vergeblich. Der Blüden Schleudern und Böcke spottetete der Felsen; der wil

den Hitze und offenen Gewalt seiner Gegner Oswalds felsenähnlicher Muth.

Bei einem Hauptsturme, den er zurück wies, beraubte ein Pfeil ihn des rechten Auges, Friedrich wich und nahm die Belagerten zu Gnaden auf.

Zum zweiten Mahl ergieng die Acht über den Herzog. Der Bischof Georg von Trient nahm Stenico, Roccabrun und Judicarien gewaltsam hinweg; im Rons fielen ihm viele bey; Feldkirch und Wallgau gewann der Tockenburger; Sigmund bereitete sich mit Heeresmacht zum Zug an die Etsch. Für sechs und dreißig tausend Ungarische Ducaten mußte Herzog Friedrich das halbe Land an seinen Vetter Albrecht verpfänden. Zwar versprach ihm nun Herzog Ernst den thätigsten Beistand; aber er ließ sich die Hilfe theuer bezahlen, und borgte sechs tausend gute Ducaten von Konrad dem Oeder, Zollner zu Lueg, und forderte Antheil an den Salzabgaben zu Hall im Inntbale. Alles dieses gewärtigte Oswald auf seinen wieder errungenen Burgen in Ruhe, zurückgezogen in sich, wo Parteyung und Streit über Vortheile der Einzelnen weder Nutzen noch Ehre hoffen ließen.

Es war am großen Tage, als Friedrich nach manigfaltigen Drangsalen von Reich und Kirche wieder aufgenommen ward (12. May 1418), daß unter den Bedingungen des Friedens der Kaiser, die versammelten Fursten und Väter verordneten: „Was

Oswalden von Wolkenstein abgenommen, zerbrochen oder abgebrannt worden, soll wieder erstattet und ausgebauet werden ohne Gefährde."

Im folgenden Jahre zog Oswald mit Heinrich von Schlandersberg und einem zahlreichen Gefolge wider die Hussiten nach Böhmen, und wurde in der Kriegsfeste Wissehrad unter Johann Wssembera von Bozkowecz von den Pragern und Orebiten hart belagert. Alle Schrecken der Hungersnoth und des Mangels kamen über sie; bis zum 2. November 1420, wo, (nachdem Kaiser Sigmund Tages zuvor Entsatz versucht, und eine schwere Niederlage erlitten hatte) das Schloß an die Befehlshaber der Hussiten, Krussina, Bozko und Huß sich ergab, hatte Oswald mit seinen Kumpanen zwey und siebenzig Pferde aufgezehrt.

Von nun an lebte Oswald den Herbst seines Lebens in weiser Stille. Hauenstein, wozu er noch Kastelruth erwarb, bewohnte er am liebsten; nahe bei Michael, seinem Bruder in Trostburg sonderte ihn der abgelegene Wohnsitz von Menschen die ihn oft verkannten, dichte Wälder rings umher; den blauen Himmel über sich, hatte er stets, was ihn ergehen konnte in heitern Tagen, und ihn aufrichten, wenn die Erinnerung unverdienter Leiden hereinbrach.

Hier dachte er an Verbesserung des Kriegshandwerkes, der noch so unvollkommenen Schläuder- und Wurfmaschinen, der Schaarkunst, und wie gewaltige Änderung durch Donner- und Hackenbüchsen und

vor allen durch das Pulver entstehen müsse, persönlicher Tapferkeit zum Truhe.

Hier besang er einfach und rührend Gegenstände der schönen Natur, Leiden und Freuden der Minne, insonders mit der schönen Königinn aus Arragonien, die ihn zum werthen Andenken mit einer goldenen Kette und dem Kannen- und Greifenorden geschmückt hatte. Überall athmet hoher Geist der Ritterzeiten, und man erkennet, daß Oswald die Länder durchzog, wo der Troubadours und Minstrels Klagetöne erschollen, und die Liebe ihr eigenes Tribunal fand.

Zwei Foliobände von Oswalds Liedern sind auf uns übergegangen: Einer davon befindet sich, von dem unvergeßlichen Denis recensirt in der K. K. Hofbibliothek zu Wien; einen zweiten, vollständigeren besitzet der öffentliche Büchersaal in Innsbruck durch die Güte des Tiroler Landmiliz-Majors Grafen Wenzel von Wolkenstein-Rodeneck.

Dunkle Gefühle zu entwickeln, unnennbaren ... gungen Sprache geben, ist die Sache der Musik. Auch mit ihr, war Oswald vertraut; ihrer Ausführung übergab er seine Gesänge, und durch dieß neue Talent erhält der Nachlaß seiner, mit Notenzeichen versehenen Lieder classischen Werth für die musicalische Literatur. Hier seyen deren 5 mitgetheilt. *)

---

*) Der eifrige Sammler Zischka hat vor, alle Gedichte Wolkensteins herausgegeben.

* * *

1.

Gen Preuſſen, Litawn, Tartarey, Türkey, über mer
gen Frankreich, Lampart, Yſpanien mit zwayen Kiniges
Her
trib mich die Mynn auf meines aigen geſdes wer,
Reyreicht, Sigmund, bayd mit des Adlers ſtreiffen
franzoſiſch, moriſch, kattoniſch, und kaſtilian,
Teutzſch, latein, windiſch; Lampertiſch, reuſchiſch und
roman
die zehen ſprach hab ich gebraucht wenn mir zerran,
auch kund ich fidlen, trumen, paugken, pfeiffen.
Ich hab umbfahrn
Inſel und arm
manig Land
auff ſchiffen gros
der ich genos
von ſturmes hand.
des hoch und nieder
meeres gelider
vaſt berant,
die ſchwartze ſee lert mich ein was begreiffen
do mir zerbrach
mit ungemach
mein wargalein
ein kaufman was ich
doch genas ich
und kom hyn,
ich und ein rewß
in dem geſtreuß
houb gut gewin
das ſucht den Grund und ſwam ich zu den reyſſen

* * *

2.

Ain kunigin von Arragon wes schön und zart
da fur ich knyet zu willen, raicht ich ir den bart
mit hendlein weyss, band sy darein ein ringlin zart
und sprach nun „mayples des ligaides"
von ihren Handen wurd ich in die ohren mein
gestochen durch, mit einem messin nädelein
nach ir gewohnheit floß sy mir zwen ring darein
die truz ich lang und nennt man sy raycades.
Ich sucht ze stund
kunig Sigmund,
wo ich in vund
den Mund er sreuht
und macht ein kreutz
da er mich kant
der rüfft mir schier
du zeigest mir
die diesen tant
freundlich mich fragt, tün dir die ring nicht laides.
Weib und ouch man
mich schawten an.
mit laschen so
newn versonier
kunglicher zier
die waren da
ze tün prun
und habst von lun
genannt petro
der römisch kung, der zehent ünd die von preydes.

* * *

3.

Mein Teures leben wollt ich verlieren das ist war
und ward ein halber Beghart, wol zwey ganze Jahr

mit Andacht was der Anfang ſicherlichen zwar
bet mir die myne das ende nicht erſtaret.
dieweyl ich reit und ſuchet ritterliche ſpiel
und dient zu willen ein frawen, des ich fiel,
die wollt mein nye genaden ein miſſen vil
bys das ein kutten mein leib bedaret.
Vil wanig Ding
mir do gar ring
zu Henden ging
da mich die kappen
mit den lappen
umbefing.
zwar vor und ſeyt
nur nye kein meyt
ſo wel verhieng
die mein wort freuntlich gegen ihr gehörrt
Mit kurzer ſchaur
die Andacht fur
zum Gibel aus,
do ich die kutt
von mir do ſchutt
in nebel raus
ſeyd hat mein leib
mit leid vertreib
vil mangen ſtrauß
gelitten und iſt halb mein freund erfroret.

* * *

4.

Es wer zu lang ſolt ich erzellen all mein not,
ja zwinget mich erſt ein außerweltes m[illegible]li rot,
daven mein Herz iſt vount bis in den bittern Tod
ver ir mein leib hat mangen ſweiß berennen
dick rot, und bleich hat ſich verkehrt mein angeſicht
wann ich der zarten dieren hab gebennen phlicht

vor zittern, seufzen hab ich oft empfunden nicht
des lebens mein als ob ich mer verbrunnen
mit grossen Schrick
so gin ich dick
zweyhundert meyl,
von ihr geröst
zu kainer weyl
kelt, regen, snee
tet nye so we
mit frostes cyl
ich brumme wenn mich keizt die liebe sunne.
von ich ir bey
so ist unfrey
mein witt und maß
[illegible] ain frawen
so muß ich bawen
ellend Straß
in eelden rat
bys das genad
lat ihren Gaß,
und Hulff nur die mein trauren kam zu wunne.
Vier Hundert weib und mer an aller Man zal
vand ich zu Nyo, die warten in der Isell smal
kain schoner veld besach nye mentzsch In ainem sal
noch mecht ir kaum dieser weib geharmen
von der ich trag auff mein rugk ein swer Hund
ach Gott wesset sy doch halbe meines laides burd
nur wir vil dester ringer eft wie we mir wurd
und bet geding wie es ir müßt erbarmen
wenn ich in ellend
dick mein Hend
offt winden muß
mit grossen leiden
tue ich meiden

dern gruß
ſpatt und auch fru
mit keiner ru
ſo ſlaff ich ſaß
das klag ich iren zarten weyſſen armen.
Jr lieben Maid
bedenkt das leid
die mynne pflegen
wie wol mir wart
do mir die zart
bot treuen ſegen,
zwar auf mein er
weſſ ich nicht mer
ir wider gegen
des muſt mein oug in zähren dick erbarmen.

5.

Ich han gelebt wol viertzig Jahr leicht mynne zway
mit toben, wuten, tichten, ſingen mancherlay
es wer wol zeit das ich meins aigen kindes geſchray
ehlichen Hört in einer wiege gellen
ſo kann ich der vergeſſen mynn ewikleich
die mir hat geben mut auff dieſen ertereich
in aller welt kund ich nicht finden iren gleich
auch furcht ich ſer elicher weibe bellen.
Jn urtejl rat
vil käyſer hat
geſchätzet mich,
dem ich gefallen
han mit ſchallen
liederlich.
Jm Wolkenſtein
kleeb ſicher klain
vernunfftiklich

das ich der Welt also lang beginn zu Hellen
Und wol bekenn
ich weiß nicht wenn
ich sterben soll
das mir nichtscheines
volgt wann meiner
birche zol.
hät ich dhan got
zu sein gebot
gedienet wol
so forcht ich klain dort haisser flamme wellen.

Oswald (das edlere Vorbild Götzens von Berlichingen und Franzens von Sickingen, ihnen gleich an Waffengewandtheit und Kriegsruhm, aber größer denn sie, an Stärke der Seele, Uneigennützigkeit und Selbstverläugnung) starb am 2. August 1445, acht und siebenzig Jahre alt. Seine Gemahlinnen waren: Anna Gräfinn zu Hohenems, und Margaretha von Schwangau.

Oswald, sein Sohn, gleich dem Vater an Nahme, Geist und Gefühl, war von dem alten Geschlechte der erste Freiherr, eine Stütze unter Erzherzogs Sigmund unruhvoller Herrschaft.

Am Ende des verflossenen Jahrhundertes, wo ein unbändiger Schwindelgeist aller Köpfe sich zu bemächtigen, und jedes Gefühl für Vaterland, Ordnung und Recht zu ersticken schien; wo Tirol für sein geliebtes Fürstenhaus und seine Verfassung alles wagte, stand ein Wolkenstein an der Spitze der Tirolischen Stifte und Stände. Ein Wol-

kenſtein fiel in einem der ruhmvollſten Augenblicke für ſeinen Kaiſer *); und ſein Sohn führte die Scharen der Landesvertheidiger mit gleichen Anſprüchen auf ihre Liebe, und die Hochachtung des kaiſerlichen Heeres.

Die (eigentlich ältere) Linie von Wolkenſtein-Troſtburg gab Tirol ſeinen erſten pragmatiſchen Geſchichtſchreiber. Mit beiſpielloſer Emſigkeit und ſcharfſinniger Auswahl hat Freiherr Marx Sittich ſechs Folio Bände vaterländiſcher Merkwürdigkeiten aufgezeichnet, um aus denſelben eine vollſtändige Geſchichte herzuſtellen. Weit entfernt, ſich im Geiſte der Zeit bloß auf fromme Vermächtniße, brennende Burgen, Spuckmärchen und Judenverfolgungen einzuſchränken, beginnt er mit der Naturhiſtorie; geht auf die Sitten, das Herkommen, die Satzungen und Freiheiten der Vorzeit über; denket mit gewiſſenhaftem Fleiße geiſtlicher Sachen und des Adels, ſo vieler Begebenheiten Antrieb, und endet mit dem, was ſeit der älteſten Zeit in jenen Thälern geſchehen iſt.

*) Bei Eroberung der Mainzer Linien am 23. Oktober 1795.

Johnie Armstrong.

(Aus Scott's Minstrelsy of Scottish Border.)

Johnie Armstrong von Gilnockie ist sowohl ein berühmter Gegenstand der Geschichte als der Sage. An der Spitze einer Bande verwegener Freibeuter soll dieser Armstrong den Schrecken seines Nahmens weit verbreitet, und viele Meilen umher Schutzgeld erhoben haben.

Im Jahre 1529 unternahm Jakob der Fünfte einen Zug durch die Gränzgrafschaften, um den unruhigen Geist der Gränzmänner zu unterdrücken. Doch eh' er seine Reise antrat, brauchte er die Vorsicht, die verschiedenen Gränzanführer, welche die vorzüglichsten Beschützer der Räuber waren, zu verhaften. An der Spitze eines fliegenden Heeres von zehn Tausend Mann eilte er dann schnell vorwärts. Der böse Geist unsers Armstrong, oder wie andere sagen, der geheime Rath einiger Höflinge, bewog ihn, begleitet von dreißig Reitern, und im ganzen Schmuck der Gränzritterschaft, vor dem König selbst zu erscheinen, wo

er Gnade zu finden hoffte. Er hatte ſich getäuſcht, und war mit ſeinem ganzen Gefolg an Bäume aufgehangen, die nach dem Glauben des Landvolks, um die Ungerechtigkeit des Urtheils kund zu thun, abſtarben. In einem verödeten Kirchhof werden ihre Gräber noch immer gezeigt. Der Ort ſeines Aufenthalts einige Meilen von Langholm, dient noch jetzt als Ruine zur Verſchönerung der Gegend, und hat an eigenthümlichen Reiz wenig ſeines Gleichen in Schottland.

Der ſpricht von Lords, der ſpricht von Herr'n,
Und Männern aus hohem Stand;
Von einem Gentleman ſingt mein Lied,
Auch Herr von Gilnockie genannt.

Der König ſchrieb einen Freundes Brief,
Mit eigner Hand ſchrieb er,
Und ſendet zu Johnie Armſtrong ihn,
Daß er komme als bald zu ihm her.

Die Eliots und Armſtrongs waren vereint;
Wohl'ne tapfre Companie —
„Wir wollen zu unſerm rechtmäß'gen Herrn
In bringen nach Gilnockie."

„So macht den Kapaun und Kaninchen bereit,
Und Wildpret die Hüll' und die Füll';
Wir wollen begrüßen hier unſern Herrn,
Zum Mahl hoff' ich kommen er will."

Als Johnie mit all ſeinen Männern brav
Kam vor den König daher,
Bewegte der König die Kappe vor ihm,
Als wär' er ein König wie er.

„Werd' Gnad' ich finden, mein edler Fürſt,
Für meine Getreuen und mich?
Denn Johnie Armſtrong werd' ich genannt,
Und euer eigen bin ich."

„Hinweg, hinweg Verräther arg!
Sollſt bald aus den Augen mir!
Nie hab ich einem Schelm verziehn
Und fang' nicht an mit dir."

„Schenk mir das Leben mein König, mein Herr!
Und ſeine Gabe geb' ich dir —
Von milchweißer Farb', und all' eines Jahrs,
Der Roſſe zwanzig und vier."

„Ich geb' dir all' die milchweißen Roß,
Die ſchnauben und wiehern am Pfahl:
Und ſo viel gut engliſch Gold dazu,
Als tragen vier an der Zahl."

„Hinweg, hinweg Verräther arg!
Sollſt bald aus den Augen mir!
Nie hab' ich einem Schelm verziehn,
Und fang' nicht an mit dir."

„Schenk mir das Leben, mein König, mein Herr!
Und ſeine Gabe geb' ich dir —
Gut vier und zwanzig Mühlen im Gang,
Die's Jahr durch gehen mir."

„Und all die Mühlen ſollen dir
Das Jahr lang ſeyn im Lauf,
Und ſo viel reiher Waitzen gut,
Daß ſie zu mahlen voll auf."

„Hinweg, hinweg, Verräther arg!
Sollst bald aus den Augen mir!
Nie hab' ich einem Schelm verziehn.
Und fang nicht an mit dir."

„Schenk mir das Leben mein König, mein Herr!
Und eine große Gabe geb' ich dir —
Ich stell' dir Schwester Söhne kühn
Zum Kampfe, zwanzig und vier."

„Hinweg, hinweg, Verräther arg!
Sollst bald aus den Augen mir!
Nie hab' ich einem Schelm verziehn,
Und fang nicht an mit dir."

„Schenk mir das Leben mein König mein Herr!
Und eine wackre Gabe geb' ich dir —
Was zwischen hier und Newcastle Stadt liegt,
Zahl' jährlich die Renten dir."

„Hinweg, hinweg, Verräther arg!
Sollst bald aus den Augen mir!
Nie hab' ich einem Schelm verziehn.
Und fang' nicht an mit dir."

„Ihr lügt, ihr lügt, nun Herr," er sprach,
„Obgleich ein Fürst ihr seyd!
Denn sagen kann ich, ehrlich hab'
Ich nur geliebt zur Zeit."

„Ein fettes Roß, ein schönes Weib,
Zur Jagd ein Hunde Paar;
Doch England gäb mir Mehl und Mahl
Lebt' ich noch hundert Jahr."

„Es ſollt' mir geben Mehl und Mahl,
Und Rind und Schafe zahm;
Doch ſagen kann kein Schottiſch Weib
Daß ich ein Fell ihr nahm."

„Wer unterm Eis heiß Waſſer ſucht,
Der nennt wohl thörigt ſich —
Ich bat um Gnad' ein gnadlos Haupt,
Doch da iſt keine für mich!"

„Doch hätt' ich nur daheim gewußt,
Wie hart du würdeſt ſeyn,
Ich lebte an der Gränze frei
Trotz aller Stärke dein."

„Wüßt' Englands König mein Geſchick,
Wär' ich ein Mann voll Luſt;
Denn ich erſchlug ſeiner Schweſter Sohn,
Brach einen Baum ihm auf der Bruſt."

Jehe trug einen Gürtel um ſeinen Leib,
Mit hellem Gold geſtickt,
Und goldne Spangen ringsumher,
So ſchön man nur erblickt.

Es hingen neun Quaſten an Johnies Hut
Drei hundert Pfund jede werth: —
„Was fehlt dem Schuft, das ein König trägt,
Als die Kron und das Ehrenſchwert?"

„Woher haſt du die Quaſten, Sohn,
Dein Aug umſtrahlend fein?
„Ich hab' ſie fechtend auf dem Feld
Wo du nicht wagſt zu ſeyn."

„Hätt' ich mein Roß, und Harniſch gut,
Ritt' wie gewohnt ich war,
Man ſprách von meinem Königs Schaun
Wohl dieſe hundert Jahr."

„Gott ſey, Chriſtoph, mein Sohn mit dir
Noch auf der Amme Knie!
Doch lebteſt du auch hundert Jahr
Dein Vater wirſt du nie."

„Jahr wohl! mein ſchmuckes Gilnockhall,
Das ſtolz am Strom ſich hebt!
Vergoldet wärſt du rings, hätt' ich
Noch ſieben Jahr gelebt."

Getödtet ward John zu Carlinrigg,
Und all ſeine Companie;
Solch Leid als um der Braven Tod
War noch in Schottland nie —

Dieweil des Landes Heerden er
Geſchützt vor Englands Schaar,
So lang' er lebte keiner wagt,
Zu nahen wo er war.

Die Minnehöfe.

Urſprung, Verbreitung, Einrichtung, Verfahren, Geſetze und Regeln der Urtheile, Entſcheidungen und Untergang.

Südfrankreich war die Wiege des Rittertums und die Pflegerinn des Minnegeſangs der Troubadours; Ritter und Troubadours gaben zu der Entſtehung der Minnehöfe Veranlaſſung.

Religion und Liebe vereinigten ſich in ein Ganzes, welches dem Rittertume zu Grunde lag; beide zu verherrlichen, war der Ritter hauptſächlichſtes Beſtreben. Der erſte Unterricht, den die Knappen erhielten, betraf neben der Liebe Gottes auch die der Damen, und meiſtens waren dieſe es ſelbſt, die jene mit dem Ritterchatechismus zugleich die förmliche Kunſt zu lieben lehrten. Unter den ſechs und zwanzig Punkten die jeder Ritter bei ſeiner Aufnahme in den Orden beſchwören mußte, war einer der vorzüglichſten: von keiner Dame übel zu reden und nicht zuzugeben, daß übel von ihnen geredet werde, und jeder Ritter hatte ſeine unumſchränkte Herzensgebieterinn, (dame sou-

veraine de leurs pensées.) deren Diener (servant d'amour) oder Bewerber (poursuivant d'amour) er war. An den Tournieren erhob dieser Geist des Ritterthums die weibliche Schönheit und Tugend, und meistens jene allein sehr weit nicht nur über alle Vorzüge des Ranges und Standes, sondern auch über die größten Verdienste der Männer empor, und setzte die Damen zu Richterinnen ein, welche über den Werth, den Ruhm und die Belohnungen der erlauchtesten und edelsten Männer entscheiden, und mit beinahe unumschränkter Willkühr strafen, oder belohnen konnten.

Eine der wichtigsten Vorbereitungen von feierlichen Turnieren war namentlich diese, daß die Helme und Wappen der Könige, Fürsten und Ritter, welche Proben ihrer Stärke und Tapferkeit ablegen wollten, öffentlich ausgestellt wurden. Dieses geschah in der Absicht, damit die Damen in Gesellschaft der Turnierkönige den Helm eines jeden Ritters, der ihre Ehre in Worten oder That angetastet hatte, berühren und ihn dadurch von dem bevorstehenden Turniere ausschließen konnten. Wenn nun die ausgeschlossenen Ritter schuldig befunden wurden, so schlug man sie so lange und so unbarmherzig, bis sie die beleidigten Damen um Gnade anflehten, und von diesen Verzeihung erhielten. Mit dem Strafrechte, das man den Damen zugestand, verband man ein noch ausgedehnteres Begnadigungsrecht. Die Damen erwählten nämlich vor der Eröffnung des Turniers einen sogenannten Da-

menritter, und zeichneten ihn durch einen an eine Lanze gebundenen Schleier aus, damit er einen jeden Ritter, der im Getümmel des Kampfs die Gesetze desselben verletzt hatte, im Namen der Damen in Schutz nehmen und von den verdienten Strafen befreien könne. Vor dem Anfang eines Turniers leisteten alle Fürsten, Herren und Ritter, welche in die Schranken einritten, den Damen, die auf hohen und kostbaren Gerüsten versammelt waren, ihre Huldigung, nannten sich Diener der Liebe, und trugen als solche die Farbe der Damen, welchen sie ihre Dienste gewidmet hatten; ja sie baten sich endlich von ihren Damen nicht nur irgend ein Liebespfand, als ein schützendes Amulet, sondern auch die Parole, oder das Wort aus, wodurch sie sich in den Gefahren des Kampfes ermuntern oder zu erkennen geben konnten. Nach geendigtem Hauptkampfe brach man noch eine Lanze zu Ehren der Damen, und erwartete dann mit ängstlichem Harren von dem Ausspruche der Damen, welche gewöhnlich die einzigen Richterinnen waren, die Danke, oder Preise der Tapferkeit, die den Siegern von den edelsten, tugendhaftesten und schönsten Frauen und Jungfrauen zugebracht wurden. Manche Ritter gingen in ihrem Diensteifer so weit, daß sie sich während einer gewissen Zeit beschwerliche Enthaltungen und Selbstpeinigung auflegten, bis sie zu Ehren ihrer Damen außerordentliche Thaten der Tapferkeit würden verrichtet haben. Andere gelobten während einer gewissen Zeit, auch im ernstlichen Kampfe,

diese oder jene Theile des Körpers nicht zu bedecken, als wenn sie durch den Schuß ihrer Göttinen kräftiger, als durch die stärksten Rüstungen, gesichert würden. Noch andere thaten das Gelübde, eine Zeit lang in allen Reichen der Christenheit umher zu ziehen und einen jeden Ritter, welchen sie begegnen würden, zu dem Geständnisse zu zwingen, daß ihre Dame die schönste sey; oder ihr Umherirren so lange fortzusetzen, bis sie eine gewisse Zahl von Rittern überwunden, und dieselben genöthigt hätten, sich ihrer Damen als ihre Sclaven darzustellen.

Bildeten sich nun solchergestalt schon durch den Geist des Rittertums gewisse Grundsätze und Maximen über die den Damen zu erweisende Galanterie und Liebe, die wir am passendsten mit dem Ausdrucke Minne belegen können, da sie eine ordentliche Wissenschaft ausmachten, aus, und wurden die Damen stets als die alleinigen und unumschränkten Richterinnen bei dergleichen Angelegenheiten des Ritterthums betrachtet; so war nichts natürlicher, als daß man sich auch dann auf ihre Entscheidungen berief, wenn Zwistigkeiten des Ritters mit der Dame seines Herzens eintraten, und so läßt sich schon aus diesem Grunde in dem Rittertume selbst der Keim zur Entstehung der Minnehöfe aufsuchen. Förmlich nachweisen läßt er sich aber in jener Zeit, als sich auch die Poesie mit dem Ritterthume verband, und die Troubadours zum Lobe der Minne ihre süßen Gesänge anstimmten.

Die Geschichtsschreiber jener Zeit räumen es sämmtlich ein, daß die Ehe des Königs Robert mit

Constanzen, der Tochter Wilhelms I., Grafen von der Provence und Aquitanien, etwa um das Jahr 1000, die Veranlassung zu großen Veränderungen in den Sitten des französischen Hofes gab; ja einige derselben behaupteten auf das Bestimmteste, daß sie Troubadours, Gaukler, Komödianten u. s. w. mit sich an den Hof ihres Gemahls gebracht habe. Allgemein sind sie ferner darüber einverstanden, daß zu jener Zeit die Dichtkunst des Troubadours und die sogenannte gaya scienca derselben sich von den Höfen des südlichen Frankreichs, über die Loire hinaus, zu den Höfen des nördlichen Frankreichs verbreitet hat.

Schon damals gehörte es zu den galanten Spielen des Ritterthums, wie zu den poetischen Übungen der Troubadours, sinnreiche und streitige Fragen, die sich gewöhnlich auf die Minnekunst bezogen, aufzustellen und wechselseitig zu bestreiten oder zu vertheidigen. Ein solcher poetischer Wettkampf hieß Tenson, von dem lateinischen Worte Contentio, (conTEN — tiONem), Disput, Streit; wie denn auch jetzt noch unter diesen Namen mehrere Gedichte der Troubadours vorhanden sind.

Aber diese Tensons, welche man auch jeux-partis, mispartis nannte, würden zu keinem Resultate geführt haben, wenn nicht irgend eine Art richterlicher Versammlung, irgend ein Schiedsrichter über die Streitfrage und die Beantwortung derselben, eine Entscheidung abgegeben haben würde. Wie nahe lag nun nicht schon hier die Idee, die ganze Streit-

frage zuletzt, an die vielleicht zahlreich versammelten Damen, die gebornen Ritterinnen in allen Sachen der Minne, zu bringen und damit eine Huldigung des schönen Geschlechts mehr einzuführen, deren ja die Ritter jener Zeit nicht genug ausfinden konnten; und wie nahe lag nicht, sobald man einmal so weit geschritten war, wiederum die Idee, diesen Verhandlungen eine gewisse von den Gerichten damaliger Zeit entlehnte Form zu geben?

Daß aber diese Idee auch wirklich geworden ist beweisen die Tensons der Troubadours, die uns erhalten worden sind, selbst.

Man provocirte in ihnen auf die Entscheidung einzelner Damen, oder auf die Versammlung, die schon jetzt unter den Namen eines Minnehofs (Cour d'amour, Cour amoureuse) auftrat.

So provocirte Wilhelm de la Tour mit Sordel in der Tenson, welche anfängt: Us amiex, auf die Entscheidung der Damen Azalais und Louga; Guionet mit Rambaud in der Tenson - En Rambaut, auf die der Wilhelmine von Toulon und der Cecilie; Aimerin de Pegnilain mit Albertet in der Tenson: Albertetz, auf die Beatrix von Este und Emilie von Ravenna; Guillaume mit Arnaud, in der Tenson: Senher Arnaut, auf die der Gräfinn von Savoyen, Albertet mit Pierre in der Tenson: Peire dui, auf die Entscheidung der Marie d'Aumale.

So provocirte ferner Giraud und Peyronet, auf die Minnehöfe zu Pierrefeu und Signe; Raimond de Miraval und Bertrand d'Allamanon, auf dieſelben, und Perceval Doria und Lanfranc Cigalla, auf den Minnehof zu Romanin.

Das Andenken von folgenden Minnehöfen iſt uns aufbewahrt:

I. Der Minnehof in Gascogne. Seiner wird nur einmal in dem Werke des Andreas Capellanus gedacht.

II. Der Minnehof der Ermengarde, Vicomteſſe von Narbonne. Sie war überhaupt eine Beſchützerinn der Troubadours, beſonders des Pierre Rogiers, der ſie unter dem geheimnißvollen Namen: Tort n'avelz feierte. Sie ward Vicomteſſe von Narbonne im Jahre 1143 und ſtarb 1193. Andreas Capellanus nennt ſie Mengarda, und führt fünf Entſcheidungen von ihr an.

III. Der Minnehof der Eleonore von Aquitanien, im Jahre 1137, Gemahlinn des Königs Ludwig VII., dann des Königs Heinrich II. von England. Sie war die Enkelinn des Grafen Wilhelm IX. von Poitiers und Aquitanien, eines berühmten Sängers, deſſen Gedichte den erſten und älteſten Platz unter den Poeſien der Troubadours einnehmen. Gefeiert wurde ihr Name vorzüglich von Bernard de Ventadour. Andreas Capellanus nennt ſie die Regina Alinoria und führt ſechs Ausſprüche von ihr auf.

IV. Der Minnehof der Gräfinn von Champagne. Andreas Capellanus nennt sie M. Comitissa Campaniae, theilt ein Gutachten von dem Jahre 1174 von ihr mit, und erwähnt neue Entscheidungen von ihr. Wahrscheinlich war sie keine andere, als Marie de France, Tochter Ludwigs VII. und der Eleonore von Aquitanien.

V. Der Minnehof der Gräfinn von Flandern. Andreas Capellanus führt zwei Aussprüche von derselben an. Diese kann keine andere gewesen seyn, als Sibylle, Tochter des Foulques d'Anjou. Im Jahre 1134 ward sie mit Dietrich, Grafen von Flandern verheirathet, und brachte aus ihrem Vaterlande die Minnehöfe nach Flandern.

VI. Die Minnehöfe zu Pierrefeu und zu Signe; vielleicht war es nur einer, der abwechselnd an dem einen oder dem andern dieser nahe bei einander liegenden Orte gehalten wurde. Außer den obengedachten Tensons, thut ihrer Nostradamus Erwähnung. Er nennt sogar ihre Besitzerinnen. Diese waren:

Stephanette, Dame de Vaulr, Tochter des Grafen von Provence.
Adalazie, Vicomtesse von Avignon.
Alalete, Dame d'Ougles.
Hernevssende, Dame de Posquières.
Bertrame, Dame d'Urgon.
Mabille, Dame d'Yéres.
Die Gräfinn de Dye.
Rostangue, Dame de Pierrefeu.

Bertrame, Dame de Signe.
Jauſſerande de Claustral.
Nachmals wurde der Minnehof nach Air verlegt.

VII. Der Minnehof zu Romanin. Auch dieſen erwähnt Noſtradamus, und nennt folgende Mitglieder deſſelben:

Phanette des Gantelmes, Dame de Romanin.
Die Marquiſe de Maleſpine.
Die Marquiſe de Saluces.
Clarette, Dame de Baulx.
Laurette de Sainct Laurens.
Cecille Raicaſſe, Dame de Caromb.
Hugonne de Sabran, Tochter des Grafen von Forcalquier.
Heleine, Dame de Mont-Pahon.
Yſabelle des Borrilhons, Dame d'Air.
Urſyne des Urſiéres, Dame de Montpellier.
Alaette de Meolhon, Dame de Curban.
Elys, Dame de Mevrarques.

VIII. Der Minnehof zu Avignon. Noſtradamus nennt folgende Mitglieder deſſelben:

Johanne, Dame de Baulx.
Huguette de Forcalquier, Dame de Trects.
Briande d'Agoult, Gräfinn de la Lune.
Mabille de Tilleneufve, Dame de Vence.
Beatrix d'Agoult, Dame de Sault.
Yſearde de Roquefueilh, Dame d'Anſors.
Anne Vicomteſſe von Tallard.

Blanche de Flassans, genannt Blankaflour.
Doulce de Monstiers, Dame de Lambesc.
Rirende de Puvoerd, Dame de Trans.

Ja er behauptet, daß auch die von Petrarca so hoch gefeierte Laura de Sade um das Jahr 1341, von ihrer Tante Phanetta de Gantelmes, unterrichtet, Mitglied dieses Minnehofs gewesen sey, welches auch Petrarca selbst zu bestätigen scheint.

Diesen Minnehof traf ein trauriges Schicksal. Die meisten Damen starben an der grassirenden dreijährigen Pest, und er wurde zerstört; nachmals aber wieder hergestellt durch eine Dame de Chabet, welche wiederum cour pléniere zu Avignon hielt. Indessen dauerte dieß nicht lange; durch die Verlegung des päpstlichen Hofes von Avignon nach Rom (1382) zerstreuten sich die Troubadours und Hofbeamten, und die Folge hievon war die Auflösung des Minnehofes.

IX. Der Minnehof zu Lille.

X. Der Minnehof zu Tournay.

Beide wurden von einem sogenannten Prince d'amour präsidirt.

XI. Der Minnehof zu Paris.

Die Existenz dieser drei letztern fällt in das vierzehnte Jahrhundert.

Über Frankreichs Grenzen hinaus verbreitete sich das Institut der Minnehöfe nicht, wenigstens nicht nach den Spuren, die man bis jetzt aufgefunden hat. Daß sie auch in Italien, namentlich im Königreiche Neapel vorhanden gewesen seyen, ist ein Mißverständ-

niß, das darin seinen Grund hat, daß man die Gräfinn von Champagne, welche einen Minnehof hielt, für eine Gräfinn von Campanien ansah.

Und was Teutschland anbetrifft, wiewohl an seinen Höfen auch jene Wettkämpfe der Dichter üblich waren, wie noch jetzt der uns erhaltene Krieg auf der Wartburg beweiset; so ist es nicht gelungen, in den Werken der Minnesänger, so viel dieselben zugänglich gewesen sind, oder in den übrigen Ritterpoesien irgend eine Spur der Minnehöfe aufzufinden; es kommt in denselben aber auch nicht eine Sylbe von Minnehöfen vor.

Andreas Cappellanus sagt nicht, auf welche Art die Minnehöfe der Königinn Eleonore, der Gräfinn von Narbonne und der Gräfinn von Flandern zusammengesetzt waren. Dagegen erzählt er, daß der Minnehof zu Gascogne, so wie der der Gräfinn von Champagne zahlreich besetzt gewesen sey; ja er führt sogar eine Entscheidung der letztern an, welche von ihr, unter Zuratheziehung von sechzig Damen abgegeben worden ist.

Nostradamus erwähnt zehn Mitglieder des Minnehofes zu Signe und Pierrefeu, zwölf Mitglieder zu Romanin, und vierzehn zu Avignon.

Alle diese Minnehöfe waren lediglich und allein mit Damen besetzt, wahrscheinlich waren im Anfange des Instituts die Ritter ausgeschlossen. Doch bald nachher wurden auch diese Mitglieder der Minnehöfe, wenigstens im nördlichen Frankreich, wo die Minne-

höfe zu Lille und Tournay einen Prince d'amour zum Präsidenten hatten.

Die Stelle eines Prince d'amour wurde jährlich neu besetzt. Der König Richard, der König Alphons von Arragonien, der Graf von Provence und andere große Herren wechselten darin mit einander ab.

Nach und nach wurde die Zusammensetzung der Minnehöfe, jener der wirklichen Gerichtshöfe immer ähnlicher, ja zuletzt die Organisation der erstern der der letztern vollkommen gleich.

Sehr genaue Nachrichten von der Organisation des Minnehofes zu Paris, so wie er unter dem König Karl VI. existirte, finden wir in dem Manuscripte der königlichen Bibliothek in Paris.

Diese Handschrift enthält eine Liste der Ämter, welche bei diesem Minnehofe Statt fanden, die Namen und ausgemalten Wappen der Beamten, und zwar nach verschiedenen Classen.

Wer die erste Classe ausmachte, läßt sich nicht genau sagen, da die ersten Blätter verloren gegangen sind; daß aber vier Damen an der Spitze standen, wird daraus wahrscheinlich, da Martial d'Auvergne, der gerade von diesem Minnehofe zu reden scheint, ihrer ausdrücklich erwähnt. Was in dieser Classe folgt, sind die Namen von Rittern aus den ältesten und edelsten Geschlechtern Frankreichs, Burgunds, Flanderns und Artois, nämlich: Hangest, de Craon, d'Angennès, de Raumbures, de Soissons-Morcuil,

de la Rochefoucault, de Chabannes, de Ligne, de Neelle-Offemont, d'Eſtouteville, d'Ailly, de la Trimouille, de Heily, d'Haverſquerque, de Giſtelle, de Chatillon, Dauphin de Jalizny, de Gaucourt, de Rieux, de Licques, de Dreux-Beauſſart, de Tonnerre, de Mouchy, de Tov, de Lannoy, de Longueval, u. a.

Auf dieſe Claſſe folgen zwei Grandveneurs de la Cour, und 188 Trésoriers de chartes et registres amoureux. Die meiſten von ihnen führen den Titel Ecuyer; auch unter ihnen findet man mehrere königliche Hofbeamten, die Herzoge von Guvenne, von Orleans, von Bourgogne, den Prévot von Lille und Tournay, einige Licentiaten der Rechte, u. ſ. w.

Nach ihnen kommen Auditeurs de la Cour. In dieſer Claſſe kommt ein Doctor der Theologie, Kanoniker von Paris, Tournay, Cambrai, St. Omer, Maitres des Requetes, und Parlamentsräthe vor.

Hierauf folgen 59 Chevaliers d'honneur als Conséillers de la Cour; lauter Ritter. Der erſte unter ihnen Euſtache von Gaucourt, Großfalconier von Frankreich, welcher 1415 ſtarb. Die übrigen ſind aus den Häuſern Montmorin, Saint Maure, Chepre, Rovers, Caſſinet, u. a.

Nach ihnen treten auf 52 Chevaliers trésoriers de la Cour. Unter ihnen befinden ſich viele Ecuyers, Sergens, et Huissiers d'armes, ein Wechsler aus Tournay, und ein Bürger aus derſelben

Stadt, wahrscheinlich in Bezug auf die Geldgeschäfte, welche etwa vorfielen. Auch in dieser Classe findet man viele altadeliche Namen, z. B. de la Rochegu-von, de Chalons, de la Trimouelle, de Villiers, de Humieres, de Lannoy u. a.

Nun kommen 57 Maitres des requêtes de la Cour. Charles Guldoë, Prévot der Kaufmannschaft zu Paris um 1410, ist dritter Präsident, die übrigen Mitglieder sind aus den Beamten der Oberrechnungskammer, den Schatzmeistern von Frankreich, den Münzmeistern, Secretairen des Königs, aus Kanonikern von Paris, Tournay, Lille, Ärzten und Parlamentsadvocaten entnommen. Unter den letztern befindet sich der unter Karl VII. so berühmte Guillaume Cousinot.

Secrétaires de la Cour waren 32 an der Zahl. Sie waren aus den Secretären des Königs, der Herzoge von Guyenne, Bourgogne, Bourbon, und der Grafen de la Marche u. a. erwählt; auch finden sich unter ihnen Kanoniker von Laon, Capläne von Tournay, und ein gewisser Pierre Cousinot, Procureur au Parlement vor.

Die Geschäfte eines Generalsprocurators, und der Generaladvocaten wurden wahrscheinlich von Damen bekleidet, welche auf den ersten verloren gegangenen Blättern der Handschrift verzeichnet waren; es folgen am gegenwärtigen Orte, 8 Substituts du Procureur général de la Cour, unter denen sich ein Pfarrer aus Tournay, ein Grändvicaire und

ein Capellan aus derselben Stadt, ein Kanoniker aus Lille, u. a. befinden.

Hierauf folgen 4 Concierges des jardins et vengiers amoureux, worunter ein Huissier d'armes du Roi, Alains de la Haye, Concierge des vergiers et jardins de Bretagne, Blancardin, Concierge de vergiers et jardins au baillaye de Senlis, u. a.

Den Beschluß machen endlich 10 Veneurs de la Cour, worunter sich 6 Huissiers oder Sergens d'armes befinden.

Martial d'Auvergne erwähnt überdies mehrere Beamte, welche als Unterrichter entschieden, und von deren Ausspruchen die Appellation an den Minnehof ging, namentlich den Prevost de deuil, den Baillif de joye, den Vignier d'amours, den Mari des boys verdz, den Conservateur des haults priviléges d'amour, den Marquis des fleurs et de violettes d'amours, den Official, Vicaire et Promoteur d'amours, den Maitre des foretz et des caues sur le faiet du gibier d'amours, den Prevost d'Albepine, den Seneschal des Ayglantiers, und den Reformateur general sur le faiet des abus d'amours.

Da diese Namen nicht, wie es auf den ersten Anblick scheinen möchte, zum Spaß ersonnen, oder erdichtet, sondern vielmehr als allegorische Titel zu betrachten sind, beweiset unsers Erachtens nicht allein der Umstand, daß schon oben Concierges des jar-

dins et vergiers amoureux unter den Beamten des Minnehofs ſelbſt genannt ſind, ſondern auch, daß Blumen, Gras und Geſträuche bei den Sitzungen der Minnehöfe eine große Rolle ſpielten, indem das Sitzungszimmer mit ihnen beſtreut und ausgeziert wurde; namentlich der Preis des Siegs bei den Wettkämpfen der Troubadours in Blumen beſtand, woraus die ſogenannten jeux fleuraux ihren Urſprung erhielten. Daß übrigens allegoriſche Namen ſolchen Beamten ertheilt wurden, und ſolches ſehr gewöhnlich war, ergeben die Beiſpiele anderer poetiſchen Geſellſchaften und Akademien, die in Italien, und auch in Teuſchland, wie z. B. die fruchtbringende Geſellſchaft, der Regnitzer Blumenorden, u. a. geſtiftet wurden.

Über die Frage, ob die Minnehöfe ein bloßes Spiel zum Zeitvertreibe waren, oder ob ſie als eine Art wirklicher Gerichte zu betrachten ſeyen, ſind die Geſchichtsſchreibers keineswegs einverſtanden. Das erſte behaupten Papon, Fauchet, Millot, und beinahe alle teutſchen Schriftſteller, die ihrer Erwähnung thun; das letztere Parfait, Bacurne, de St. Palaye, Rolland, Raynouard, und von teutſchen Schriftſtellern Eichhorn und von Aretin.

Es tritt hier der merkwürdige Fall ein, daß beide Partheien in ihrer Art Recht haben, indem die Minnehöfe ſowohl das eine als das andere waren.

In ſofern ſie nämlich über die dichteriſchen Wettkämpfe entſchieden, konnten ſie allerdings nur als

Spiele, die zum Zeitvertreib ersonnen waren, betrachtet werden. In sofern sie aber die Erhaltung der ritterthümlichen Galanterie zum Gegenstande hatten und wirklich über Liebeszänkereien nach bestimmten Regeln und in bestimmter Form erkannten, traten sie als eine Art wirklicher Gerichte auf.

Wenn die ersterwähnten Schriftsteller, die dieses vereinen, solches leugnen, so dient allerdings zu ihrer Entschuldigung, daß sie die geschichtlichen Forschungen eines Rolland, und Raynouard nicht benutzen konnten; wenn aber einer oder der andere der zu letzt erwähnten unbedingt behauptet, daß sie nie anders als in dem Charakter wirklicher Gerichtshöfe aufgetreten seyen, und die Minnehöfe deßhalb Minnegerichte nennen will; so möchte dieses in demjenigen, was über deren Ursprung aufgeführet worden ist, seine Widerlegung finden.

Schon in dem System der ritterthümlichen Galanterie gegen die Damen und der nach gewissen Regeln und Gebräuchen gelehrten, und ausgeübten Minnekunst lag die Idee sehr nahe, die Damen zu Richterinnen über die Anwendung, so wie über die Übertretung dieser Regeln und Gebräuche zu machen, und es läßt sich beinahe nicht denken, daß nicht schon damals jene Idee verwirklicht worden sey.

Für die spätere Zeit liegen aber in den von dem Andreas Capellanus mitgetheilten Entscheidungen namentlich aufgeführter Minnehöfe eben so viele Beweise, daß dieselben ganz eigentlich und förmlich über

wahre Liebeszänkereien, nach bestimmten Regeln, oder wenn man will, nach bestimmten Gesetzen, entschieden.

Ein Gleiches ergeben die uns sonst noch aufbewahrten Aussprüche solcher Minnehöfe, namentlich auch die Sammlung derselben, welche Martial d'Auvergne veranstaltete, und welche die Entscheidungen des unter Carl VI. zu Paris gehaltenen Minnehofs in sich zu fassen scheint.

Und dasselbe ist endlich aus dem Umstande zu entnehmen, daß die Minnehöfe nach und nach die Form eines wirklichen Gerichtshofes annahmen, ja ihre Organisation ganz nach jener der wirklichen Gerichte modelten, so daß ihnen zuletzt nichts mangelte, was auch bei jenen wirklichen Gerichten angetroffen wurde.

Das letztere ergiebt die Organisation des Minnehofs zu Paris; das erstere wird durch einige Beispiele von Entscheidungen der Minnehöfe klar werden.

Die Befugniß der Minnehöfe zur Abgabe von Entscheidungen war, wie sich schon aus der Natur derselben ergiebt, keine andere, als eine vertragsmäßige, die nur dann Statt fand, wenn Einzelne auf eine solche Entscheidung provocirten, wie z. B. ganz vorzüglich dann, wenn sie über einen dichterischen Wettkampf einen Ausspruch zu thun erbeten waren. Aber auch in dem Falle, in welchen es sich um die Entscheidung einer wirklichen Liebeszänkerei handelte, scheinen doch nur diejenigen Personen der Competenz der Minnehöfe unterworfen gewesen zu seyn, welche

zu den Ritterorden der Provinz gehörten, in welcher ein solcher Minnehof gehalten wurde. Dieses läßt sich daraus ganz natürlich vermuthen, daß gerade das Rittertbum Veranlassung zur Entstehung eines Minnehofs gab, um nähmlich über die Fälle entscheiden zu lassen, in welchen die rittertbümliche Galanterie gegen die Damen verletzt war. So findet sich z. B. in dem Werke des Andreas Capellanus, daß ein Ritter einen solchen Verbrecher dem Minnehofe die Sache wirklich zur Entscheidung annahm, u. s. w. Ähnliche Beispiele enthält die Sammlung des Martial d'Auvergne; ja es scheint nach derselben der Minnehof zu Paris noch weiter gegangen zu seyn, um selbst in solchen Fällen Entscheidungen abzugeben, wo offenbar die schuldigen Personen nicht zu dem Ritterorden gehörten.

Wenn aber jene Befugniß der Minnehöfe nur vertragsmäßig war, so erklärt sich wiederum hieraus, wie dieselbe auch so weit gehen konnte, allgemeine Regeln und Gesetze aufzustellen und allgemein verbindliche Reglements zu erlassen.

So wurde nämlich das an dem Hofe des Königs Artbus angeblich gefundene Gesetzbuch der Minne von dem aus Damen und Rittern zusammengesetzten Minnehofe promulgirt, und dessen Befolgung anbefohlen.

Und was jene Reglements anlangt, so erzählt das Werk des Andreas Capellanus, daß der Minnehof zu Gascogne in einem besondern Falle ausdrücklich

befahl, wie eine von ihm gegebene Entscheidung auf ewige Zeiten als beständiges Gesetz angesehen und beobachtet werden solle.

Auch das ist endlich bemerkungswerth, daß die Entscheidungen eines Minnehofs auch von den übrigen als Maximen betrachtet wurden, von denen in ähnlichen Fällen nicht abzuweichen sey, so daß dieselben also die Kraft von den sogenannten Präjudicien (jurisprudence) hatten. Ein Erkenntniß der Königinn Eleonore enthält daher folgenden Entscheidungsgrund:

„Wir wagen es nicht, gegen den Ausspruch, welchen die Gräfinn von Champagne in einer ähnlichen Frage gefällt hat, zu erkennen, und genehmigen daher solchen, daß nämlich u. s. w."

Das Verfahren vor den Minnehöfen war mündlich. Die Partheien erschienen in Person und plaidirten gegen einander; und die Entscheidung erfolgte dann nach Stimmenmehrheit. In dem Minnehofe der Gräfinn von Champagne war es vorgeschrieben, daß die Namen derselben nicht den Richtern bekannt werden durften, vielmehr die Sache unter verborgenen Namen vorgetragen werden mußte. In andern scheint aber diese Regel nicht streng beobachtet worden zu seyn. Ob die Entscheidung schriftlich aufgesetzt wurde, ist freilich, wenigstens was die frühere Zeit anbetrifft, nicht ganz sicher zu bestimmen, indessen wird es doch dadurch wahrscheinlich, daß die Entscheidungen eines Minnehofs für einen andern zur

Norm dienten, welches nicht wohl angegangen seyn würde, wenn man dieselben nicht schriftlich aufgezeichnet hätte.

Bisweilen war es aber auch üblich, auf schriftlich überreichte Bittschriften eine schriftliche Entscheidung abzugeben. Eine solche Bittschrift eines Grafen P. und einer Dame F. an die Gräfinn von Champagne ist uns in dem Werke des Andreas Capellanus aufbewahrt, so wie der Ausspruch dieser Gräfinn, vom Jahre 1174.

Ein Bild des Verfahrens, wie solches auch in den mindesten Kleinigkeiten dem, welches in den wirklichen französischen Gerichtshöfen Statt fand, ähnlich war, zeigt uns die Sammlung des Martials d'Auvergne. Bald plaidiren die in den einzelnen Fällen aufgeführten Partheien gegen einander, bald tritt der Generalprocurator, bald treten seine Substituten als Gens d'amour; (wie in den wirklichen Gerichtshöfen die Gens du Roi) entweder von Amtswegen, oder als Beistand der einen oder der andern Parthei auf und machen ihre Anträge (conclusions); bald endlich wird auf schriftlich eingekommene Gesuche ein Verfahren eingeleitet.

Rolland theilt überdieß das Arrest eines Minnehofs mit, wie solches aus einer alten Handschrift entlehnt sey, aus welchem sich ebenfalls das Verfahren bei denselben in seinem größten Detail ersehen läßt.

Möge es die modernisirende Hand des französischen Herausgebers in Nebenumständen erfahren ha-

ben, gegen ſeine Ächtheit im Ganzen iſt nichts zu erinnern.

Was aus demſelben bisher gehört, iſt folgendes: Wilhelm von Labeſtaing war von der Eleonore von Comminge, Wittwe des Roger von Turenne, und deren Kammermädchen der verletzten Galanterie angeklagt.

Der Junker ſtand außer der Barrière.

Eine Dame verſah das Amt des Huiſſiers und rief ihn dreimal bei Namen. Hierauf ergriff eine andere Dame ſeine Hand und ſagte zu ihm, indem ſie ihn einführte: Edler Ritter laßt eure Waffen vor den Schranken; bei Damen bedürft ihr keiner andern, als eurer Höflichkeit und Mannhaftigkeit. Zeigt nur ein wenig Begierde zu gefallen; es müßte einer ja weder Herz, noch Blut, noch Augen haben, der nicht begierig wäre, den Damen zu gefallen."

Als er in den Schranken hineintrat, blieb er auf der Seite der Ritter ſtehen. Da er die Klage der Eleonore und des Kammermädchens vernahm, erröthete er; denn er war aufrichtig und dieſes nur zu ſehr, um nicht in Verlegenheit zu gerathen. Er wußte nicht, wie er ſich vertheidigen ſollte, denn er fürchtete dieſes galante und liebenswürdige Gericht zu beleidigen. Er merkte es nicht, daß ſeine Sache eine von denjenigen war, die der Hof ausgeſucht hatte, um ſich zu unterhalten; er bat daher um Zuordnung eines Advocaten. Man erlaubte ihm ſolchen aus den Richterinn n ſelbſt auszuwählen, er näherte ſich der

Dame Margaretha de Taraſcon, ſetzte ſich vor ihr mit ſeinem einen Knie zur Erde und überreichte ihr ſeinen Handſchuh. Dame Margarethe empfing ihn erröthend, erhob ſich von ihrem Sitze und begab ſich neben ihm an das Ende der Schranken.

„Nachdem nun Margaretha für ihn plaidirt hatte, ſagte ihm ein Huiſſier: Der Hof erlaubt euch, euren Advocaten auf die Wangen zu küſſen. Sire Raymond de Rouſſilion, der Gemahl der Dame Margarethe, wollte dagegen appelliren, er wurde jedoch verlacht.“

Der Junker wurde jeder ſeiner Richterinnen vorgeſtellt, und küßte jeder die Hand. Hierauf gebot der Hof Stillſchweigen, und Eliſe von Turenne, Präſidentinn des Minnehofs, ſprach folgendes Erkenntniß aus, u. ſ. w.“

Dieſes wird hinreichend ſeyn, um den Gang des Verfahrens bei den Minnehöfen kennen zu lernen.

Aus der vertragmäßigen Befugniß der Minnehöfe, Entſcheidungen abzugeben, floß eben ſo natürlich die Befugniß, entweder in erſter Inſtanz, oder in der Appellationsinſtanz, zu erkennen. Und daß wirklich von den Ausſprüchen eines Minnehofs an einen andern appellirt worden ſey, erzählt Noſtradamus. Zwei Troubadours, Simon Doria und Lanfranc Cigalla, ſtritten über die Frage: Ob derjenige, welcher aus Grundſätzen der Liberalität allein ſchenke, würdiger ſey geliebt zu werden, oder derjenige, welcher jedoch ungern, ſchenke, um für liberal gehalten

zu werden, und legten die Entſcheidung derſelben den Minnehöfen zu Pierrefeu und Signe vor. Da ſie doch mit derſelben nicht zufrieden waren, ſo appellirten ſie an den Minnehof zu Romanin.

Auch die Sammlung des Martial d'Auvergne enthält Ausſprüche, die ſowohl in erſter Inſtanz ausgeſprochen waren. Ja es kommt in ihnen ſogar das franzöſiſche Rechtsmittel der Oppoſition vor.

Endlich iſt auch noch das zu beachten, daß alle dieſe Entſcheidungen, mochten ſie in der erſten, oder in der Appellationsinſtanz abgegeben ſeyn, auf dieſelbe Art und in derſelben Form redigirt wurden, wie die Erkenntniſſe wirklicher Gerichte, und daß ſie Entſcheidungsgründe enthalten, deren einige auf die Regeln des Minnerechtsbuchs gegründet ſind.

Aber welche Macht hatten denn nun dieſe Minnehöfe? welche Mittel, ihre Beſchlüſſe und Ausſprüche in Vollziehung und Kraft zu ſetzen? So fragt Raynouard und ſetzt hinzu: „Ich antworte folgendermaßen: Die Meinung, dieſe Macht, überall ſo furchtbar, wo ſie nur immer beſteht, die Meinung, welche nicht verſtattete, daß ein Ritter friedlich, glücklich in ſeiner Burg und im Schooße ſeiner Familie lebte, während die andern ſich auf ritterlichem Zuge jenſeits des Meeres herumtrieben: die Meinung, welche ſpäterhin feſtgeſetzt hat, daß Spielſchulden gleichſam als heilige betrachtet werden müſſen, während Gläubiger, die zur Ernährung der Familie herliehen, leichtſinnig abgewieſen werden; die

Meinung, welche nicht verstattet, einen Zweikampf abzuweisen, obgleich das Gesetz ihn als ein Verbrechen zu bestrafen heißt; die Meinung endlich, welche selbst Despoten und Tyrannen zu beherzigen gezwungen sind, wenn sie nicht ihren Untergang finden wollen." Die Ausspräche der Minnehöfe hatten also in sofern wirkliche rechtliche Folgen in der bürgerlichen Gesellschaft, als dieselben den Kreis bezielten, der ihnen vertragsmäßig zugestanden war, etwa auf dieselbe Art, wie jede beliebige Gesellschaft sich Gesetze geben, dieselben bei Strafe zu befolgen gebieten, und die Übertreter derselben mit dieser Strafe belegen kann; eine weitere rechtliche Verbindlichkeit, die über diesen Kreis hinausgegangen wäre, kann man ihnen wohl nicht füglich beilegen. Der Freiherr von Aretin scheint jedoch hierzu geneigt zu seyn und den Untergang der Minnehöfe selbst aus dem Grunde herleiten zu wollen; weil die Verbesserung der ordentlichen und wirklichen Gerichte solche unnütz gemacht hätte. Indessen ist, wie oben gezeigt worden, dieser Untergang andern Ursachen zuzuschreiben, und der einzige Beweis, den Herr von Aretin für seine Meinung aufführt, die Existenz des Droit de pelote, möchte um deswillen nicht hinlänglich seyn, da dieses erst vom Könige René, also nachher, als schon die Minnehöfe untergegangen waren, und nur in der Provence eingeführt war.

Martial d'Auvergne erwähnt in seiner Sammlung mehrere von den Minnenhöfen ausgesprochenen

Strafen. Die vorzüglichſte war wohl die Ausſtoßung aus der Geſellſchaft der Minne, (bannissement du royaume d'amour,) ſo wie die Confiscation einzelner Gegenſtände und bisweilen des geſammten Vermögens. Aber auch körperliche Züchtigungen kommen vor; oder die Verurtheilung zur Tragung einer Schandtafel. So wurde einer Verläumderinn eine ſolche Tafel angehängt mit der Aufſchrift:

En ma vie je ne fus meutriére,
Ne larronesse, ne coustumiére
D'amans blesser et ravaler;
Mais à fin, que mon cas declaire,
J'ai eu la bouche trop legiére.
Gardez vos langues de parler.

Wenn man ſich gegenwärtig darüber wundern würde, daß irgend ein Club oder ſonſtige Geſellſchaften Confiscation und körperliche Züchtigungen verfügen dürften, ſo darf ſolches zu der damaligen Zeit, wo faſt jedem kleinen Gutsbeſitzer ein Strafrecht im ausgedehntem Maße zuſtand, und bei einer Geſellſchaft, die gewöhnlich Herzoge und Fürſten zu ihren Mitgliedern zählte, nicht befremden.

So wie das Ritterthum ſeine eigenen Maximen, nach denen es handelte, oder nach denen die einzelnen Mitglieder eines Ritterordens beurtheilt wurden, in Statuten bewahrte, die man in eine möglichſt frühe Zeit hinaufzuſetzen bemüht war, war auch dieſes bei den Minnehöfen der Fall.

Unter den romantiſchen Sagen der damabligen Zeit über den Urſprung und die Maximen des Ritter-

thums war keine beliebter und am weiteſten verbreitet, als die vom König Artbus und ſeiner Tafelrunde; und ſo leiteten auch die Minnehöfe durch einen an dieſelbe geknüpften Mythus ihr Geſetzbuch der Minne ab.

„Ein brittaniſcher oder bretagniſcher Ritter", ſo lautet dieſer Mithus, „ſuchte Minne bei einer Dame. Sie wollte ihm aber ſolche nicht eher gewähren, als wenn er ihr den Habicht brächte, der in König Artbus Hofe auf einem goldenen Ring ſäße. Der Ritter ſchied von ihr und machte ſich dorthin auf den Weg. Unterwegs gerieth er in einen finſtern Wald. Eine wunderſchöne Dame, auf einem reichgeſchmückten Zelter ſitzend, begegnete ihm. Er grüßte ſie und ſie antwortete: Was du ſuchſt, das kannſt du durch deine Kraft allein nicht gewinnen; es ſey denn, daß dir durch unſere Hülfe Beiſtand gewährt werde.

Da dieſes der Britte hörte, ſo fragte er ſie, ob ſie denn errathen könne, was er ſuche; und ſie ſprach: Als du in Britannien um die Minne einer Dame warbſt, verſprach dieſelbe ſie dir nur auf den Fall, wenn du ihr den Habicht bringen würdeſt, der in König Artbus Hof auf dem goldenen Ringe ſitzt. Wie nun der Ritter ſolches eingeſtehen mußte, ſo ſprach die Dame ferner: Den Habicht, den du ſuchſt, kannſt du nur durch Kampf gewinnen; wenn du ihn aber gewonnen haſt, ſo kannſt du auch die ſchönſten Frauen erhalten, wie irgend einer der an König Artbus Hofe iſt. Dort ſteht ein Pallaſt, darein kannſt du nicht eher treten bis du des Habichts Handſchuh vorzeigſt. Die-

sen Handschuh kannst du aber nur durch einen Kampf mit zwei starken Rittern, erringen."

„Der Britte sprach: Ich gestehe es, daß ich ohne eure Hülfe und Beistand nichts schaffen kann, darum will ich eure Gnaden demüthigst ersuchen, daß ihr mir beisteht, denn ich will lieber sterben, als zurückkehren." —

Die Dame sprach: So sey Dir hiermit verliehen, was du von mir suchest. Und also gab sie ihm der Minne Kuß und reichte ihm ihr Pferd, worauf sie saß, und sprach: Dieses Pferd wird dich an alle Stätten hinbringen, wohin du begehrst. Reite ohne Furcht dahin, und wehre dich tapfer. Das laß dir wohl befohlen seyn, daß du von den zwei ersten, die den Handschuh hüten, wenn du sie besiegt hast, denselben nicht nimmst, sondern ihn selbst von der goldenen Säule des Pallasts herabholst, denn sonst möchtest du in deinem Vorhaben scheitern."

Hierauf legte der Britte seinen Harnisch an, und ritt durch den Wald. Er kam durch enge Stege und Wege zu einem sehr großen und tiefen Wasser, dessen Gestade so hoch war, daß niemand in dasselbe hineintreten konnte. Endlich gelangte er an eine goldene Brücke, die auf beiden Ufern dermaßen befestigt war, daß ihre Mitte von dem Wasser bedeckt war. Vor der Brücke saß ein Ritter von furchtbarer Gestalt. Der Britte grüßte ihn höflich; allein der Ritter dankte nicht auf seinen Gruß, sondern fuhr ihn an: was willst du, Britte, du Ausländer?

Ich will über das Wasser auf der Brücke, antwortete der Britte. Der Brückenhüter sprach: Dann willst du den Tag, den kein Ausländer hier vermeiden mag. Willst du aber umkehren, so gieb mir deinen Harnisch, und ich will dich leben lassen; denn mich dauert deine Einfalt, die dich so thöricht verführet hat. Der Britte sprach: Wohl wäre es dir keine Ehre, gäbe ich dir meinen Harnisch, daß du mit einem Wehrlosen kämpftest. Kämpfe mit dem Gewappneten, denn wenn du mich nicht in Frieden willst über die Brücke ziehen lassen, so räume ich mir den Weg durch das Schwert.

Da solches der Brückenhüter hörte, entbrannte er im Zorn, und sprach: Jugendlicher Thor, du wirst in dieser Einöde sterben und deiner Dame keine neue Mähr heim bringen. Wehe dir, daß du dich selbst in den Tod gegeben hast!

Und er spornte sein Roß gegen den Britten und traf ihn mit dem Schwert gegen den Schild, so daß der Harnisch zerbarst, und der Britte in die Seite verwundet wurde.

Da der junge Britte den Schmerz fühlte, so legte er die Lanze gegen der Brückenhüter ein, durchrannte ihn mit großer Kraft und warf ihn nieder zu Erde, bereitete sich auch, ihm den Kopf abzuhauen. Da bat ihn der Brückenhüter demüthig, daß er ihm das Leben schenken möge. Auf den andern Ufer aber stand ein ungeheurer Riese. Als dieser sah, daß der Brückenhüter von dem Britten niedergestreckt war, und

daß derselbe bereits auf der goldenen Brücke sey, begann er die Brücke dergestalt zu schütteln, daß sie oft tief unter das Wasser versenkt wurde.

Der Britte verließ sich aber auf sein sicheres Pferd, ritt männlich vorwärts und gelangte, oftmals unter das Wasser gesenkt, solcher gestalt nach harter Nöth und Mühe an das andere Ende der Brücke. Da fing er den Riesen und ertränkte ihn.

Nachdem er die erhaltenen Wunden so gut als möglich verbunden hatte, ritt er weiter über schöne Wiesen und Anger, zehn Stadien lang. Darauf gelangte er auf einen blühenden Anger, mit tausend Blumen durchwirkt, und auf demselben Anger stand ein wunderherrlicher Pallast, mit ersinnlicher Pracht und Reichthum aufgeführt. Indessen fand er weder Thor noch Thür zu demselben. Auf dem Anger aber selbst befand sich ein silberner Tisch, und auf demselben allerhand Speisen und Getränke, wie auch Tischtücher und Handtücher von blendender Weiße; daneben eine silberne Krippe, mit Futter und Wasser reichlich angefüllt. Der Britte band das Pferd an die Krippe, umging nochmals den Pallast, um einen Eingang zu finden, und da er solchen nicht sah, so setzte er sich an den Tisch; denn er war sehr hungerig geworden.

Kaum hatte er jedoch etwas genossen, als mit einem Donnerschlag die Thür des Pallasts aufsprang und aus demselben ein Riese hervortrat, der eine schwere kupferne Keule trug, und mit derselben, gleich

als wenn es eine Ähre sey, tändelte. Dieser trat auf ihn zu und schrie ihn an: Wer bist du, der du dich so freventlich zu des Königs Tisch setzest, da du dessen doch nicht würdig bist? Der Britte sprach: Eines Königs Tisch soll für jedermann mit Speise und Trank reichlich gedeckt seyn. Und es ziemt mir wohl, Speisen zu essen, die für Ritter bereit sind, denn ich bin ein Ritter. Doppelt unhöflich ist also dein Verbot und deine Anrede.

Der Pförtner erwiederte: Ist dieses gleich eines Königs Tisch, so darf doch niemand daran essen, als der zum Pallast gehört. Die aber zum Pallast gehören, lassen niemanden zu sich kommen, er streite denn zuvor mit dem Pallastbüter und besiege ihn. Wer in diesem Kampfe unterliegt, der ist des Tisches unwerth und muß mit Schande wieder umkehren. Aber warum bist du hierher gekommen, und was willst du?

Der Britte sprach: Ich suche den Handschuh des Habichts, und will ihn besitzen. Wer ist der Pallastbüter, der es mir wehren will, daß ich nicht fürbaß komme?

Der Pförtner sprach: O dreifacher Thor, was sprichst du für Unsinn! Eher würdest du vom Tode auferstehn, als daß du dein Vorhaben vollbrächtest. Ich bin des Pallasts Hüter, der dich ganz vernichten und dir deinen Sinn wenden wird; denn ich bin so stark, daß zweihundert Britten mir nicht widerstehen können.

Der Britte sprach: Wenn du auch noch so sehr auf deine Stärke pochst, und wenn es sich gleich nicht

ſchickt, daß ein Ritter mit einem bloßen Fußknecht kämpft, ſo begehre ich doch, mit dir zu ſtreiten, damit du erfährſt, daß in Brittanien Leute ſind, die es mit dir aufnehmen mögen. Der Pförtner ſprach: Deine Tapferkeit führt dich in den Tod, denn ſchon habe ich mehr denn tauſend Mann mit meiner Hand erſchlagen. Gehöre ich freilich nicht zu der Ritter Zahl, ſo will ich doch mit dir zu Fuße kämpfen; denn ſchimpflich wäre es für dich, wenn es nach deinem Tode hieße, du ſeyeſt als Ritter zu Roß erſchlagen.

Der Britte ſprach: Fern ſey es, daß ich als Ritter mit dir zu Fuße ſtritte, denn nur ein Fußknecht ſtreitet mit einem Fußknecht. Und nahm ſeine Waffen und Schwert und durchbohrte dem Pförtner den Schild.

Da ergrimmte der Pförtner und zuckte ſeine Keule und zerſchlug den Schild des Britten. Dieſer gerieth in große Noth. Nochmals holte der Pallaſthüter mit ſeiner Keule aus und gedachte den Britten mit dieſem Schlage zu tödten; da ſprang der Britte auf ihn zu und traf ihm das Handgelenk, daß Hand und Keule in das Gras fiel, und wollte ihn erſtechen. Da ſchrie der Pförtner: Welchen unziemlichen Ritter hat Britannien an dir erzeugt, daß du deinen Gefangenen tödten willſt? Willſt du mich leben laſſen, ſo will ich dir beiſtehen in deinem Vorhaben! Der Britte ſprach: Wenn du das thun willſt, Pförtner, ſo ſoll dir dein Leben geſchenkt ſeyn! Da ſprach der

Pförtner: Harre eine kleine Weile, und ich will dir den Handschuh des Habichts bringen.

Da sprach der Britte: O du Weltbetrüger, nun sehe ich, du willst mich betrügen! Wenn du dein Leben behalten willst, so zeige mir die Stätte, wo der Handschuh ist.

Da führte der Pförtner den Britten in das Innere des Pallasts. Hier stand eine schöne goldene Säule, auf der das ganze Gebäu des Pallasts ruhte, und an derselben hing der Handschuh. Den nahm der Britte in seine linke Hand. Und es erscholl ein grosses Gebeul durch den Pallast, als ob der Himmel zerbräche, und ein Geschrei von unsichtbaren Stimmen: der Sieger hat seine Beute mit sich genommen.

Nachdem nun der Britte den Pallast verlassen hatte, so bestieg er wiederum sein Pferd. Fort ritt er durch Lustgefilde und gelangte an einen neuen Pallast, aus lauterm Golde. Seine Länge war sechs hundert, seine Breite zweihundert Ellen. Das Dach und die Außenwände waren von Silber, das Innere von Gold und mit Edelsteinen geziert. Der Pallast enthielt viele Zimmer, und in dem schönsten derselben saß auf goldnem Throne der König Arthus, und um ihn Damen von wunderherrlicher Schöne. Prächtige Ritter umgaben dieselben. Zu Eingang des Pallastes befand sich der goldene Ring, auf welchem der Habicht saß; neben demselben lagen zwei zusammengekettete Hunde.

Ehe man jedoch zu diesem Pallast gelangen konnte, mußte ein sehr starkes Bollwerk überstiegen werden, welches zwölf tapfere Ritter bewachten und niemanden den Eingang verstatteten, wenn er nicht den Handschuh des Habichts vorzeigte, oder sich mit dem Schwert eine Bahn machte.

Der Britte zeigte ihnen den Handschuh, und sie machten ihm Raum. So gelangte er in das Innere des Pallasts und grüßte den König Arthus. Als er nun von den Rittern befragt wurde, warum er gekommen sei, so antwortete er: Um den Habicht mitzunehmen. Worauf einer der Ritter des Hofs (curiae) erwiederte, warum er den Habicht haben wolle. Worauf er sprach: Weil ich eine schönere Dame habe, als irgend einer eurer Ritter.

- Darauf sprach der Ritter: Willst du den Habicht mitnehmen, so mußt du zuvor, deine Behauptung durch den Kampf erweisen.

Und der Britte antwortete: Gern!

Beide setzten sich zu Roß und begaben sich in die Schranken und sprengten mit eingelegten Lanzen gegen einander ein. Als Schilder und Lanzen zersplittert waren, so griffen sie zum Schwerte. Bald wurde der Ritter durch zwei Hiebe des Britten betäubt, der Britte that einen neuen Anlauf und stürzte ihm vom Pferde. Hierauf ergriff er den Habicht und die beiden Hunde. Bei dieser Gelegenheit sah er, daß ein beschriebenes Blatt an einem goldenen Kettchen von dem Ringe herabhing. Und als er um dessen

Bedeutung fragte, erhielt er folgenden Bescheid: Auf diesem Blatte stehen die Gebote der Minne geschrieben, die der König der Minne an alle Minnenden erlassen hat. Du mußt sie mit dir nehmen und bekannt machen, wenn du den Habicht friedlich nach Hause nehmen willst.

Als nun der Britte von des König Artbus Hofe freundlichen Abschied genommen, begegnete er der Dame an derselben Stelle des Waldes wieder, wo er sie verlassen hatte. Sie empfing ihn voller Freuden über seinen Sieg und gab ihm die Erlaubniß, nach Britannien heimzukehren. Dieses sind nun die Gebote der Minne, welche auf jenem Blatte verzeichnet waren . . . . . Diese Gebote nahm der erwähnte Britte mit sich und brachte sie, nach dem Befehle des Königs der Minne, seiner Geliebten, für die er so harten Kampf erduldet, als er ihr den Habicht übergab. Sie aber, ihres Ritters Treue erwägend, schenkte ihm Gegenliebe.

Und nachdem sie einen Hof von Damen und Rittern zusammenberufen, machte sie die Gebote der Minne bekannt, und befahl sämmtlichen Liebenden, sich nach dem Willen des Königs der Minne streng nach ihnen zu richten. Einstimmig nahm der Hof diese Gebote an, und versprach solche auf ewige Zeiten zu halten. Die einzelnen zusammenberufenen Mitglieder aber, nahmen eine Abschrift von diesen Geboten, und eröffneten sie allen Liebenden in den verschiedenen Gegenden der Welt."

So weit dieser Mythus. Das in demselben erhaltene Gesetzbuch der Minne, nach welchem sich alle Minnehöfe richteten, wie aus den Entscheidungsgründen einzelner ihrer Aussprüche erhellt, lautet nun folgendermaßen:

1. Ehe ist keine rechtmäßige Entschuldigung gegen Minne.
2. Wer *nicht verhehlen kann, kann nicht minnen.*
3. Niemand darf zu gleicher Zeit sich mit zweifacher Minne befassen.
4. Zu jeder Zeit wächst oder schwindet Minne.
5. Jade ist, was der Minnende von dem Gegenstande seiner Minne wider dessen Einwilligung erhält.
6. Vor mannbarem Alter darf keine Mannsperson zum Dienst der Minne gelassen werden.
7. Der Überlebende muß sich zwei Jahre lang, von dem Tode des Verstorbenen an gerechnet, einem neuen Minnedienste versagen.
8. Niemand darf ohne Grund seines Gegenstandes der Minne beraubt werden.
9. Niemand kann gezwungen minnen.
10. Geiz ist der Minne fremd.
11. Niemand darf denjenigen minnen, welchen zu heirathen er schimpflich fände.
12. Ein ächter Minnender darf keine Gunst vor andern wünschen, als nur von dem Gegenstand seiner Minne.

13. Aufgeschwätzte Minne hat keinen Bestand.

14. Leicht gewährte Minne wird bald verachtet, erschwerte beständig theuer.

15. Bei dem Anblick des Gegenstandes seiner Minne erblaßt der Minnende.

16. Erblickt er ihn plötzlich, so klopft sein Herz.

17. Neue Minne vertreibt die alte.

18. Rechtschaffenheit allein macht die Minne würdig.

19. Wenn die Minne sinkt, so erlischt sie bald und kommt selten wieder.

20. Der Minnende ist immer ängstlich.

21. Minne wächst durch wahre Eifersucht.

22. Eifersucht und Minne wachsen, wenn man auf den Gegenstand seiner Minne argwöhnisch ist.

23. Wer von der Minne gequält wird, ißt und schläft wenig.

24. Der Gedanke an den Gegenstand seiner Minne schwebt dem Minnenden bei allen seinen Handlungen vor.

25. Der ächte Minnende kennt keine größere Seligkeit, als dem Gegenstande seiner Minne zu gefallen.

26. Minne kann der Minne nichts abschlagen.

27. Minne kann durch Minne nicht gesättigt werden.

28. Geringer Argwohn erregt Zweifel an dem Gegenstand der Minne.

29. Wer auf Unkeuschheit und Wollust denkt, kann nicht minnen.

30. Der ächte Minnende beschäftigt sich ohne Unterlaß mit dem Gegenstande seiner Minne.

31. Eine Dame kann Gegenstand der Minne zweier Ritter seyn, ein Ritter der Gegenstand der Minne zweier Damen.

Aus den Entscheidungen der Minnehöfe, ergiebt sich, daß dieses Gesetzbuch von denselben befolgt wurde. Man kann aus ihnen ersehen, daß sich eine Parthei einmal auf den Art. 7. wegen der zweijährigen Enthaltung vom Minnedienst, bezog; daß die Gräfinn von Champagne ihren Ausspruch vom Jahre 1174 auf den Art. 1. daß Ehe die Minne nicht ausschließe, stützte; daß in einem andern Ausspruche dieselbe Gräfinn den Art 2. als Entscheidungsgrund namentlich anführt; daß endlich die Gräfinn von Flandern sich auf den Art 29. bezieht.

Die erste Quelle, aus welcher wir noch einige Entscheidungen der Minnehöfe schöpfen können, sind die Werke der Troubadours. In den meisten Fällen enthalten sie jedoch nur bloße Anspielungen, und nicht die Aussprüche selbst.

Raynouard, der glückliche Sammler der Poesien der Troubadours, erwähnt einer Tenson, die er handschriftlich besitzt, und in welcher Giraud und Peyronet über die Fragen streiten: Wer am meisten geliebt werde, ob die gegenwärtige, oder ob die abwesende Geliebte? Ferner wer am meisten zur Liebe reize, ob die Augen oder das Herz?

Und Nostradamus besagt, daß die Entscheidung den Minnehöfen von Pierrefeu und von Signe übertragen worden sey, ohne daß er jedoch des Ausspruchs selbst gedenkt.

Nostradamus, der gleichfalls aus den Werken der Troubadours schöpfte, erwähnt einer andern Tenson, die zwischen Raimond de Miraval und Bertrand d'Allanon über die Frage Statt fand: Welche die edlere Nation und bessere wäre, ob die Lombarden oder die Provencalen? und fügt hinzu, daß die Entscheidung hierüber gleichfalls demselben Minnehofe zugetheilt worden sey, und dieser durch ein besonders Arret den provencalischen Dichtern den Preis zugesprochen habe.

Gleichfalls gibt Raynouard aus dem handschriftlichen Werke eines Troubadours, das Beispiel einer schiedsrichterlichen Entscheidung, welche ein Mitglied eines Minnehofs abgegeben hat.

Der Troubadour Wilhelm de Bergdan ersuchte dieses, um über ein Streit zu erkennen, den er mit seiner Geliebten hatte, indem sich beide bereit erklärten, sich dessen Ausspruche unterwerfen zu wollen.

Der Troubadour nämlich hatte dieses Fräulein schon geliebt, als es noch in zarter Kindheit war. Wie es aber aufgeblüht war, erklärte er seine Liebe, und sie versprach einen Kuß, wenn der Sänger sie besuchen würde. Nachmals aber verweigerte sie die Erfüllung ihres Versprechens unter dem Vorwande, sie

habe, als sie dasselbe gethan, die Folgen noch nicht gekannt.

Der Schiedsrichter entschied endlich, daß das Fräulein der Discretion des Troubadours zu überlassen sey, daß er nämlich das Recht haben solle, ihr einen Kuß zu rauben, denselben ihr aber sofort zurückgeben müsse.'

Daß das oben mitgetheilte Erkenntniß eines Minnehofs zu Gunsten des Cabestaing gleichfalls aus dem Werke einer Troubadours entlehnt sey, ist mehr als wahrscheinlich.

Und endlich scheint auch ein ähnliches hierher zu gehören, dessen Rolland gedenkt, in welchem die handelnden Personen des Minnehofs selbst, als Vögel bezeichnet über einen Streit des Fols und Blanchiflos entscheiden, und das aus einer Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts, die in der Abtei St. Germain des Prés aufbewahrt war, entnommen ist. Erwähnt doch selbst das Werk des Andreas Capellanus an einer Stelle der Isotta, Blanciflos und Phenice.

Das dem Andreas Capellanus beigelegte Werk enthält wenigstens in dem Umfange, wie wir solches besitzen, eine sehr reiche Sammlung von Entscheidungen der Minnehöfe. Nämlich eine eines nicht näher bezeichneten Minnehofs; eine des Minnehofs der Ermengarde (Mingarda Narbonensis, Mengarda) von Narbonne; sechs des Minnehofs der Königinn Eleonore, (Angeliae regina Alinaria, in der Dortmunder Ausgabe verderbt, regina Almonia); neun

der Gräfinn von Champagne, (comitissa Campaniae;) und endlich zwei der Gräfinn von Flandern, (comitissa Flandrensis).

Ganz vorzüglich wichtig sind diese Entscheidungen um deshalb, weil sie in die höchste Blüthe der Minnehöfe fallen und durch keine modernisirende Hand verunstaltet sind. Selbst in diplomatischer Hinsicht läßt sich an ihrer Ächtheit nicht zweifeln. Martial d'Auvergne hat eine Sammlung von ein und fünfzig Entscheidungen herausgegeben, die höchst unwürdig sind. Wahrscheinlich sind es die Aussprüche des letzten Minnehofs zu Paris, der unter König Karl VI. abgehalten wurde. Man zweifelt zwar an ihrer Authenticität; indessen wird man darthun können, daß sie wirklich ächt sind, wenn gleich die Form derselben, diplomatisch genau genommen, einigermaßen verdächtig bleibt.

Unächt ist dagegen der Anhang der meisten Ausgaben dieser Sammlung, namentlich die 52. und 55. Entscheidung, das Reglement über die Masken, so wie die Nachahmungen und Erfindungen späterer französischer Dichter.

Um das Wesen und den Charakter der uns aufbewahrten Entscheidungen der Minnehöfe im allgemeinen kennen zu lernen: ist es nothwendig, über die Minne selbst, deren Dienst sich die damalige Zeit widmet, einige Bemerkungen vorauszuschicken.

Wenn die Liebe als Neigung oder Leidenschaft ein heiliges Geheimniß des Herzens zu bleiben bestimmt

iſt, und überall nie ein Gegenſtand der öffentlichen Ausſtellung ſeyn kann; ſo liegt hierin der unterſcheidende Charakter zwiſchen Liebe an ſich, und der in ein förmliches Syſtem gebrachten öffentlich ausgeübten Liebeskunſt der damaligen Zeit, welche man deshalb mit dem eigenthümlichen Nahmen der Minne, oder der Minnekunſt bezeichnen darf.

Sitte war es im Rittertbume, daß jeder eine Dame ſeines Herzens erwählen mußte; Sitte, daß dieſelbe als Idol vergöttert und als ein Geſtirn betrachtet werden mußte, das zu allen ritterlichen Handlungen leuchten, auf das ſich alle jene Handlungen beziehen ſollten; Sitte endlich, daß ſich das ganze Ritterthum beſtrebte, den Damen die erſinnlichſte Galanterie zu erweiſen und ſie zu gebornen Richterinnen ritterlicher Thaten zu erheben. Zwar war bei dieſer Verehrung der Damen, im Einzelnen, innige Neigung und Liebe nicht ausgeſchloſſen; im Ganzen aber bedurfte es derſelben nicht, und vielleicht waren die meiſten der Verbindungen, welche ſolchergeſtalt zwiſchen Rittern und Damen eingegangen wurden, nichts als Huldigungen, welche nur allein der Eitelkeit einen Genuß verſchafften und im weſentlichen keine wahren Liebesverſtändniſſe vorausſetzten. Alle Betheurungen von gänzlicher Ergebenheit, alle dieſe inbrünſtig ſcheinenden Gelübde, alle dieſe Aufopferungen, deren die Annalen des Rittertbums voll ſind, waren weiter nichts als ein eitles Gepränge, lediglich beſtimmt, um Triumphe zu feiern, die der wahren innigen Liebe fremd

waren, und um die Pflichten der Galanterie zu erfüllen, die den Rittern vorgeschrieben waren. Hieraus erkläret es sich denn, warum man sich nicht scheuete, mit dergleichen Huldigungen öffentlich aufzutreten und zu prunken; warum ein so vollendeter Codex der Galanterie entstehen konnte, wie ihn das damalige Ritterthum kannte, und warum endlich die Regeln desselben oft auf eben so pedantische als spitzfindige Bestimmungen hinausliefen, die nur zu oft an die Spitzfindigkeiten der scholastischen Philosophie erinnern. Hieraus ergiebt es sich gleichfalls, wie es möglich seyn konnte, daß sich die Minnehöfe auf eine ernsthafte Weise mit Entscheidungen von Fragen beschäftigen konnten, die damals freilich von Erheblichkeit und Wichtigkeit für die Erhaltung jenes Systems der Galanterie und der Ordnung in den Rittergesellschaften seyn konnten, uns aber, die wir uns in jene Zeit nicht vollkommen hineindenken können, als im höchsten Grade läppisch und als bloße fade Tändeleien erscheinen.

Daß die Minnekunst aber nicht wesentlich mit wahrer Liebe verbunden, sondern im Grunde nichts als ein System der Galanterie gegen die Damen war, diese Wahrheit wirft nun auch ein neues Licht auf die Regeln derselben, und auf die Entscheidungen der Minnehöfe selbst.

Nicht mehr unmoralisch erscheinen nun diese Regeln, in sofern sie auch Minne mit bereits verheiratheten Personen gestatten, also Verbindungen, die

unter andern Rücksichten eben so unsittlich als empörend gewesen wären; in sofern sie ferner erlauben, daß sich zwei Ritter gegen eine Dame, und zwei Damen gegen einen Ritter zum Minnedienst verpflichten konnten; in sofern sie endlich vorschreiben, daß eine neue Minne die ältere aufhebe, und dergleichen mehr.

Und was die Entscheidungen der Minnehöfe selbst anbetrifft, so erklärt es sich nunmehr, warum alle die größte Züchtigkeit athmen, und warum in ihnen nie Gegenstände abgehandelt sind, welche nur einigermaßen ein keusches Ohr beleidigen könnten, obgleich die Gelegenheit hierzu nahe genug lag. Denn der Minnedienst bezielte wesentlich nie körperlichen Genuß, da die Gesetze der Minne solchen ausdrücklich für unwürdig und schändlich erklärten; er war gewissermaßen in der Regel ein übertriebener in conventionelle Formen eingepreßter Platonismus, dessen höchste Belohnung ein Pfand der Treue, ein Lobspruch oder ein Kuß war. Ausnahmen mochten freilich wohl statt finden.

Der eigenthümliche Charakter aller uns aufbehaltenen Aussprüche der Minnehöfe läßt sich also darein setzen, daß bei höchster Züchtigkeit bald eine feine Galanterie, bald aber eine nach unserm Geschmacke fade Tändelei, bald endlich eine spitzfindige scholastische, oft gar pedantisch abentheuerliche Grübelei in ihnen vorwaltet.

Gerade dasselbe Princip, welches die Minnehöfe geschaffen hatte, mußte auch durch seinen eigenen Untergang den der Minnehöfe nach sich ziehen. Läßt sich

dieſer Zeitpunct auch nicht ganz genau beſtimmen, ſo läßt ſich dennoch mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß er in das Ende des vierzehnten Jahrhunderts fiel. Durch die Einführung eines ſtehenden organiſirten Heers, welche ſchon unter Carl VII. begann, ſank das alte Ritterthum, und um dieſelbe Zeit verſchwanden auch die Troubadours. Beides mußte den Verfall und den Untergang der Minnehöfe nach ſich ziehen.

Einzelne Verſuche, ſie in das Leben zurückzurufen, ſind in ſpäterer Zeit gemacht worden; ſie konnten aber keine dauernde Folgen haben, da der Geiſt der Minnehöfe entwichen war.

So verſuchte es in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts König Renè von Sicilien, als er nach Niederlegung ſeiner Krone ſich nach ſeiner Grafſchaft Provence zurückzog. Er ernannte einen Prince d'amour, dem er andere Beamten zugeſellte, um in allen den Fällen zu entſcheiden, welche ſonſt vor den Minnehof gehört hatten. Um dieſelben zu beſolden, führte er eine eigene Abgabe, unter den Nahmen des Droit de pelote ein, welche alle diejenigen zu bezahlen hatte, die entweder zur zweiten Heirath ſchritten, oder ſich mit Auswärtigen verehlichten. Jedesmahl am Fronleichnahmstage hielten dieſe Beamten einen höchſt prächtigen und feierlichen Umzug. Wegen der beträchtlichen Koſten, die dieſer Umzug machte, und welche der Adel tragen mußte, wurde auf Anſuchen deſſelben durch ein Edict vom 28. Juni 1568 die Stelle des Prince d'amour aufgehoben; aber

noch immer dauerte das **Droit de pelote**, und die Ernennung eines **Lieutenant du Prince d'amour**, der aus dem höhern Bürgerstande, namentlich dem Advocatenstande, durch den Magistrat zu Aix erwählt wurde, fort. Im Jahre 1791 wurden aber auch die letzten Spuren dieses Institutes aufgehoben.

Ein anderes merkwürdiges Beispiel, eine Erneuerung des Minnehofs zu Paris, liefert uns der Cardinal Richelieu, welcher zu Ruel eine Streitfrage, die im Hotel de Rambouillet entstanden war, nämlich, ob ein wahrer Liebhaber mehr mit seiner Liebe, oder mit den Empfindungen, die er einflöße, beschäftigt seyn sollte, durch eine besonders zu diesem Zwecke berufene Versammlung entscheiden ließ. Das bekannte Fräulein von Scudery vertrat bei derselben die Stelle eines Generaladvocaten; Präsidentinn war die Prinzessinn Marie von der Pfalz, nachmahls Königin von Pohlen, verschiedene andere Damen vom höchsten Rang bekleideten die Stellen von Beisitzerinnen, und unter diesen befand sich auch Anna von Gonzaga, die Schwester der oberwähnten Marie. Ihr haben wir die Nachricht von diesem Minnehofe zu verdanken.

Des Abts von Ottobeuren Stiftungsurkunde einer Buchdruckerey.

Leonard, von Gottesgnaden, Abt von Ottobeuren, den Nachkömmlingen desselben Klosters unsern Gruß. Man erzählt, Plato der Philosophen-Fürst, sey seinen Zöglingen öfters zu sagen gewohnt gewesen: Ziehet Arbeit dem Müssiggang vor, wenn ihr nicht etwa wähnet, daß Rost den Glanz übertreffe. Wie gedeihlig den Sterblichen die Arbeit, und wie schädlich der Müssiggang sey, hat der nehmliche Plato bezeigt, wenn er sagt: was ist des Körpers Gestalt? Wird er nicht durch Müssiggang und Trägheit verwüstet? durch Übung aber und Bewegung frisch erhalten? — Auch die Gestalt der Seele wird durch Wissenschaft gebildet, sie wird durch Zucht, und Lehre genährt, und vervollkommet. Durch Müssiggang und Trägheit gewinnt sie keine Lehre, und vergißt das Erkennte. Gut ist daher die regsame Thätigkeit für Seele und Leib, träge Ruhe das Gegentheil. Was die Erhei-

terungen, und das ſtille Leben betrifft, behaupte ich ebenfalls, daß die Ruhe zur Faulniß und zum Verderben führt, das Entgegengeſetzte die Erhaltung befördert. Darum hat unſer Heil. Vater Benedict den Müſſiggang verwünſcht, und geſagt: Der Müſſiggang iſt der Seele Feind, deßhalb ſollen die Brüder zur beſtimmten Zeit der Handarbeit, zu gewiſſen Stunden wieder den göttlichen Wiſſenſchaften obliegen. Entſchloſſen demnach, dieſe tödtliche Peſt aus meiner Heerde zu vertilgen, habe ich mit großen Koſten zuſammengekauft, was zum Bücherdruck nöthig ſchien, damit meine Brüder nicht mit gemeiner, ſondern mit edler und nützlicher Arbeit ſich beſchäftigen.

Es ſoll von uns, nach des Erlöſers Ausſpruch, Speiſe bereitet werden, die nicht in Verweſung übergeht. Ich kenne aber nichts, das bei dem Unbeſtand menſchlicher Dinge unvergänglicher wäre, als Wiſſenſchaft. Eben ſo iſt für den Ordensmann nach verrichtetem Pſalmengeſang, nach inbrünſtigem Gebeth zu Gott, und nach tiefſinnigen Betrachtungen nichts ſtandesmäßiger als in göttlichen, und andern Schriften, den Zeugen unſers Glaubens zu forſchen. Weil aber der Geiſt, wegen Schwäche der Kraft, in tiefen Forſchungen nicht unabläſſig auszubarren vermag, muß er, wie der Bogen, auf das er nicht breche abgeſpannet werden. Damit aber der abgeſpannte Geiſt nicht in Unthätigkeit, den Zunder alles Übels, verſinke, ſo muß der Körper nothwendig angemeſſene

Bewegung erhalten. Und weil gemeiniglich Kloſtergeiſtliche mit der Feder ſich zu beſchäftigen pflegen, und dieſe Arbeit als die eigenthümliche ſie gewählet haben, ſo erachte ich nützlich, daß meine Brüder den auswärtigen gleich, und zwar anhaltender arbeiten ſollen. Denn wer ſchreibt, der vollendet mit großem Zeitaufwand endlich nur ein kleines Werk, deſſen Gebrauch nur einem dient. Wer aber Bücher druckt, der verfertigt mit gleicher Leichtigkeit, und Kürze der Zeit nicht nur einen Coder, ſondern viele Bände, die einer groſſen Zahl von Leſern nützlich ſind. Auch erachte ich nicht, daß der Drucker des Schreibers Lohn nicht theile, ſondern ich glaube vielmehr, daß er ihn reichlicher einernte. Welchen Lohn aber die Schriftſteller empfangen, erzählt ſehr ſchön Johann Gerſon in ſeinem Werkchen von den Schriftſtellern.

Das erſte Werk aber, welches ich drucken laſſe, mußte mir Alcuins Schrift von der Heil. Dreifaltigkeit ſeyn, theils wegen des Verfaſſers, der ein Mönch, und St. Benedicts-Ordensmann iſt, theils um des Werkes ſelbſt willen, weil ich von Jugend auf die heil. Dreifaltigkeit mit beſonderer Andacht verehre. Ich beſchwöre alſo nur Euch, ihr Nachkömmlinge, und treueſten Zöglinge dieſes edlen Stiftes, daß ihr dieſe Buchdruckerei nicht laſſe zu Grunde gehen, ſondern dieſelbe vielmehr mit männlichem Muth und Eifer erhalten, befördern und vergröſſern helft. Alsdann wird Euch

im Innern Eures Hauses rühmliche Arbeit, von Außen Ehre, und große Achtung in keinem Jahrhunderte fehlen.

Gegeben in unserm Kloster Ottobeuren, den ersten des Herbstmonat im Jahre des Heils eintausend Fünfhundert und Neun, unserer Prätur im Zweiten.

Geſchichte der Rechenkunſt.

Rechenkunſt iſt eine Wiſſenſchaft von den Zahlen und ihren Eigenſchaften. Nach einer Stelle des Plato wußten die Lacedemonier kaum zu zählen. Strabo II. ſagt: die Völkerſchaften Albaniens hätten nicht über 100 hinaus zählen können. Die meiſten amerikaniſchen Völker geben jede große Zahl als unermeßlich an. Die einfachen Zahlen der Eskimos reichen nur bis 6, die zuſammengeſetzten nur bis 21. Nach Condamine rélation de la riviére des Amazones p. 67. können die Yameo's nicht mehr als 3 zählen. Die rohen Ureinwohner Braſiliens müſſen größere Zahlen als 3 mit portugieſiſchen Worten ausdrücken. - Man vermuthet, die Menſchen hätten das Rechnen durch die Abwechslung der Tage gelernt, und ſich zum Zählen der Finger bedient. Das letztere thun noch viele Amerikaner. Alle geſittete Völker ſtimmten von jeher darin überein, daß ſie nach einer Stufen-Leiter von Zehnern zählten. Nur ein thraziſches Volk machte hiervon eine Ausnahme.

Arist. Probl. I. Sect. 15. Um aber bei größeren Zahlen dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, bediente man sich der Steine und anderer kleinen Körper, daher die Worte ψηφος ψηφιζειν, bei den Griechen, und Calculus bei den Römern. Die Größe, Figur, Farbe und andere Verschiedenheiten solcher Steine drückten verschiedene Einheiten von kleineren oder größeren Zahlen aus, wie z. E. die Marken am Spieltische. Zwei Ausdrücke waren anfangs für die Zahlen armer Völkerschaften hinreichend. Aber man erfand auch sehr bald Zeichen und zwar vermuthlich noch vor der Hieroglyphenschrift. Nach Diod. I. 57. Strabo XVI.

Nach Tacit. Annal. II. waren solche Zahlzeichen auf den Obelisken. Diese bestanden theils aus perpendiculären, theils aus horizontalen Linien. Bei den Peruanern ersetzten ehemals, und noch jetzt bei den Inida-Negern, die Quipo's, und bei den Mericanern die Hieroglyphen die Zahlzeichen. Franz Leitfaden. S. 64. §. 25.

Einige haben die Erfindung der Rechenkunst den Hebräern zugeschrieben, weil schon in den Sagen vor der Sündfluth numerirte Zahlen vorkommen; auch versichert Josephus, daß Abraham die Egyptier darin unterrichtet habe, welches jedoch keinen Glauben verdient. Josephi Antiquit. Iud. I. Am gewöhnlichsten schreibt man ihre Erfindung den Phöniziern zu, als der ersten bekannten Nation, die einen bedeutenden Handel führte, und glaubt; daß sie solche zum Be-

auf ihrer Handlung erfunden hätten. Auch die Kunſt, Rechnungen zu machen, ſollen ſie zuerſt erfunden haben. Strabo Geograph. Lib. XVII. p. I. 1136. Jamblichus in vita Pythagorae, c. 29. Phönir ſoll ſeine Arithmetik in ihrer Sprache geſchrieben haben. Auch den Egyptiern hat man die Erfindung der Rechenkunſt zuſchreiben wollen, weil Aristoteles (Met. I. 1.) behauptet, daß die mathematiſchen Wiſſenſchaften zuerſt bei ihnen in Flor geweſen wären, worin ihm auch Plato beiſtimmt. Plato in Phaedr. p. 1240. A. Die Egyptier hielten den Hermes Trismegiſtus für den Erfinder dieſer Kunſt, (J. A. Fabricii Allgem. Hiſt. d. Gelehrſ. 1752. 2 B. S. 69.) und rechneten mit Steinchen die ſie von der Rechten zur Linken ſtellten. Herodot. II. N. 36. Moſes ſoll auch die Rechenkunſt von den Egyptiern erlernt haben. Philo Jud. Lib. I. de vita Mosis.

Die Hebräer, Griechen, Römer und die alten Völker überhaupt bedienten ſich der Buchſtaben, um ihre Zahlen auszudrücken; daher ihnen das Rechnen beſchwerlicher wurde, als uns.

Die Sage, daß Palamedes bei den Griechen die Rechenkunſt erfunden habe, verwirft Plato. Plato de rep. Lib. VII. p. 697. E. Die Griechen pflegten auch mit Steinchen zu rechnen, die ſie von der Linken zur Rechten ſtellten. Sie bedienten ſich zuerſt der 6 Anfangsbuchſtaben griechiſcher Zahlwörter, bald aber der 24 Buchſtaben ihres Alphabets zu welchen ſie 3 phöniziſche Buchſtaben das bau oder vav,

koppa und saupi, annahmen, welche letzteren 6, 90, und 900 für sich ausdrückten, und durch verschiedene Combinationen mit den griechischen Buchstaben zur Stufenleiter des Zählens bis 1000 dienten. Die Versetzung des Accents unter die griechischen Buchstaben drückte Einheiten, Zehner, Hunderter und Tausende aus. Diese Rechnungsart erhielt sich am längsten bei den Athenern. Franz Leitfad. S. 126. Richtiger ist, daß Thales, der im VII. Jahrhundert vor Christi Geb. lebte, und Pythagoras, der 590 Jahre vor Ch. G. Epoche machte und ein Schüler des Thales und Pherecydes war, die Rechenkunst zu den Griechen brachten. Pythagoras hatte sie von den Egyptern erlernt, er erfand aber selbst neue Regeln darin; ihm verdankt man auch das Einmaleins oder den abacum Pytagoricum, er brachte die Rechenkunst in die Form einer Wissenschaft, und schrieb selbst eine Arithmetik. J. A. Fabric. 1752. 1 B. S. 452. Unter der Tetraktys des Pythagoras verstehen Einige seine besondere Art zu rechnen, Andere die damals bekannten vier Theile der Mathematik, nämlich die Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, Fabricii allg. Hist. der Gelehrs. 1752. 1 B. S. 452. Die Pythagorische Schule machte sich zwar besonders um die Rechenkunst verdient, aber nicht ohne ihre eigenen mystischen Zusätze. Die Arithmetik der Pythagorischen Philosophen betraf die Eigenschaften und Verhältnisse der Zahlen, die vollkommenen und unvollkommenen, die Polygonal- und Pyrami-

halzahlen, in welchen ſie viele Geheimniſſe ſuchten und ſie für das höchſte Gut erklärten. Diog. Laërt. in vita Pythag. Lib. VIII. §. 9.

Die erſte Hiſtorie der Rechenkunſt ſchrieb Theophraſtus von Eresus, ein Schüler des Ariſtoteles; ſeine Schriften ſind aber verloren gegangen. Nach ihm iſt Pappus von Alexandrien der älteſte. Fabric. allg. Hiſt. d. Gelehrſ. 2 B. S. 451. 2 B. S. 196. Des Euklides arithmetiſche Bücher, welches das 7te, 8te, und 9te ſeiner Elemente ſind, enthalten blos allgemeine Sätze von den Zahlen, beſonders von den Primzahlen und zuſammengeſetzten, von den geraden und ungeraden und von den Proportional-Zahlen. Euklides lebte 272 Jahre vor Ch. G. Nikomachus und Diophantus verbeſſerten die Rechenkunſt. Diophantus von Alexandrien ſchrieb 13 Bücher von der Rechenkunſt, wovon noch 6 und 1 Buch de numeris multangulis übrig ſind; er löſte darin arithmetiſche Aufgaben auf, aber ohne ſie zu demonſtriren; er lebte 360 Jahre nach Ch. G.

Die Römer hielten die Minerva für die Erfinderinn der Kunſt zu zählen und Merkur ſoll die Verhältniſſe der Zahlen erfunden haben. Sie gebrauchten ſieben Hieroglyphen der Finger, die in der Folge ſieben großen lateiniſchen Buchſtaben ähnlich wurden. Franz. Leitf. S. 127. — Diodor. Sic. Bibl. Hist. Lib. I. p. 15. 16. Edit. Rhodomanni. — Man hält dafür, daß die Arithmetik des Terentius Varro bei den Lateinern die erſte geweſen

ſey, ſie ſoll noch ungedruckt in einer römiſchen Bibliothek liegen. Sonach wäre dann die Rechenkunſt des Apulejus von Madaura, eines Platonikers, nicht die erſte Arithmetik bei den Römern, wofür ſie einige halten. Fabricii allg. Gel. Hiſt. 1752. 2. B. S. 329.

Unſere jetzige Arithmetik will man von den Indianern herleiten, wofür man folgende Beweiſe anführt: 1) Sehr viele arabiſche Handſchriften haben den Titel, daß ſie von der indianiſchen Rechnungs-Art handeln. 2) Alſephadi in ſeiner Auslegung eines berühmten arabiſchen Gedichts des Tograi, ſagt: die Indianer rühmten ſich dreier Dinge, eines Fabelbuches ihrer Rechnungsart, und des Schachſpiels. Aber Nagel aus dem 13. Jahrhundert behauptet eben dieſes. 3) Der Mönch Planudes aus dem 13. Jahrh. redet auch von der indianiſchen Rechenkunſt, von den neuen indianiſchen Characteren, und die Null nennt er τζίφρα, welches von Tzephera, vacuus inanis fuit, herkommt. Da die Indianer faſt gar keine fremden Gebräuche anzunehmen pflegen, ſo kann unſere Arithmethik wohl von ihnen zu den Arabern und andern morgenländiſchen Völkern, die mit den Griechen Verkehr hatten, gekommen ſeyn, daher die Griechen dieſelbe von ihnen erlernten.

Die Araber ſetzten die Rechenkunſt in beſſern Stand, man ſchreibt ihnen die Erfindung der decadiſchen Rechenkunſt oder das Multipliziren mit 10 zu; allein es finden ſich ſchon in des Archimedes Sandrechnung Spuren dieſer Rechenkunſt. Die jetzige Re-

chenkunſt brachte der Franzoſe Gerbert, oder der nachherige Papſt Sylveſter II. um 960 oder 970 von den Sarazenen aus Arabien nach Europa. Nachricht von Leben und Erfindungen der berühmteſten Mathematiker; 1788. 1. Th. S. 112. Andere ſchreiben aber dieſes Verdienſt erſt dem Leonhard Fibonacci oder dem Leonhard von Piſa zu, der die Rechenkunſt und die Arithmeticam ſpeciosam, d. i. den Gebrauch der Buchſtaben zum Rechnen, zu Bugie in Afrika von den Arabern lernte und dieſe Wiſſenſchaften mit dem Ende des XII. Jahrhunderts nach Europa brachte. Franziscus Vieta von Fontenay in Baspoitou hat die Rechenkunſt mit Buchſtaben um 1560 erweitert und mehr ausgebildet. Harriot brachte ſie nachher zu noch größerer Vollkommenheit. Die kleinen arabiſchen Ziffern oder die jetzigen Zahlen ſind etwa ſeit 1250 in Gebrauch gekommen. J. A. Fabricii allg. Hiſt. der Gelehrſ. 1752 1. B. S. 448. Einige halten dieſe Ziffern für verdorbene griechiſche Buchſtaben; Andere aber glauben, daß wir ſie von den Spaniern, die Spanier von den Arabern, die Araber von den Perſern oder Indianern bekommen hätten. Stolle Hiſt. der Gelahrtheit. Jena, 1724. S. 303.

Im Anfange des 14. Jahrhunderts ſchrieb der Mönch Barlaam eine Arithmetik, worin alle Operationen der praktiſchen Rechenkunſt ſorgfältig demonſtrirt ſind. Im 15. Jahrhundert machte Johann Regiomontanus durch ſeine Berechnung der Sinus, die

er auf den Halbmeſſer von 10,000,000 ſetzte, die Mathematiker zuerſt auf die Vortheile des Decimalſyſtems aufmerkſam. Im Jahre 1494 gab Lucas Paciolus oder de Vourgo Sancti Sepulchri zu Venedig ſeine Arithmetik heraus, in welcher zuerſt alle Operationen der Arithmetik auf 7 gebracht ſind. Er eröffnete dadurch den Franzoſen zuerſt den Weg zur Rechenkunſt, welches hernach auch der Franzoſe Stephan von Villefranche that. Bayle hiſtoriſch-kritiſches Wörterbuch IV. 330. a. Im 16ten Jahrhundert ſchrieb Wilhelm Budäus eine Arithmetik in Verſen. Dieſer Gelehrte ſtarb 1550, aber ſein Buch kam erſt 1631 heraus. Michael Stiefel gab ſeine Arithmetik 1544 heraus.

Die welſche Praktik ſollen die Italiener, beſonders die Venetianer und vorzüglich Rudolf im 16. Jahrhundert erfunden oder doch zuerſt recht ins Licht geſetzt haben. Reccards Lehrbuch der berliniſchen Realſchulen 1783 2. Abth. S. 339. J. A. Fabricii allg. Hiſt. der Gelehrſ. 1754. 3. B. S. 352. Die zehntheiligen Brüche hat Simon Stevin aus Brügge in Flandern, der 1633 ſtarb, zuerſt in die Rechenkunſt eingeführt. Nachrichten von dem Leben und Erfind. berühmter Mathematiker. 1788. 1. Th. S. 255.

Die Rechnung des Unendlichen, oder die Kunſt unendliche Reihen von Brüchen zu ſummiren oder ihr Verhältniß zu andern zu finden, hat der Engländer Johann Wallis erfunden und 1665 bekannt gemacht. J. A. Fabricii allg. Hiſt. der Gelehrſ. 1752. 1. B.

S. 450. Ismael Bulliald bildete diese Rechnungsart 1682 noch mehr aus, worin ihm Prestel, aber am glücklichsten Leibniz durch die Erfindung der Differential- und Integral-Rechnung nachfolgten.

Die binarische oder dyadische Rechenkunst, oder die Wissenschaft, alle Zahlen mit 1 und 0 auszudrücken, und damit die gewöhnlichen Rechnungsarten zu verrichten, erfand Gottfried Wilhelm von Leibniz, geboren zu Leipzig 1646 und legte dieselbe im Jahr 1702 der Akademie zu Paris vor. Nachrichten von dem Leben und den Erfind. berühmter Mathematiker 1788 1. Thl. S. 182. Memoires de l'Académie de sciences. 1703 p. 103. Er hat dadurch die Gesetze der Progressionen und die Regeln, dieselben zu summiren, leichter zu erweisen gelehrt. Der Professor Lagin zu Rochefort behauptete, daß er auch in diesem Jahre auf diese Erfindung gefallen sey; allein man vermuthet vielmehr, daß er durch Briefe frühzeitig von Leibnitzens Erfindung Nachricht erhalten, und sich nur dieselbe zugeeignet habe. Die Sineser hatten von ihren König Foby eine räthselhafte Figur die aus ganzen und zwiefach zerschnittenen Linien zusammengesetzt, und wozu der Schlussel, d. i. die Art und Weise sie zu erklären, vor mehr als 1000 Jahren verloren gegangen war. Der Jesuit Bouvet hielt diese Rechnungsart des Leibniz für den Schlüßel dieser Figur, indem er die ganzen Linien Einheiten, die zweyfach zerschnittenen aber Nullen bedeuten ließ. Universal-Lex. II. S. 1495.

Pythagoras hielt die 4te Zahl hoch, daher vermuthete man, daß er eine Kenntniß, durch 4 Zahlen zu rechnen, gehabt haben müsse. Dieß bewog den Erhard Weigel zu Jena, die tetraktische Rechenkunst wo man nur mit 1. 2. 3. 0 rechnet, wieder zu erfinden. Universal-Lex. II. S. 1501. Aristoteles bemerkt auch, daß ein Volk unter den Thraciern nur bis auf 4 gezählt habe. Aristot. Lib. Problem. Sect. XV. probl. 3.

Die Kunst, ohne das Einmal eins zu rechnen, erfanden Joh. Georg Herwart von Hohenburg und Hiob Ludolph.

Der Graf Maximilian von Lamberg, der 1792 starb, erfand die Bustrophical-Rechnung. Sie besteht der Hauptsache nach darin, daß eine Zahl, die mit einer andern addirt, oder von der eine andere subtrahirt, oder die multiplicirt oder dividirt werden soll, sogleich das richtige Product oder den Quotienten angiebt, wenn man sie nur umkehrt. Einige Zahlen müssen aber im Schreiben eine etwas veränderte Gestalt bekommen. Der verstorbene Graf hat vor mehreren Jahren seine Abhandlung hierüber im Manuscript mit deutlichen Beyspielen durch alle Species der Rechenkunst erläutert. Vergl. Addiren, Algebra; Decimal-Differential- und Integral-Rechnung, Dividiren, Einmaleins, Kettenrechnung, Mathematik, Zahlen.

Der Professor Grünson hat in folgender Schrift: „Pinacothek, oder Sammlung allgemein

nützl. Tafeln für Jedermann, zum Multipliciren und Dividiren, erfunden im Jahre 1798, von J. P. Grüſon, Prof. der Mathematik beym Cadettencorps zu Berlin; nebſt einer Tafel aller einfachen Faktoren von 1 bis 10,500, gr. 8. Berlin, 1798. (2 Rthl. 12 Gr.), eine neue ſinnreiche Methode bekannt gemacht, welche das Rechnen ungemein erleichtert, und das Verrechnen beynahe unmöglich macht. S. Almanach der Fortſchritte. B. III. S. 222. Die Engländer erfanden ein Spiel, um der Jugend die Anfangsgründe der Rechenkunſt auf eine leichte Art beyzubringen, wovon Baumgärtner in Leipzig 1795 eine Beſchreibung heraus gab, unter dem Titel Arithmetiſche Unterhaltung, eine geſellſchaftliches Spiel, für junge Knaben und Mädchen erfunden, ꝛc.

Was die Rechenbücher anbetrifft, ſo ſtammt das von Rupert von Freyſing aus dem 13. und 14ten Jahrhunderte. Intellig. Blatt der Allgemein. Litt. Zeit. 1802 N. 199.

Das erſte Werk, welches in teutſcher Sprache über die Rechenkunſt gedruckt wurde, iſt wahrſcheinlich Johann Widmann's behende und hübſche Rechnung auf aller Kaufmannſchaft. Leipzig durch Conrad Kacheloffen, 1409 in 16.

Der erſte teutſche Rechenmeiſter war Adam Riſe aus Annaberg, wo er auch 1559 ſtarb, nachdem er viele Rechenbücher geſchrieben hatte. Berliner Blätter 1798. März S. 360. fg.

Die Liebhaber auf der Probe, und vom Marcipan.

Ein Stammbuchs-Schwank.

In mehreren alten Erzählungen, ſelbſt in Chroniken ſpielen die hübſchen Bäckerinnen und Schuhmacherinnen nicht ſelten ganz erfreuliche und zuweilen bedeutete Rollen. In Thüringen hat man oft von den feinen Schuhmacher-Mädchen in Erfurt, und von den artigen Bäcker-Mädchen in Weimar *) geſprochen; auch die zarten Nürnbergerinnen **) ſind nicht ohne Lob geblieben, und mancher kleine Schwank (in Zuchten und Ehren) ſteht auf ihrer Rechnung.

*) Im 7ten 8ten und 9ten Bde. der Romantiſchen Geſchichten der Vorzeit finden ſich Belege dazu.

**) Die Nürnbergerinnen wurden für ſehr zart gehalten, und ſelbſt Pabſt Innocenz VIII. nennt in einen Breve vom J. 1486 die gebornen Nürnbergerinnen „zarten Leibes." Meuſel, Hiſtoriſches Magazin. 3. B. S. 26.

So ein kleines, freundliches oder neckendes Abentheuerchen scheint vielleicht zur Grundlage eines Gemäldes gedient zu haben, welches sich in einem Stammbuche befindet *) das einem Nürnberger Patrizier, Melchior von Pfinzing, gehört hat, und von demselben von 1592 bis 1597 geführet worden ist. Es ist dieses Stammbuch mit sehr schönen Wappen gezieret, und enthält viele allegorische und spaßhafte Zeit-Gemälde.

Ein artiges Bäckermädchen in ihrem Sonntags-Putze bekommt den Einfall, die Leichtigkeit und Festigkeit ihrer Liebhaber zu erproben; dazu wählt sie ein ihres Vaters Thun und Treiben so nothwendiges Handwerksgeräthe, die Kornrolle. In den Kasten derselben wirft die Schöne ihre Zärtlichen hinein; sie rollen hinab, und siehe da! leicht wie Spreu fallen einige durch die Rolle durch, andere halten sich besser und fester; und ein Vorrath oben noch, was ihnen geschehen wird. Sie selbst scheint ziemlich bedächtig und gelassen dabei zu Werke zu gehen, was ihr auch gar nicht zu verdenken ist. Denn so sehr aufs Necken es hier auch abgesehen ist: so liegt doch viel Ernstliches im Hinterhalte des Spasses. Denn gesetzt nun,

*) In der jetzt beinahe vierhundert Stück starken Sammlung von Stammbüchern, welche sich auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindet, und die fortdauernd vermehrt wird, führt das Stammbuch, von welchem hier die Rede ist, die N. 306.

es hält ſich mehr als Einer; es halten ſich ihrer Drei Vier; wie da? Vielleicht begünſtigt ihre Wahl den, der ganz unter liegt: denn er trägt die Farbe der Hoffnung und der Bäcker.

Der, der den Spaß in das Stammbuch verehrte, hat ſich nicht genannt; darüber aber ſteht:

Non ex quovis ligno fit Mercurius.

Alſo, da man nicht immer aus jedem Stück Holz ein ſchickliches Bild ſchnitzen kann; ſo vermuthlich, läßt ſich auch nicht aus jedem Liebhaber ein Ehemann machen, wie er ſeyn ſoll; oder vielmehr, wie ſeine Zukünftige, mit des Himmels Willen, es haben will. Darüber wird wohl kein Streit ſeyn, weder unter den bedächtigen Bildſchnitzern, noch unter den bedächtigen Mädchen, zu denen, wie wir glauben unſere erprobende liebe Bäckerinn auch gehört; die, wie es ſcheint, zu einem neuen zukünftigen Stande ſchon ziemlich weit vorgeſchritten iſt: denn neben ihrer goldenen Haube, trägt ſie auch ſchmückend das grüne Kränzlein*) das immer nicht lang genug getragen werden kann.

---

*) Ein Hauptſchmuck der Jungfrauen. Grellmann, Hiſtoriſche Kleinigkeiten. S. 222. Sar, von der Schnur und dem Kranze der Braut. Mühlh. 1559. Zuweilen nahmen auch Weiber es ſich heraus, dieſes Jungfrau-Zeichen zu tragen, z. B. die Herzoginn Dubrouka im J. 977. „In ihrem Eheſtande hat ſie ihr Haupt nicht mit Haube oder Schleier bedeckt, ſondern

Goldene Ketten trägt das Liebchen; und auch dieſe könnten bedeutend ſeyn ſollen, vielleicht ohne daß ſie es wollte, indem ſie darauf nur bedacht war, ſich zu ſchmücken. Zierlich hält ihre linke Hand ihr Tüchlein, und ſonſt iſt alles fein und ſtattlich an ihr geordnet und gereibet: ſo, daß ſie wohl vor jedermanns Augen beſtehen kann.

Das wäre es ſo ungefähr, was wir über dieſe Angelegenheit zu ſagen hätten, die ſeit dem J. 1594 bis zum J. 1823, und ſo lange als es ſich thun läßt, in Ehren gehalten zu werden verdient. Was nun auch eben nicht auf einer wirklichen Bäcker-Kornrolle geſchehen ſoll, oder kann, kann ja wohl auch füglich durch die Proberolle des Verſtandes geſchehen. Wir wünſchen, daß es ſtets glücken möge!

Auf die leere Nebenſeite des Stammbuchblattes, auf welcher die probende Schöne ſteht, hat einer mit Bleiſtift geſchrieben:

---

wie eine Jungfrau daſſelbe mit einem Kranze geziert" erzählt Coſma in ſeiner Böhmiſchen Chronik in Menckens Script. rer. Saxon. T. I. p. 1997. der hinzu fügt: „das war eine große weibliche Unklugheit!" (quod erat magna dementia mulieris). Balbini, Epitom. rer. Bohem. L. III. C. 8. Verheiratete Männer aber trugen Kränze, Herrgott, Monum. Austis. T. III. P. I. Tab. 21. 27. 28.

Marcipano.

Das Liebchen muß also dem gefälligen Ausrufer des Marcipano*) gefallen haben: da er sie mit dem bekannten Zuckerwerke, Marzipan genannt, vergleicht, in vorschmeckender Annehmlichkeit des süssen Sinnen-Genusses ihrer Reitze. Was er dabei nun empfunden und gefühlt haben mag: so ist es doch ein Beweis, daß man mit dem Worte Marzipan im 16ten Jahrhundert schon den Begriff von etwas Süßem und Angenehmen verbunden hat. Früher war es anders, oder wenigstens gab gar kein angenehmes Ereigniß einem eben so genannten Brödchen den Namen. In einer alten geschriebenen Chronik**) findet sich darüber folgende Angabe:

„Anno 1308 war in Düringen ein solch Hunger und Theuerung, daß ein Gothisch Malder Korns anderthalb margk fein silber galt, und war dennoch schwerlich zu bekommen. Ein Marrbrötlein, so gros als Tauberey, wie man die noch zu Erffurd und

---

*) Er hat eigentlich schreiben müssen Marzo pane, von dem Erfinder des Zuckerbrodes Marzo. Die Spanier schreiben Marçapana; die Franzosen, die selten ein Wort lassen können wie es ist, haben daraus Massepain gemacht. Im mittlern Latein heißt es Panis Martius, Marci, Panis, welches eigentlich der Erklärung dieses Brodes in den Chroniken näher kommt.

**) Chron. Mac. Thuring. Bibl. Wimer. Cod. chart. N. 73.

Mensch jährlichen zum Gedächtniß machet, galt damals 3 Pfennige."

Ein anderer Schriftsteller *) erzählt von diesem Ereignisse.

„Im J. 1438 starben aus Brodmangel in Thüringen sehr viele Menschen, so daß alle Strassen voll lagen. Zum immerwährenden Andenken dieses Elendes verkaufen die Bäcker jährlich am Tage S. Marci gar kleines Brod, das sie Marzipan nennen."

Mit dieser Nachricht von der Theuerung im J. 1438 und den Marrbrödlein, stimmen auch andere Chronisten überein. **)

Gewiß aber ist es, wie man wohl behaupten kann — daß der Schreiber des Marcipano, neben dem Bilde der Probeanstellerinn, weder an Theuerung, noch an Hungersnoth, noch an Marrbrödlein der Thüringer gedacht hat; sondern daß ihm ein bonco ghiotto viel eher vor den Sinnen geschwebt haben mag. Wenn er sich nun die Schöne gedacht hat, bei der vorhabenden — man kann eben nicht sagen, gar angenehmen — Arbeit, die jedoch zu einem erfreulichen Zweck führen sollte: so hat er sicherlich nicht auf diese, sondern an die Beschäftigte gedacht; und somit lassen wir ihn bei seinen Gedanken, die vielleicht erbaulicher gewesen sind, als wir

---

*) Weber, Quellen der Unterredungskunst. 1 B. S. 215.

**) Falkenstein, Erfurtische Chronik. 1 Thl. S. 309.

uns dieſelben denken. Von der Prüferinn aber iſt wohl nicht ſo ganz zu ſagen, was der beliebte Kenner von den Mädchen überhaupt ſagt:

Kurzen Sinn und langes Haar,
Haben Mädchen ſonderbar;
Die Wahl macht ihre Herzen blind
Wenn ſie dazu gekommen ſind.
Die Augen zeigen bald den Weg:
Von ihren Augen geht ein Steg
Zum Herzen, der iſt nicht gar lang;
Auf dieſem ſteiget der Gedank'
Einher bei ihres Liebſten Wahl.

Caſtruccio Caſtracani.

Eine

italieniſche Geſchichte der Vorzeit.

Zu den adelichen Familien der Stadt und Republik Lukka gehörte die Familie Caſtracani, die jetzt ausgeſtorben iſt. Der letzte dieſer Familie, Antonio, war Canonikus zu St. Michael zu Lukka; gemeinhin genannt Meſſer Antonio. Dieſer hatte nur eine Schweſter, die an einen Buonacorſo verheurathet geweſen war, Dianora hieß, und nach ihres Gemals Tode bei ihrem Bruder lebte.

Hinter ſeiner Wohnung hatte Meſſer Antonio einen Weinberg-Garten, in welchem an einem ſchönen Morgen einſt Dianora luſtwandelte; da hörte ſie ein kleines Geräuſch in dem Weinlaube, ging darauf zu, und fand ein Knäblein, das weinend ſeine Händchen gegen ſie ausſtreckte, und gleichſam ſie um Hilfe

zu bitten ſchien. Mitleidig nahm ſie das Kind, und trug es zu ihrem Bruder. Dieſer, voll Mitleid und Verwunderung, nahm das Kind auf, und wurde mit ſeiner Schweſter einig, daſſelbe erziehen zu laſſen. Es wurde eine Amme gehalt, und das Kind wurde erzogen, als ſey es ihr eigenes *). Da es getauft wurde, nannten ſie es Caſtruccio, nach dem Namen ihres eigenen Vaters, als gehöre es zur Familie.

In dem kleinen Caſtruccio entwickelten ſich mit den Jahren die herrlichſten Eigenſchaften: denn er

---

*) Andere Schriftſteller ſagen nicht, daß Caſtruccio ein Findling geweſen ſey, und beſchuldigen den Machiavell deßhalb einer Erdichtung. Leibnitz. Cod. Jur. Gentium, T. I. p. 127. Sie ſagen vielmehr, unſer Held ſey von Geſchlecht ein Antelminelli. N. Tegrima, Vita Castruccii Antelminelli Castracani, in Muratori Script. rer. Italicar. T. XI. p. 1307, nennt ſeinen Vater Geri Antemineſſe, und ſeine Mutter Puccia. Dieſer ſoll geträumt haben, ſie gebäre Flammen, die alles um ſich her, und ſogar ſie ſelbſt verzehrten. Sein Name Caſtruccio ſoll eminés ſeyn, und von Castris herkommen, seu quod Florentinos castraturus esset! Es iſt indeß doch wohl auch anzunehmen, daß Machiavell, als Staats-Sekretär und Hiſtoriograph, im Beſitze der beſten Quellen ſeyn mußte, in dem was die Geſchichte von Toskana betrifft. Meibomii, Script. rer. Germ. T. III. p. 209.

war voll Klugheit und Verstand. Der Canonikus wünschte ihn zum geistlichen Stande zu erziehen: aber sein lebhafter reger Sinn, riß ihn schon in seinem vierzehnten Jahre zu den Waffen hin. Mit Muth und Gewandheit bemächtigte er sich der Vortheile aller Leibesübungen, und sein fester Körperbau machte ihn zu allem geschickt, was er in dieser Hinsicht unternahm.

Zu dieser Zeit lebte in Lucca ein Edelmann, genannt Messer Francesco Guinigi, liebenswürdig und tapfer, wie kaum einer seines Vaterlandes, ein Anhänger der Gibellinen, wie die meisten Tapfern seiner Vaterstadt. Dieser fand ein besonderes Behagen an dem kühnen Jüngling, Castruccio, der unter seinen Gespielen, deren Haupt er immer war, in Balgen, Raufen, Springen, Fechten und Ringen sich nach Guinigini's Sinne, ganz herrlich auszeichnete. Er erbat sich den Jüngling, nahm ihn in sein Haus, und bildete ihn ganz zum Krieger. Bedeutende Fortschritte machte der Kühne, beherzt, verständig, klug und gewandt, trotz einem unter seiner Gesellen Schaar. In der ganzen Stadt wurde er bewundert und geliebt.

Als er nun achtzehn Jahr alt war, geschah es, daß die Gibellinen von den Guelfen aus Pescia vertrieben wurden. Da schickten die Visconti in Mailand den Messer Francesco Guinigi dem Vertriebenen zu Hilfe. Mit ihm zog Castruccio, hielt sich tapfer

in dem Kriege *) und erhielt viel Ruhm und Ehre in der ganzen Lombardei. In Lucca wurde er sehr ehrenvoll aufgenommen, blieb aber stets bescheiden, und erwarb sich viele Freunde.

Indessen starb der wackere Guinigi, und hinterließ einen Sohn, der Pagolo hieß. Diesen empfahl auf seinem Sterbebette der Vater seinem Pflegesohne, und übergab ihn dessen Vormundschaft. Castruccio stand derselben gewissenhaft vor, und sorgte für seines Mündels Erziehung mit großem Fleiße. Dieses machte ihm die Lucceser so gewogen, daß der Neid erwachen mußte.

Unter seinen Gegnern befand sich ein gewisser Georgio Opizi, ein Anhänger der Parthei der Guelfen. Dieser that was er konnte, den kühnen Castruccio als einen gefährlichen Wagehals zu schildern, streute böse Gerüchte gegen ihn aus, und suchte ihm die Gewogenheit des Statthalters des Königs Robert von Neapel zu entziehen, der ihm sehr schaden konnte. Und da Opizi zu Lucca in großem Ansehen stand, hoffte derselbe, daß sein Vorhaben ihm gelingen werde.

---

*) Denina erzählt (Geschichte den Revoluzionen von Italien, K. 3. B. 14) die Geschichte des Castruccio und seine Abkunft anders, nach einer Schrift: Aldo Manucci le Attione di Castruccio Castracane de gli Antelminelli Roma 1590. — gegen welche aber andere Schriftsteller viel einzuwenden haben, und des Machiavelli Geschichtserzählung bestätigen und vertheidigen.

Damals herrschte in Pisa ein gewisser Uguccione della Fagiola von Arezzo, ein Heerführer der Pisaner, der die Herrschaft mit Gewalt sich angemaßt hatte. Bei ihm lebten mehrere Lucceser von der Partei der Gibellinen, mit denen Castruccio in Unterhandlung stand, sie in ihr Vaterland zurück zu bringen. Dieses Alles hatte er mit seinen Freunden in Lucca besprochen, denen allen der Übermuth des stolzen Opizi beschwerlich und unerträglich geworden war. So kam die Sache in Gang.

Castruccio ließ den Thurm Degli Onesti heimlich befestigen, und mit Proviant versehen, und Uguccione zog zur bestimmten Zeit des Nachts in die Ebene von Lucca hinab, sprengte das Thor St. Petro, mit Hilfe von innen der Stadt, und zündete die Vorstadt an. Castruccio ließ Lärm schlagen; und seine Anhänger erschienen in Waffen. Die Bewaffneten des Uguccione drangen in die Stadt, ergriffen sogleich Opizi und seine Familie, seine Freunde und Anhänger, richteten dieselben hin, und jagten den Statthalter aus der Stadt. Viele flüchteten, und Uguccione richtete im Regimente alles nach seinem Wohlgefallen ein.

Den Florentinern und andern Guelfen wollte das nicht gefallen, und sie fürchteten in Toscana möchten die Gibellinen zu mächtig werden, deßhalb beschlossen sie, die geflüchteten Lucceser mit gewaffneter Hand wieder in ihre Rechte und Besitzungen einzusetzen. Also

zogen sie heran gegen Lucca mit Heeresmacht, und Uguccione ihnen entgegen. Aber mitten unter dem Heere wurde er bedenklich krank, mußte sich nach Montecarlo bringen lassen, und übergab die Führung des Heeres dem edlen Castruccio. Dieser, weit schwächer als der Feind, täuschte die Florentiner durch verstellte Ängstlichkeit und Furcht, griff sie endlich muthig an, und brachte das Heer in Unordnung. Nun wurde das Gemetzel fürchterlich. Die Florentiner verloren gegen 10,000 Mann, unter denen viele Vornehme vom Adel waren, und auch Peter, der Sohn des Königs Robert (von Neapel), Karl sein Neffe, und Philipp, Fürst von Tarent. Castruccio aber hatte kaum 300 Mann verloren, worunter doch auch Uguccione's (Sohn) Francesco war, ein kühner Jüngling, der gleich bei dem ersten Angriff fiel.

So sehr der erfochtene Sieg Castruccios Nahmen verherrlichte, so sehr erregte das Waffenglück des jungen Kriegers auch den Neid des Uguccione, der von diesem kühnen Jüngling sich verdrängt zu sehen glaubte, und er beschloß seinen ihm gefährlich gewordenen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen.

Wie er nun darauf sann, dieses schicklich zu thun, traf es sich, daß Pier Aguolo Micheli, ein sehr angesehener Mann in Lucca ermordet wurde, und der Mörder sich in Castruccio's Haus flüchtete, der die Gerichtsdiener zurück trieb, und des Mörders Flucht begünstigte.

Als Uguccione zu Pisa dieses erfuhr, glaubte er nun Gelegenheit und gerechte Ursache gefunden zu haben, Castruccio zu bestrafen. Er trug also seinem Sohne Neri, der schon mit der Herrschaft Lucca belehnt war, auf, bei Gelegenheit eines Gastmals Castruccio gefangen zu nehmen und zu tödten.

Neri nahm Castruccio bei einem Gastmale gefangen, und ließ ihn in ein Gefängniß werfen, wagte es aber nicht ihn zu tödten, weil er einen Volksaufstand befürchtete. Er fragte deshalb bei seinem Vater an, was er thun solle. Dieser, der Unentschlossenheit seines Sohnes zu Hülfe zu kommen, eilte selbst mit 400 Reitern nach Lucca, war aber noch auf dem Wege, als er die Botschaft bekam: während seiner Abwesenheit hätten die Pisaner die Waffen ergriffen, seine Statthalter, alle daheim Gebliebenen seiner Familie umgebracht, und den Grafen Guoddodella Gherardasca zu ihren Fürsten ernannt. Er suchte sich also der Stadt Lucca zu versichern, (1316), war aber dort kaum eingetroffen, als die Bewohner der Stadt einen Aufstand erregten und Castruccio's Befreiung forderten, da sie vernommen hatten, was in Pisa vorgegangen war. Uguccione war gezwungen, dieser Forderung nachzugeben, und Neri lieferte den Gefangenen, noch mit den Fesseln an den Händen, dem Volke aus. Diese Fesseln dienten den Lucchesern als Feldzeichen, welches sie bei ihren Gefechten sich vor-

tragen ließen, als ihr Banner. *) Castruccio war aber kaum frei, als er mit seinen Freunden und Anhängern seinen Feind verjagte, der zu den Herren della Scala in die Lombardei flüchtete, wo er in den armseligsten Umständen starb.

Castruccio aber benutzte die Stimmung des Volks und ließ sich vorläufig auf ein Jahr zum Heerführer der Truppen ernennen. Als dieser versprach er, den Lucchesern mehrere verlorne Herrschaften wieder zu erobern, verband sich mit den Pisanern, eroberte Serrezzana, Massa, Carrara, Lavenza, und den ganzen Landstrich Lunigana, nahm Pontremoli und kehrte siegreich nach Lucca zurück. Die Angesehensten der Stadt, seine zahlreichen Freunde und das Volk wählten nach einer allgemeinen Berathschlagung den siegreichen Herführer feierlich zum Fürsten von Lucca.

Damals kam Ludwig von Baiern, Römischer König, nach Italien (1327) sich zum Kaiser krönen zu lassen. Diesen mußte Castruccio zu gewinnen suchen, um sein Ansehen zu befestigen. Er zog ihm mit 500 Reitern entgegen, und ließ in Lucca als Statthalter Pagolo Guinigi zurück, den er, um seines Vaters willen, als seinen Sohn in Ehren hielt.

Der deutsche König empfing ihn sehr freundlich, und ernannte ihn zu seinem Staathalter in Toscana,

*) Sismondi. T. IV. p. 525.

nachdem ihn dieſer nach Rom begleitet hatte, wo jener 1328 zum Kaiſer gekrönt wurde; und auch, da die Piſaner den Gherardesca verjagt und ſich in Ludwigs Schutz begeben hatten, zum Fürſten von Piſa, was die Piſaner ſehr gern ſahen, da ſie in großer Furcht, beſonders vor den Florentinern, lebten. Da auch Caſtruccio vom Kaiſer erſehen war, kämpfend gegen Robert von Neapel ihm nützlich zu ſeyn, übergab er ihm die Reichs-Sturmfahne, ernannte ihn zu deren Träger und ſo wurde er Vexillifer Sacri Romani Imperii und Dux Luccensis zugleich; und führte in den Italieniſchen Kriegen des heil. Römiſchen Reichs Hauptpanier, (Vexillum Imperii majus), keine kleine Ehre und Würdigung für einen Gibellinen.

Als nun der Kaiſer Italien wieder verlaſſen hatte, nahmen alle ſeine Anhänger ihre Zuflucht zu Caſtruccio, und ſuchten ſeine Freundſchaft und ſeinen Schutz. Dieſer verband ſich mit Meſſer Matteo Visconti, Fürſt in Mailand und bewaffnete alle ihm Ergebene, ſo daß er alſobald 20,000 Mann unter Waffen ſtellen konnte, wenn es nöthig war.

Da begab es ſich, daß die Guelfen in Piacenza, die von König Robert und den Florentinern Hülfstruppen bekamen, die Gibellinen verjagten, und Meſſer Matteo Visconti angriffen. Dieſer rief Caſtruccio zu Hilfe. Solcher ging ſogleich auf die Florentiner los, ſah ſich aber genöthiget, ſchnell nach

Lucca zurück zu kehren. Denn die Familie Poggio hatte einen Aufstand gegen ihn erregt, den nur mit Mühe und Lebensgefahr der alte friedliebende Steffano Poggio bittend stillte.

Dieser ging dem zurückkommenden Castruccio entgegen, und bat, um seines Verdienstes wegen um diese Sache, die Aufrührer zu begnadigen, worauf jener gar freundlich antwortete: er möge nur gutes Muthes seyn, und alle die Seinigen zu ihm führen. Die hergestellte Ruhe habe ihm viel mehr Freude gemacht, als der Aufruhr Verdruß. Er danke Gott, eine Gelegenheit gefunden zu haben, seine Großmuth zeigen zu können.

Vertrauend seinen Worten, versammelten sich alle um ihn. Er aber ließ sie greifen, den ehrlichen Steffano dazu, ins Gefängniß werfen und hinrichten.*) Darauf schloß er mit den Florentinern einen Waffenstillstand, besetzte die Vesten mit Getreuen, dankte die Burgunder ab, und schickte die Franzosen in seinem Heere, als undankbare Meutereimacher fort. Mitten in der Stadt Lucca errichtete er eine Festung, zu deren Bau er sich des Materials der niedergerissenen festen Thürme der Hingerichteten bediente. Wen er fürchten zu müssen glaubte, ließ er aus dem Wege

*) „Quod ipse non natura, sed coactus novitate Regni, et temporum qualitate, moliri proliteba-/ tur." Tegrimi. p. 1334.

räumen, oder verjagte ihn aus dem Lande. Ihr Vermögen eignete er sich zu.

Indem er sich bemühte, sich auf diese Art in seiner unbeschränkten Gewalt in Lucca zu befestigen, und keinen Feind fürchten zu müssen glaubte, bereitete er sich zur Eroberung von Pistoja vor, welches von zwei streitenden Partheien beunruhiget, ihm eine leichte Beute wurde.

Um diese Zeit entstand während der Abwesenheit des Pabstes, der zu Avignon war, wegen übergroßer Theuerung der Lebensmittel ein Aufstand in Rom; und des Kaisers Statthalter, sehr bedrängt, wendete sich an Castruccio, den er um Hilfe dringend bat, und seine Gegenwart in der unruhigen Stadt selbst wünschte. Er ging mit 290 Reitern nach Rom und ließ den Pagolo Guinigi in Lucca zurück.

Seine Gegenwart in Rom, und ein Schiff mit Getraide, das er von Pisa her hatte kommen lassen, stillte den Aufruhr sogleich. Er züchtigte die Großen durch Geldbußen, und das römische Volk erzeigte ihm die Ehre, ihm die Würde eines Senators von Rom zu ertheilen. Diese übernahm er mit der größten Feierlichkeit, und trug bei dieser Festlichkeit eine Toga von Goldstoff, in welcher die Wörte eingewirkt waren, vorn: „Dieser ist's, den Gott haben will," und hinten: „und wird es seyn, den Gott wird haben wollen."

Während Castruccio nun in Rom war, bemächtigten sich die Florentiner mit List der Stadt Pistoja

wieder, und ermordeten und verjagten alle seine Beamten und Anhänger. Das machte ihm viel Verdruß. Er sammelte Truppen, und ging auf die Florentiner los, die 30,000 Mann stark ihm entgegen rückten; er hatte nur 12000 Mann bei sich. In der Nacht nahm er das Kastell Serravalle, ging entschlossen auf die Florentiner los, brachte ihre Heerhaufen in Unordnung, und schlug sie (1325) bei Altopascio. Sie erlitten eine sehr starke Niederlage, Viele geriethen in Gefangenschaft; und Pistoja öffnete dem Sieger die Thore. Er aber besetzte Prato und andere feste Plätze auf der Ebene zu beiden Seiten des Arno, und lagerte sich mit seinem Heere in die Gegend von Peretola, zwei Miglien von Florenz, wo er viele Tage zubrachte, im Angesichte der Florentiner die gemachte Beute vertheilte, ihnen zum Hohn Siegesfeste feiern, Münzen schlagen, (welche Castruccini genannt wurden) und Spiele anordnen ließ, wo Rosse und Freudenmädchen, goldene Stoffe als Preise im Wettlauf gewannen. Er selbst hielt seinen Einzug in Lucca im Triumphe, in altrömischem Geschmak und Costüm. Seinen Triumphwagen begleiteten 30,000 Menschen, und die gemachte Beute wurde zur Schau getragen.

Die Florentiner suchten Hilfe bei dem König Robert in Neapel, und versprachen ihm jährlich 200,000 Gulden zu zahlen. Dieser nahm das Anerbiethen an, und schickte ihnen seinen Sohn Carl mit 4000 Reitern zu Hilfe.

Indessen erregte ein gewisser Lanfranchi einen Aufruhr in Pisa, den zu stillen, Castruccio dahin eilen mußte. Lanfranchi wurde gefangen genommen, hingerichtet, und viele seiner Anhänger mit ihm.

Es war im Jahre 1328, als die Florentiner von neuem wieder mit einer Heeresmacht von 40,000 Mann gegen Castruccio aufbrachen. Dieser aber ging mit 24,000 Mann ihnen ganz unerschrocken entgegen, indeß Pajolo Guinigi mit 5000 Mann Fucchio besetzt hielt. Zwischen den Heeren lag der Arno, den Castruccio gar nicht besetzte, sondern sich langsam, gleichsam als des Feindes Übermacht scheuend, auf Fucchio zu, zurückzog; aber versteckt blieb er mit 15,000 Mann auf der Lauer. Wie nun Castruccio die Florentiner bis an die Schultern durch den Fluß waten sah, um das Ufer zu gewinnen, indem das Wasser ihren Reitern bis an die Sättel ging, griff er sie an, ermattete sie: zog stets frisches Volk herbei, und rief seinen Leuten zu: Seht, das sind eben die Florentiner, die ihr bey Serravalle geschlagen habt! und schlug sie so, daß von den Kämpfenden der dritte Mann mit dem Leben davon kam. Mehrere Feldhauptleute wurden gefangen genommen, und der Sohn des Königs Robert flob, mit einigen andern Häuptern der geschlagenen Florentiner nach Empoli.

Diese Schlacht, welche den Sieger unfehlbar zu dem sich gesteckten Ziele, Beherrscher von Toscana zu werden, würde geführt haben, vereitelte jedoch auch die Erfüllung seines Wunsches. Er hatte in

der Schlacht ſich ganz auſſerordentlich angegriffen, war am Abend völlig erſchöpft, ganz erhitzt: und ſo mit Schweiß bedeckt ſtellte er ſich unter das Stadtthor von Fucchio, den Einzug ſeines ſiegreichen Heeres erwartend, demſelben zu danken unter demſelben zu ſeyn, (denn er hielt für die weſentlichſte Pflicht eines Feldherrn, zu Pferde der Erſte zum Aufſitzen, der Letzte zum Abſitzen zu ſeyn) und ſich wachſam zu zeigen. Da aber erkältete er ſich ſo ſehr, daß in der folgenden Nacht ihn ein ſehr heftiges Fieber befiel, welches ſo ſchnell über Hand nahm, daß die Ärzte daſſelbe für tödtlich erklären mußten. Er ſelbſt fühlte die Annäherung des Todes, ließ Pagolo Guinigi rufen, und ſprach zu ihm:

Ich glaubte nicht mein Sohn, daß das Schickſal mir den kaum zur Hälfte zurückgelegten Weg ſo eilig abſchneiden würde, und würde es mir ſo ſehr nicht haben angelegen ſeyn laſſen, emporzuſteigen, wenn ich das gewußt hätte. Ich würde dir dann zwar eine kleinere Herrſchaft, aber weniger Feinde und Neider hinterlaſſen haben.

Dies iſt dein trauriges Erbtheil! Das Glück will die Menſchen unwillkührlich beherrſchen, und läßt ſich von keinem an ſich feſſeln. Du weißt was ich war, was ich wurde, und ſiehſt was ich bin. Alles habe ich deinem Vater zu verdanken. Dich habe ich auferzogen und geliebt wie meinen Sohn. Das war ich dem Erblichenen und der Dankbarkeit ſchuldig. Was

ich erobert, errungen und erworben habe, *) habe ich dir erworben; denn nur deßhalb und deinetwegen wollte ich kämpfen und leben, um meine Schuld an deinem Vater, dir abzutragen. Deßhalb wollte ich nie mich vereblichen. Ich hinterlasse dir große Macht; aber es schmerzt mich, dir dieselbe noch schwankend und unsicher übergeben zu müssen. Lucca wird nie zufrieden seyn, Pisa ist stets unruhig, Pistoja ungetreu. Deine Nachbarn, die Florentiner sind gedemüthiget und beleidigt; auf das schwankende Mailand kannst du nicht rechnen, der Kaiser ist zu weit entfernt, dich beschützen zu können. Nimm also meinen Rath an. Suche deine Herrschaft durch eine friedliche Regierungskunst zu befestigen, um die Früchte meiner Bemühungen und Gefahren zu genießen. Bewahre meine Lehre, und lebe ruhig und glücklich!

Hierauf versammelte Castruccio seine Feldhauptleute Lucceser, Pisaner, und Pistojeser, empfahl ihnen Pagolo Guinigi als ihren Heerführer und Herrn, ließ ihn den Eid der Treue schwören, und starb. Sein Tod machte seine Feinde zu seinen Freunden, und wer ihn hatte sprechen hören, vergaß ihn nie.

Seine Todtenfeier ward mit den höchsten Ehrenbezeugungen, unter vergossenen Thränen, von Vielen vollzogen, und sein Leichnam in der Kirche des heil.

*) Man zählte damals gegen drei Hundert gemauerte Vesten in Castruccios eroberten Staaten. Aldo Manucio. p. 95.

Franziscus, welchem Heiligen er seine besondere Verehrung*) widmete, als er noch lebte, zu Lucca beigesetzt. Die Florentiner aber, über den Tod ihres gewaltigen Feindes hoch erfreut, veranstalteten Freudenfeste, als sie denselben erfuhren. Dieses Benehmen seiner Feinde, setzte seinem Ruhme die Krone auf.

Castruccio starb, nur 44 Jahr alt, stolz und kühn, als ein ächter Gibelline, blieb als solcher sich, selbst beim Empfang des Abendmahles getreu und bei der letzten Ölung. Er sah ohne Gewissensangst seinen Tod heran nahen, obgleich der Pabst, der stets den Guelfen zugethan war, ihn mit dem Anathema belegt hatte.

Seinem Erben konnte er weder seine Eigenschaften noch sein Glück hinterlassen; denn bald darauf verlor dieser Pistoja, und dann auch Pisa.

Nur mit großer Mühe erhielt er sich in Lukka, das seine Nachkommen bis auf seinen Urenkel Pagolo beherrschten.

Castruccio war, wie man sieht, ein ganz ausgezeichneter Mensch. Von Gestalt war er ungewöhnlich groß, und von vollkommenem ebenmäßigen Gliederbau. Er hatte ein so schönes Gesicht**), und war so liebreich und zuvorkommend im Umgange, daß al-

---

*) „Cujus mira devotione flagrabat." Tegrimi p. 1334. Marchio, l. c. p. 284.

**) Sein Bildniß befindet sich bei Muratori l. c. p. 1315.

le, die mit ihm sprachen, von seiner Verbindlichkeit eingenommen waren. Er hatte schwarze Augen und eine gebogene Nase. Die Farbe seines Haares spielte ins Röthliche; er trug es beschnitten über den Ohren, und zu jeder Zeit, wie es auch stürmen, regnen und schneien mochte, ging er mit unbedecktem Haupte *). Gegen seine Freunde war er wohlwollend und liebreich, seinen Feinden schrecklich; gegen seine Unterthanen, war er gerecht, fremden Mächten ungetreu. Konnte er durch List und Verstellung nichts gewinnen, mußte Gewalt ihm den Sieg verschaffen. Er pflegte zu sagen: „Der Sieg bringt die Ehre, und nicht das angewendete Mittel." Keine Gefahren scheuend und stets beherzt, sagte er oft: „Alles muß man unternehmen, von nichts sich zurück schrecken lassen. Gott selbst hat Wohlgefallen an kraftvollen Männern; denn man sieht ja täglich, wie er die Schwächlinge durch die Starken züchtigt" **). Im täglichen Umgange zeigte Castruccio viel Witz und gute Laune, liebte Gesellschaft, besonders Musik, und

*) Genau so, wie er hier geschildert ist, sieht man ihn abgebildet in dem großen Fresco-Gemälde, aus dem vierzehnten Jahrhundert auf der innern Wand der Kirchhofmauer des Campo Santo in Pisa. Uguccione sitzt auf dem Gemälde hoch zu Pferde, neben ihm Castruccio, den Falken auf der Faust.

**) Ein sonderbares Sophisma! Es heißt auch: der Herr hat nicht Gefallen an der Stärke des Rosses u. s. w.

unterhielt sich gern mit gelehrten Männern. Er war beißend oder fein, oder liebenswürdig; und wie er, ohne die Antwort einem schuldig zu bleiben, sich stets gegenwärtig blieb, sah er es nicht ungern, wenn man ihm eben so antwortete.

Ein Freund warf ihm einst vor; er mache zu viel Aufwand; darauf antwortete er: „Wenn das Sünde wäre, würde man nicht bei den Festen der Heiligen so viel Aufwand machen.“ Auf einer Reise zu Wasser überfiel ihn eine Sturm, während dessen er ängstlich und unruhig wurde. Einer seiner Gefährten warf ihm seine Muthlosigkeit vor, und stellte seine Unerschrockenheit ihm zum Muster dar. Diesen antwortete er: „Das wundert mich nicht! Jeder von uns schätzt sein Leben so hoch, als es ihm werth ist.“ Als ihn jemand fragte: „Wie mache ich es, mir Ansehen in der Welt zu verschaffen?“ antwortete Castruccio: „Mache nur, wenn du bei Tische sitzest, daß nicht ein Stück Holz auf dem andern sitzt.“ Als einst die Rede vom Cäsar war, rief Castruccio aus: „Wollte Gott ich könnte sterben, wie er starb.“ Als er eines Abends allezuviel tanzte, und man ihm das vorwarf, sagte er: „Fürchtet nichts! Wen man am Tage für klug hält, der wird des Nachts nicht für einen Thoren gelten.“ Als er noch ein Knabe war, fragte ihn jemand: „Was willst du haben, wenn du dir eine Maulschelle geben läßt?“ schnell antwortete er: „Einen Helm.“ Einst wurde er gefragt: wie er nach seinem Tode begraben seyn wollte? — Er antworte-

te; „Mit dem Geſicht nach unten. Denn ich weiß wohl, daß nach meinem Tode in meinen Staaten alles Oberſte zu Unterſt gekehrt werden wird.“ In einem Streite mit dem Geſandten des Königs von Neapel fragte dieſer endlich: „Du fürchteſt alſo den König nicht?“ Er fragte zurück: Iſt dein König gut oder ſchlecht?“ „Er iſt gut.“ „Nun, warum willſt du denn, daß ich gute Leute fürchte.“

So war er, und hat ſich ſtets gezeigt als Fürſt und als Held. Er wollte auch nicht der Welt blos die Zeugen ſeines Glücks hinterlaſſen, und bewahrte deßhalb die Ketten auf, die er im Gefängniſſe getragen hatte, wie man ſie noch ſieht in einem Thurme ſeines Hauſes, wo er dieſelben, zum Andenken an die Zeit ſeines Elends, aufbewahrte.

* * *

Das unglückſelige Fehdeweſen jener Zeit der italieniſchen Staaten unter einander *) welches auch Dante ſo ſehr beſeufzte **), entſtand aus dem grenzenloſen Haſſe zweier gegeneinander feindſelig geſinnten Partheien. Der Guelfiſchen Parthei waren ſtets die Päbſte und das Haus Anjou in Neapel zugethan; die Häupter aber der Gibellinen waren die deutſchen Kaiſer und die arragoniſchen Könige in Sicilien. Die

*) Sismondi, Histoire des Republiques Italiennes. Paris 1809.

**) Dante, L'Inferno. C. XII. V. 110. C. XXIII. v. 103.

Mehrzahl der Schriftsteller schreibt diesen Haß den Zwistigkeiten des sächsisch-baierischen und des schwäbischen Hauses in Bezug der Kaiserwahlen zu, und nimmt die Guelfen für Welfen, und die Gibellinnen für Waiblingen. Diese Meinung scheint die angenommene zu seyn. Es waren dieses die Losungsworte der Streitenden; und die Italiener die es nicht verstanden, machten aus Welfen Guelfen, aus Waiblingern Gibellinen *). Andere machen einen Liebeshandel zwischen der Tochter einer reichen Wittwe des Hauses Donati, einem jungen Buondelmonti und einem Fräulein Amidei zur Ursache dieses Zwistes. Das aber kann gar nicht genügen, da ganz Italien deßhalb in zwei gegen einander erbitterte Partheien getheilt war.

Man nahm unbedingt für die Freunde und gegen den Widersacher Parthei, das führte freilich auch endlich zur Verfolgung ganzer Geschlechter. Jeder war im Falle der Nothwehr, und jeder griff zu derselben, weil er dazu gleichsam gezwungen war. Dieser Haß und die Wuth der Verfolgung wuchs von Geschlecht zu Geschlecht, und erstreckte sich bis auf Abzeichnungen aller Art. „In den Städten von Abruzzo zeigt die verschiedene Bauart mehrerer Häuser, ob dieselben von Gibellinen oder Guelfen ehemals

*) Gr. v. Bünau, Leben Kaiser Friedrichs des Ersten. S. 6. Gundlings Historie der Gelahrtheit. 2. Th. S. 1752.

Argwohn und Verdacht hatte, grausam martern, und bestrafte seine Feinde aufs Unmenschlichste. Immer neue Freunde aufsuchend, wurde er undankbar und vergaß früher ihm geleistete Dienste und Wohlthaten. Ja er wurde selbst gegen seine Anhänger grausam, um seiner Verpflichtungen gegen sie sich zu entladen. Die Partheien welche es mit ihm gehalten und ihn erhoben hatten, verfolgte er, und ließ mehrere derselben, unter allerlei Vorwand hinrichten."

Sein Tod wurde bis zum 10. September verheimlicht, und am 14. wurde sein Leichnam im Minoritenkloster St. Franziscus mit großen Pomp beigesetzet. Enrico, der älteste Sohn des Castruccio, konnte seine Gewalt und Würde nur wenige Monate behaupten, und mußte derselben sich begeben.

Castruccio war vermählt mit Pina, aus dem edlen lucceſischen Geschlecht Stregbi, die 1342 starb, und zu St. Francesco in Lucca beerdigt wurde. Seine andern Söhne hießen Valerano und Giovanno. Auch hatte er einen Bastard, der Ortino hieß.

So viel von dem Vater zu sagen war, so wenig weiß man von seinen Kindern zu sagen. Wenn auch sein Geist, so scheint doch nicht sein Glück auf sie gekommen zu seyn, welches nur Erkohrne, aber keine Erben haben mag; indem es selbst jene nur allezuoft ganz treulos verläßt, und mit denselben, wie mit Ballen spielt. La Fortuna juega a la pelola con los hombres.

Seltsamer Titel eines orientalischen Fürsten.

Edict des Sultans von Menangcabow, auf der Insel Sumatra.

Drei runde Siegel mit folgenden Aufschriften in arabischen Buchstaben:

(Der älteste Bruder.)
Sultan von Rom.
Rey Dumutel Allun.
Mabaraja Aliff.
(Zweiter Bruder.)
Sultan von China
Aubr Allun.
Mabaraja Dempeng.
(Jüngster Bruder.)
Sulton von Menangcabow.
Aubr Allun.
Marbaraja de Raja *).

*) Aubr Allun ist der Geburtsnahme; Marbaraja de Raja aber ist der Zunahme.

Der Sultan von Menangcabow, dessen Residenz Paggarundschung ist, welcher (nach gebethener Erlaubniß seinen Nahmen nennen zu dürfen), König aller Könige und Sohn des Raja Jzurderzulcar-Nainny ist, und Muncuto besaß, welches von dem Propheten Adam ist vom Himmel gebracht worden; Herr des dritten Theiles des Waldes Mucummat, dessen Eigenschaften unter andern darin bestehen, daß er Holz zum Fliegen enthält; Herr der mit dem Barte Dschandschib aus dem Pallaste der Stadt Rom, gezierten Lanze, deren Feste in dem Monathe Dul-Hadschib gefeiert werden, wo alle Allims, Pückiabs, und Mudanokarribs Gott loben und bitten; Herr des Goldes von zwölf Körnern, genannt Rudaorat Rudurattib, welches einem Menschen gleicht; welcher seine Schatzungen in Gold nach dem Lessang (Scheffel) empfängt; dessen Betel-Gefäß von Gold und Diamanten besetzt ist; welcher Besitzer ist des Schwertes, genannt Rurih-se Mendang-Dschirih, das hundert und neunzig Scharten hat, die es in dem Gefechte mit dem Erzteufel Se Rattih-Muno erhielt, den es erlegte; welcher Herr ist des frischen Wassers im Ocean, so weit ein Schiff in einem Tage segeln kann; Besitzer einer Lampe aus einem Zweige des Iddschu gemacht; eines Cadewang, welches in einem ungemachten Chinday gewickelt ist; eines aus der Seele des Stables verfertigten Dolches, welcher durch sein Geräusch seinen Widerwillen ausdrückt, wenn er in die Scheide gesteckt wird, und sein Ver-

gnügen verräth, wenn er gezogen wird; Herr einer Dattel, die so alt, als die Schöpfung ist; Besitzer eines von dem Himmel gebrachten Feuergewehres, Nahmens Subabanabunatanatla; eines Pferdes von dem Geschlechte Sorimboramb, welches alle andere übertrifft; Sultan des brennenden Berges und der Berge Guntang-Guntang, welche Palembang und Dschambih scheiden; Besitzer des Elephanten Sattih Dewa; Sultan des goldenen Flusses und Herr der Luft und der Wolken; Herr eines Balli, dessen Pfeiler von der Staude Dschelattang sind, der Gandangs, (Trommeln) welche aus den heiligen Zweigen der kleinen Stauden Pulut Silosurih verfertiget sind, der Gong, welche bis zum Himmel tönet, des Büffels Se Banning Sattih, dessen Hörner 19 Fuß von einander stehen; des unbesiegten Hahnes Sengunannich, des Cocosbaumes, dessen erstaunliche Höhe, und die Schlangen und anders schädliches Gewürm, womit er gesetzt wird, ihn zu besteigen unmöglich machen; der Blume Sirih Mond Schirih von himmlischem Geruche; der wenn er sich schlafen legt, nicht eher erwachet, als bis der Gandang Nolet ertönet, dessen eines Auge wie die Sonne, und das andere wie der Mond ist — erkläret seinen Unterthanen diesen seinen Willen u. s. f.

Herrn von Kempelens Schachmaschine in England. *)

Das mechanische, unter dem Nahmen des Schachspielers bekannte Kunststück, welches vor einigen Jahrzehnden so viel Aufsehen in Europa gemacht hat, war, wie Jedermann weiß, eine Erfindung des ungarischen Edlen und kais. österr. Hofraths Wolfgang von Kempelen, eines Mannes, der von zarter Jugend auf einen entschiedenen Geschmack sowohl, als ein ausgezeichnetes Talent für mechanische Wissenschaft zu Tage gelegt, und sich frühzeitig durch mehrere merkwürdige und nützliche Erfindungen rühmlichst bekannt gemacht hat.

Im Jahre 1769 befand sich Herr von Kempelen zu Wien. Von der Kaiserinn Maria Theresia erhielt er eine Einladung, magnetischen Experimenten beizuwohnen, welche ein Franzose Namens Pelletier, bei Hofe anzustellen gedachte. Wah-

*) Repertory of arts and manuf. April 1819. Gegenwärtig soll diese Wundermaschine noch in Paris seyn.

rend der Sitzung gab er der Kaiserinn zu verstehen, er fühle sich im Stande, eine Maschine zu construiren, die rücksichtlich auf erstaunenswürdige und unerklärliche Wirkungen ungleich mehr, als alle von dem Franzosen zur Schau gelegten, leisten müßte. Die Kaiserinn verlangte, daß er alsobald Hand ans Werk legen möchte. Hr. v. Kempelen versprach es ihr, hielt Wort und präsentirte ihr nach Verfluß von 6 Monathen sein Schachspielendes Automat.

Die Maschine ermangelte nicht, die Kaiserinn, den Hof, und eine bedeutende Anzahl von Gelehrten und Neugierigen, welche kamen, sie in Augenschein zu nehmen, ins größte Erstaunen zu versetzen, und die Tagesblätter der damaligen Zeit flossen über von Äusserungen allgemeiner Bewunderung. Auf den Erfinder des Automats machte ein solcher, sich nicht auf Sachkenntniß gründender Beifall keinen Eindruck; und mit der dem wahren Genie eigenen Gleichgültigkeit weigerte er sich nicht bloß, dasselbe als ein Schaustück öffentlich auszustellen, sondern auch, ungeachtet der ihm angebotenen, beträchtlichen Summe es käuflich abzulassen. Im Gegentheil ließ er, da ihn gerade damals eine andere Untersuchuug beschäftigte, seine Maschine fahren, und legte sie sogar zum Theil auseinander.

Eine geraume Zeit nachher, bei einem Besuche, welchen der Großfürst von Rußland, Paul, zu Wien abstattete, erinnerte Joseph II. sich des Schachspielers wieder, und ersuchte den Hrn.

v. Kempelen, denſelben wieder ſoweit in den Stand zu ſetzen, daß er dem Großfürſten und ſeiner Frau Gemahlinn könne vorgewieſen werden. In fünf Wochen war der Schachſpieler reparirt, und erregte größeres Aufſehen, als jemals. Man drang neuerdings in den Erfinder, daß er die allgemeine Neugierde befriedigen, und ſeinen kunſtreichen Mann, Deutſchland und andere Länder durchreiſen laſſen möchte. Hr. v. Kempelen entſprach dieſem Wunſche, und begab ſich, nachdem er von Sr. Maj. auf zwei Jahre Urlaub erhalten hatte, mit ſeinem Schachſpieler auf Reiſen, kam nach Paris, und im Jahr 1785 nach England. Nach ſeinem 1803 erfolgten Tod verkaufte ſein Sohn die Maſchine an ihren dermaligen Eigenthümer, einen ſehr geſchickten, und gerade in dieſer Gattung von Arbeit von Kempelen allein übertroffenen Mechaniker.

Der Saal (N. 4. Spring gardens), in welchem das Automat gegenwärtig zur Schau ſteht, enthält noch ein inneres Zimmer, in welchem man die lebensgroße Figur eines nach aſiatiſcher Sitte gekleideten Türken erblickt. Dieſer Türke ſitzt hinter einer Art von viertbalb Fuß langem, zwei Fuß breitem, und drittbalb Fuß hohen Kaſten, an den er vermittelſt des hölzernen Sitzes, auf welchem er ruht, befeſtigt iſt. Das Ganze ſteht auf vier Füßen mit Rollen, und läßt ſich im Saale umher ſchieben. Die obere Seite des Kaſtens iſt eine Art von Tiſch, auf deſſen Mitte ſich ein ziemlich großes, etwas hervor-

ſpringendes Schachbrett befindet, auf welches der Türke ſeine Augen gerichtet zu halten ſcheint. Den rechten Arm und die rechte Hand hält er über den Tiſch ausgeſtreckt, den linken Arm aber etwas in die Höhe gerichtet, als trüge er, was bei ſeinem erſten der Fall geweſen war, es aber jetzt nicht mehr iſt, eine Tabakspfeife.

Die Perſon, welche das Automat vorweiſt, macht den Anfang damit, daß ſie dasſelbe auf ſeinen Rollen den Zuſchauern vor- und heranführt, bis an den Eingang des Saales. Alsdann werden an dem Kaſten gewiſſe Thüren, zwei auf der Vorder- und zwei auf der Hinterſeite geöffnet, und eine lange, nicht ſehr tiefe Schublade ausgezogen, welche die ſämmtlichen Schachſteine, ein Kiſſen, um es dem Türken unter den Ellenbogen zu legen, und einige Spielmarken enthält. Zwei kleinere Thüren werden ebenfalls aufgethan, und ein Schirm von grünſeidenem Zeuge, nebſt einem Theile der Kleidung des Türken, beide dazu beſtimmt, die in dem Rumpfe und in den untern Theilen der Figur angebrachten Öffnungen zu verdecken, hinweggeſchoben. In dieſem Zuſtande führt man die Maſchine im Saale herum, um auch die ungläubigſten Zuſchauer in den Fall zu ſetzen, ſich zu überzeugen, daß im ganzen Umfange der Maſchine ſchlechterdings kein lebendiges Weſen verborgen ſey. Durch eine brennende Wachskerze, wodurch der ganze Mechanismus des Werkes eine gewiſſe Transparenz erhält, wird die Unterſuchung des Innern

derſelben noch mehr erleichtert. Verlangt am Ende der Parthie einer der Zuſchauer, daß die Maſchine neuerdings unterſucht werde, ſo wird ſolches ohne Bedenken bewilliget.

Der Rumpf des Türken iſt vermittelſt einer Wand in 2 Höhlungen von ungleicher Größe getheilt von denen die auf der rechten Seite weniger weit iſt, und kaum ein Drittheil der ganzen Leibeshöhlung einnimmt. In dieſer erblickt man, wie in einem zuſammengeſetzten Uhrwerke eine große Anzahl von Rädderchen, Hebeln, Walzen u. ſ. w. Die linke Höhlung enthält einige Räder, kleine Tönnchen mit Federn und 2 Quadranten, deren Flächen eine horizontale Lage haben. Außerdem ſieht man in dem Rumpfe und in den untern Theilen einige Röhren angebracht, welche das Thätigkeits-Prinzip nach den verſchiedenen in Bewegung zu ſetzenden Puncten zu vertheilen ſcheinen.

Wenn es ſich vermuthen läßt, daß die ſämmtlichen Zuſchauer ihre Neugierde möchten befriediget, und ihre Zweifel rückſichtlich auf die innere Anordnung der Maſchine ſowohl, als des Kaſtens aufgehellt haben, werden die Thüren und Schubladen wieder zugeſchloſſen, an dem Leibe des Türken das eine und andere zurechte gemacht, alsdann das Werk vermittelſt eines Schlüſſels, den man in eine kleine, in der Seitenwand des Koffers angebrachte, Öffnung hineinſteckt, aufgezogen, dem Automat unter den linken Arm ein Kiſſen gelegt, und der erſte beſte unter

den anwesenden Schachspielern eingeladen, sich mit ihm in eine Parthie einzulassen. Des Nachmittags um ein Uhr und um drei Uhr bringt der Türke gegen jeden, der ihm in den Wurf kommt, solche Parthien zu Ende, die schon weit vorgerückt sind, und ist jedesmal ganz unfehlbar der siegende Theil. Bey Parthien dieser Art werden die Steine auf dem Schachbrete im voraus in eine bestimmte Lage gestellt. Außerdem spielt das Automat täglich um acht Uhr die gewöhnliche und ganze Parthie gegen jeden Spieler, und ist auch hier in der Regel der gewinnende Theil, obgleich der Erfinder der Maschine sein Augenmerk nicht eben auf dieses besondere Resultat gerichtet hat.

Im Anfange der Parthie wählt sich der Türke die weißen Steine, und thut den ersten Zug, welche unbedeutende Vortheile man ihm gerne zugesteht. Er spielt mit der Linken, und läßt seinen rechten Arm ausgestreckt auf dem Tische liegen. Dieß war ein Versehen von Seite des Erfinders gewesen, welches allzuspät von ihm bemerkt wurde, als daß er der rechten Hand wieder zu ihrem gewöhnlichen Vorrechte hätte verhelfen können. Wenn das Spiel beginnt, so bewegt die Schachmaschine den Kopf, als wenn sie das Schachbrett genauer untersuchen wollte; auch wiederholt sie die nämliche Bewegung, wenn die Parthie beendigt ist. Um einen Stein zu spielen, hebt der Türke seinen linken Arm langsam in die Höhe, und bewegt die Hand nach dem Felde hin

auf welchem der Stein sich befindet. Alsdann öffnet sich die Hand, die Finger thun sich von einander, um den Schachstein zu ergreifen, und ihn auf das Feld zu versetzen, auf welches er zu stehen kommen soll: worauf durch eine sehr natürliche Bewegung der Arm wieder in seine vorige ruhige Stellung auf das Kissen zurückkehrt. Will das Automat seinem Gegner einen sich in Gefahr befindenden Stein wegnehmen, so bewegt es Hand und Arm auf die eben beschriebene Weise, stellt aber den genommenen Stein außer das Schachbrett, kehrt dann zu seinem eigenen Stein zurück, ergreift diesen, und setzt ihn an die Stelle des geraubten. Alle diese Bewegungen werden mit einer Genauigkeit vollführt, welche nichts zu wünschen übrig läßt, und die Geschicklichkeit, womit der Arm auch bei den zartesten und verwickeltsten derselben zu Werke geht, bringt eine Täuschung hervor, in Folge welcher man alle jene Bewegungen für Wirkungen eines mit Nachdenken entworfenen Planes, und einer von Seite des Automaten fortwährend waltenden äußersten Sorgfalt, im Spielen keinen der Schachsteine, mit Ausnahme dessen, der gefaßt und versetzt werden soll, zu verrücken, und überhaupt keine unnütze oder falsche Bewegung zu machen, halten möchte.

Hat der Gegner des Türken einen seiner Schachsteine placirt, so bleibt letzterer einige Augenblicke ruhig, als dächte er über sein Spiel nach; bald aber fängt er an, sich wieder in Bewegung zu setzen. Wenn

er dem Könige Schach bietet, so schüttelt er den Kopf, als wollte er seinem Mitspieler von dem Geschehenen Kunde geben. Wenn sein Widerpart einen Schachstein anders stellt, als solches die Regeln des Spieles gestatten, was öfter geschieht, um zu erfahren, wie er, der Türke sich in diesem Fall benehmen werde, wenn z. B. mit dem Springer ein Marsch gemacht wird, den nur der Thurm machen darf, so schlägt er, zum Zeichen, daß solches nicht angehe, mit der rechten Hand auf die Tafel, stellt den Springer auf sein voriges Feld zurück, gestattet aber seinem Antagonisten nicht, anstatt jenes fehlerhaften, einen zweiten Zug zu thun, sondern spielt, wie wenn er jenen für seine Unaufmerksamkeit strafen wollte, selbst fort. Den kleinen Vortheil, der ihm hierdurch zu Theil wird, scheint der Mechaniker zur Erzielung eines Gleichgewichts der Kräfte zwischen dem Automaten und dem lebendigen Spieler mit in Anschlag gebracht zu haben.

Wer mit der Schachmaschine spielen will, darf nicht versäumen, jedem Stein, den er in Bewegung bringt, genau mitten auf das Feld, wo er ihn haben will, hinzusetzen. Unterläßt er dieß, so würde das Automat, wenn es die Hand ausstreckt, um denselben wegzunehmen, Gefahr laufen, ihn zu verfehlen, was nicht allein die Parthie in Unordnung bringen müßte, sondern auch dem zarten Mechanismus der Finger nachtheilig werden könnte.

Wer einen Stein placirt hat, darf ihn nicht wieder zurückziehen, und wer einen berührt hat, muß diesen und darf keinen andern ziehen. Diese zwei Regeln leiden keine Ausnahme. Wenn der Antagonist es mit einem Zuge allzu lange anstehen läßt, so erfolgt, gleichsam um einen Entschluß zu beschleunigen, von Seite des Türken ein starker Schlag mit der rechten Hand auf die Tafel.

Bei jeder Bewegung, welche die Schachmaschine ins Werk setzt, läßt sich in ihrem Innern ein dumpfes Getöse von im Gange begriffenem Räderwerk vernehmen. Dieses Getöse hört auf, sobald der Arm wieder auf seinem Kissen ruht; alsdann mag der Mitspieler seinen Zug thun. Die Person, welche die Maschine vorweist, zieht dieselbe von Zeit zu Zeit, meist nach zehn bis zwölf Zügen, wieder auf; in der Zwischenzeit spaziert sie im Zimmer herum, nähert sich aber von Zeit zu Zeit, und zwar meist von der rechten Seite her dem Automaten.

Wenn das Schachspiel zu Ende ist, und man die Schachsteine weggenommen hat, so wird einer der Zuschauer eingeladen, einen Springer auf ein ihm beliebiges Feld hinzustellen. Der Türke ergreift den Springer alsobald, und bewegt ihn, unter Befolgung des diesem Steine eigenthümlichen Marsches, dergestalt auf dem Schachbrette herum, daß er nacheinander auf alle 63 Felder zu stehen kommt, ohne jemals auch nur eines zu verfehlen, oder zum zweitenmale auf das gleiche zurück zu kommen. Auf das

Feld, von welchem der Springer ausgegangen, wird eine weiße, und auf jedes der Felder, auf welche er zu stehen kommt, eine rothe Spielmarke gesetzt. Wenn der Spaziergang zu Ende ist, so sieht man alle Felder des Schachbretts, mit Ausnahme desjenigen, von welchem aus derselbe begonnen hatte, mit rothen Marken belegt.

Die Tulpe.

Im XVI. Jahrhundert kam aus der Türkei eine Blume nach Europa, welche so viel Aufsehen erregte, daß es schwerlich einer andern gelingen möchte, so zu allgemeiner und theurer Theilnahme zu gelangen. Es ist dieses die Tulpe. Ihre Benennung Tulipan brachte Busbeck von Adrianopel im J. 1554 nach Europa. Es ist kein Zweifel, daß diese Benennung von Dulband gebildet worden ist, welches das Neßeltuch, den Musselin bezeichnet, den die Morgenländer um den Kopf winden, woraus die Europäer Tulband und Turban gemacht haben, einer Ähnlichkeit jenes Kopfschmuckes wegen. Im Türkischen giebt es für diese Blumen nur das Wort Calé, und ein Tulpist heißt Calezari.

Der berühmte Botaniſt Conrad Geßner sah im J. 1559 die erste Tulpe in dem Garten des Senators Herwart zu Augsburg blühen. Neuhaus, welcher ohne sich weiter darüber zu erklären, die Tulpe die Macedonische Lilie nennt,

ſcheint angenommen zu haben, daß Macedonien ihr Vaterland ſey. Cluſius nennt die Tulpe Caſélaté, und vielleicht iſt dem auch ſo, daß ſie ſelbe aus der Halbinſel Krimm, und zwar aus der Gegend der Städten Caſſa und Carahé, zu den Osmanen übergegangen iſt.

Als die Tulpe in die Niederlande kam, bewirkte dieſelbe eine wahre Manie der Blumiſten und eine reiche Geld- und Handelsquelle der Spekulanten, vornehmlich in den Städten Amſterdam, Utrecht, Rotterdam, Alkmar, Leyden, Harlem, Enkhuiſen, Vianen, Hoorn und Medenblick, am ſtärkſten in den Jahren 1634 bis 1638, wo man den Handel nach dem Gewichte der Zwiebeln, ganz kaufmänniſch ſchloß.

Vierhundert Aß von der Tulpenzwiebel, genannt Admiral-Liefken, koſteten 4400 Gulden, 446 Aß vom Admiral von der Eyk, 1620 Gulden; 1600 Aß Schilder, 1615 Gulden; 410 Aß Viceroy, 3000 Gulden u. ſ. w. Die Stadtregiſter von Alkmar bezeugen, daß 1637 hundert und zwanzig Tulpenzwiebeln zum Nutzen des Waiſenhauſes öffentlich für 90,000 Gulden verkauft worden ſind.

Die Harlemer waren auf dieſen Tulpenhandel ſo erpicht, daß ſie allgemein damals die Blumiſten genannt wurden, und durch dieſe Seuche richteten ſich viele Häuſer zu Grunde.

Geld, Güter, Hof, Vieh, Gerätbſchaften und Kleider wurden für Tulpen-Zwiebeln in Holland gegeben, und verſchrieben. Edelleute, Kaufleute, Hand-

werker, Schiffer, Bauern, Torfträger, Schornsteinfeger, Knechte, Mägde, Trödelweiber ꝛc. ꝛc. Alle waren von gleicher Sucht befallen. Anfangs gewann Jeder, und Viele kamen nach gemachtem Handel, wie die Holländer sich ausdrückten, als de grootse Hansen daher. In allen Städten waren Wirthshäuser gewählt welche statt der Börse dienten, wo Vornehme und Geringe um Blumen handelten, und die Kontrakte mit den größten Traktamenten bestättigten. Sie hatten unter sich Gesetze, Notarien und Schreiber.

Ein Kaufmann hatte eine Tulpen-Zwiebel für 500 Gulden gekauft. Kurz darauf brachte ihm ein Bootsmann fremde Waaren, dem er einen frischen Häring reichen ließ, nebst einer Kanne Bier. Der Schiffsmann sah die theure Zwiebel im Fenster liegen, glaubte es sey eine gemeine, schälte und speiste sie zu dem Häringe. Dieser Mißgriff kostete dem Kaufmann mehr, als wenn er den Prinzen von Oranien traktirt hätte.

Ein Engländer fand in seinem Garten ein Paar Tulpen-Zwiebeln, und steckte dieselben zu sich, naturalistische Beobachtungen an denselben zu machen, aber er wurde als Dieb verklagt, und mußte endlich eine große Rechnung bezahlen.

Im Jahre 1637 fiel der Tulpenhandel plötzlich und konnte sich nie wieder zu seiner vorigen Höhe erheben. Man sah, daß er eine Art von Aktienhandel wär, den die Spekulanten zu seiner Höhe erhoben hatten, und eben deßwegen mußte er auch wieder und

zwar plötzlich fallen. — In England waren die Preise den Tulpen-Zwiebeln gegen die in Holland ziemlich mäßig, und die theuerste, Don Quevedo genannt, kostete im Jahre 1769 nur 2 Pfund. In Teutschland zahlt man noch weniger für die Tulpenzwiebeln, aber geachtet waren sie im 18. Jahrhundert sehr, und mehrere Bibliotheken enthalten ganze Bücher mit Abzeichnungen schöner, in Königlichen und Fürstlichen Gärten blühenden Tulpen.

In der Türkey schrieb Scheich Muhamed Lalézari ein Werk: Wage der Blumen, oder Anweisung zum Tulpen- und Narzissenbau. In demselben verbreitete er sich mit der größten Ausführlichkeit über die Schönheit der Tulpen, ihren Anbau, die Wartung und Pflege derselben, über die Beschaffenheit des Bodens, in welchen die Zwiebeln gelegt werden müßen, um gut fortzukommen und zu gedeihen, und über Alles, was zu der Kultur dieser Lieblingsblume der Morgenländer, die aus den Blättern derselben ein wohlriechendes Oehl ziehen, zu sagen ist. Deßhalb wurde er auch mit dem Beynamen Laléyari, der Tulpist, beglückt, und was noch mehr ihn schmeichelte, soll er selbst sagen:

„Der wundervolle Zauber, der in Gottes Schöpfung sitzenden, erfreuenden Tulpen hatte meine Einbildungskraft erregt und die Schönheit und Einrichtung dieser zierlichen Muster des Bildes vom Weltschmuck, hatten sich auf den Saum meines Gemüthes gemalt. Deßhalb war ich auch mit dem Kuß-

der unterſten Stufen der Schwelle des Kaiſers beehrt, und ward des Beynamens Schukjuſe perweran (Blumenkenner), als einer ehrenvollen Auszeichnung unter meinen Zeitgenoſſen theilhaftig. So habe ich die Perlen verborgener Gedanken von Tulpen in dieſem Büchlein auf die Schnur des Vortrags gezogen und Wage der Blumen betitelt, und habe ſie in Artikeln gefaßt, vorgetragen. Mit Gottes Beyſtand!"

Aussprüche der Minnehöfe.

Den Aufsatz: die Liebeshöfe und Minnegerichte, im ersten Bändchen, und jenen: Die Minnehöfe, in diesem zweyten, vervollständigen wir durch nachfolgende Aussprüche der Minnegerichte, wo, wie der unsterbliche Schiller singt:

— zarte Minne herrschet, wo die Liebe
Der Ritter grose Heldenherzen hob,
Und edle Frauen zu Gerichte sassen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichteten.

Die nähere Kenntniß dieser Minnehöfe verdanken wir außer dem Andr. Capellanus, bereits im fünfzehnten Jahrhundert gedruckt, einer Sammlung von Entscheidungen eines Minnehofes von Martial d'Auvergne, ebenfalls aus dem fünfzehnten Jahrhundert und mehrmals aufgelegt, aus welch letzteren einige solche Aussprüche hier mitgetheilt werden sollen. Das Werk ohne Vorrede hebt gleich mit folgendem Prolog an:

Environ la fin de Septembre,
Que faillent violettes et floure,
Je me trouvay en la grand' chambre
Du noble Parlement d'Amours.
Et advint si bien, qu'on voulait,
Les derniers arrests prononcer.
Et que à ceste heure on appeloit
Le greffier pour les commencer.
Si estoyent illec bien empris,
A les rapporter et avoir;
Au millieu desquels je me assis,
Pour en faire comme eulx devoir u. s. w. durch 62 Verse.

Dann folgen 52 Erkenntnisse: daraus hier nachstehende, wobey es hinreichen wird, das Original nur bey Einem Anfangs mit anzuführen:

Devant le Maire des boys verdz s'est assis aultre proces entre un amourex et sa dame. Et estoit pour raison d'une cotte verte, dent la diete dame se plaignoit, disant, qu'il lui avoit baisée sa robbe etc.

1) Vor dem Maire des boys verds fand noch ein anderer Prozeß zwischen einem Minnenden, und seiner Dame Statt. Und zwar wegen eines grünen Kleides, indem sich die Dame beschwerte, daß der Verklagte ihr das Kleid auf eine so unbesonnene Weise geküßt habe, daß sie zu Boden gefallen sey, und das sie solchergestalt das Kleid dermaßen verschoben, so daß man einen Zipfel ihres Unterkleides habe sehen können. Die Klägerinn bath daher, dem Ver-

klagten zu verbiethen, sie ohne ihre Erlaubniß anzurühren, und ihn anzuhalten, ihr Abbitte zu thun. Ferner ihm zu verbiethen, daß er auf keine Weise ihr nahe komme, noch sich ohne ihre Erlaubniß ihr nähern, oder solches eher thue, bis sie ihn rufe. Durch das Erkenntniß, welches solchergestalt auf den Antrag der Dame abgelassen war, hielt sich der Verklagte beschwert; er appellirte daher an diesen Minnehof, und dieser nahm die Sache an, und erkannte, das recht entschieden, und übel appellirt sey, der Appellant auch in eine Geldbuße und in die Kosten der Appellationsinstanz, mit Vorbehalt richterlicher Festsetzung zu nehmen sey."

2) „Ueber die Festsetzung einer Kostenrechnung zu dem Betrage von 19 Livres, 3 Solé, 6 Deniers Parisis, welche zwey Räthe dieses Minnehofes einer jungen Dame zuerkannt hatten, die solche auf einer Pilgrimschaft, welche sie zum Besten ihres kranken Geliebten mit bloßen Füßen übernommen, zum Handkauf von Rosmarin und Arzneyen zum Behuf seiner Genesung verausgabt hatte, appellirte jener an diesen Minnehof. Dieser nahm die Sache an, und Einsicht von der Kostenrechnung, und entschied hierauf, daß von jenen Räthen wohlgesprochen, und übel appellirt sey, der Appellant mithin in eine Geldbuße, und die Kosten der Appellationsinstanz, mit Vorbehalt richterlicher Festsetzung zu verurtheilen sey."

3) „Ferner kam an den Minnehof ein anderer Prozeß zwischen einem Minnenden, als Appellanten,

gegen seine Dame, als Appellatinn, wegen Verweigerung eines Geschenks. Und trug der Appellant vor: Er wünsche nichts mehr, als die Gewogenheit der Dame zu erhalten, und daß sie sich seiner erinnere. Deßhalb habe er die Absicht gehabt, ihr am verwichenen Neuenjahrstage ein möglichst schönes Halstuch zu schenken, in welches sein Nahme, nebst einem goldenen Herzen eingewebt gewesen. Als er nun dieses ihr überreicht, habe sie dasselbe verschmäht, und nicht annehmen wollen. Ja, was noch schlimmer sey, so habe sie ihm gegenwärtig alle frühere Gewogenheit entzogen. Er wollte also bitten, daß der Minnehof jene Verweigerung für ungegründet erkläre, wenigstens ihn provisorisch wieder in den Besitz der früheren Gewogenheit einweise." Die Appellatinn bemerkte dagegen, daß sie ein Recht gehabt habe, dem Appellanten kalt zu begegnen, weil er sich über sie aufgehalten habe, indem er das besagte Geschenk angeboten. Denn wenn sie selbiges angenommen hätte, so würde sie ihre Minne offenbart haben; da sie aber hierzu keine Neigung fühle, so habe sie mit Recht dieses Geschenk ablehnen dürfen. Sie wolle daher bitten, den Appellanten mit seiner Appellation abzuweisen. Was dessen provisorischen Antrag anbetreffe, so könne derselbe gar nicht Statt finden, denn einem solchen Liebhaber, der seine Dame beleidige, wäre sie keine Gewogenheit schuldig." Der Appellant erwiederte hierauf, in solchen Angelegenheiten müsse man nicht so sehr auf das Geschenk sehen, als auf die Absicht des

Schenkers. Nun betheuerte aber er hoch und theuer, daß er nicht die Absicht gehabt habe, die die Appellatinn seinem Geschenke unterlege, sondern bloß aus Liebe zu ihr dieses Tuch ihr habe schenken wollen, und zwar deßhalb, daß sie sich seiner erinnere, wenn sie das Tuch umschlagen würde. „Er wolle lieber sterben, als ihr mißfallen, und wolle er ihr lieber ein anderes Geschenk, das sie verlangen möge, machen, bitte sie endlich demüthig um Verzeihung, wenn er sie beleidigt habe."

„Die Appellatinn antwortete sodann: die eigenen Anführungen des Appellanten ergäben es, wie sehr er gefehlt habe. Gerade um andern ein Beyspiel zu geben, habe sie nicht anders handeln dürfen, als wie sie gehandelt habe."

„Nachdem nun die Parteyen angehört waren, erkannte der Minnehof nach sorgfältig gepflogener Berathung, daß die Weigerung der Appellatinn wohl begründet, und ihr Verfahren zu billigen sey, daß daher von dem Appellanten übel appellirt worden, und er in die Geldbuße und die Kosten der Appellationsinstanz zu verurtheilen sey."

„Auch wurde das Geschenk für nicht annehmbar erklärt, und allen Minnenden bey willkührlicher Geldbuße, und bey Vermeidung des Unwillens des Minnehofes verbothen, wegen dergleichen Gegenstände ihre Dame vor das Gericht laden zu lassen."

4) „Ein Ritter verklagte seine Dame, der er lange gedient hatte, und trug vor: Um die Zeit, als

er sie zuerst kennen gelernt, sey er wohlhabend gewesen, und wenn sie von ihm etwas gefordert habe, so habe er ihr solches nie verweigert. Hierdurch habe sein Vermögen abgenommen, und er sey in Dürftigkeit gerathen. Er habe nun die Verklagte gebethen, ihm zu helfen; diese habe aber erwiedert, daß sie dieses nicht wolle. Ja sie habe ihm sogar gebothen, sie zu verlassen, weil sie ihre Minne zurücknehmen, und ihm keine Neigung mehr zukommen lassen wolle. Ja, was das ärgste sey, so halte sie sich über ihm auf und zeige mit Fingern auf ihn, eine Behandlung, die ihm weher thue, als wenn ihm ein Dolch durchs Herz gestossen würde. Er müsse daher darauf antragen, daß die Verklagte angehalten werde, ihm wieder freundlich zu begegnen, und Gegenminne zu erweisen, ja ihm den Vorzug vor allen ihren übrigen Dienern zu geben, da er ihr so viel aufgeopfert habe."

„Die Verklagte erwiederte hierauf: Wer Minne verlange, müsse Vermögen haben, und es sey große Thorheit, wenn er von dem andern Unterstützung erwarte. Der Kläger habe früher Vermögen besessen; habe er über die Kräfte desselben hinaus verschwendet, so sey seine jetzige Dürftigkeit seine eigene Schuld. Wenn er ihr damals Freude und Vergnügen gemacht, so habe sie ihn dafür reichlich belohnt. Daß sie die Minne mit ihm fortsetze, könne er nicht verlangen; denn auch sie sey jetzt an einem Orte, wo es der Freuden ermangle. Was sie ihm also gegenwärtig

geben könne, sey ein Stab, und das Wort! Geh deiner Wege."

„Sie müsse daher bitten, die Klage zurückzuweisen, und den Kläger in die Kosten zu verurtheilen. Hierauf nahmen die Gens d'Amours, die den Anträgen des Klägers beygetreten waren, das Wort, und sagten, daß die Verklagte unwürdig sey, daß man in guter Gesellschaft von ihr rede. Nach ihrem eigenen Eingeständnisse, minne sie nur um Geld, und habe also auch Gegenminne gegen Gabe und Geschenk verkauft. Dieses sey eine niederträchtige Handlung. Auch stehe sie in dem Rufe, daß sie von drey oder vier Rittern Huldigungen annehme, und sich überdem noch über dieselben aufhalte. Solches sey für eine Dame doppelt niederträchtig, indem es schändlich sey, Minnedienst mit Verachtung und Spott zu belohnen. Die Gens d'Amours trugen daher darauf an, daß die Verklagte zur Abbitte angehalten, zugleich aber angehalten werden möge, dem Kläger alles dasjenige zurückzugeben, was sie von ihm empfangen habe, und zwar nach einer eidlichen Angabe des Klägers. Daß sie außerdem aus dem Minneorden ausgestoßen werde, da sie sich unwürdig gemacht habe, fürder in demselben zu bleiben."

„Der Kläger nahm darauf wiederum das Wort und erklärte, wie er es zufrieden sey, daß die Dame in dem Besitze der Geschenke, die sie von ihm empfangen habe, verbleibe, und daß er nicht wolle, daß sie derselben beraubt werde. Er verlange nichts, als

daß sie ihm ihre frühere Gewogenheit wieder schenken möge, und verspreche, ihr wiederum nach besten Kräften Geschenke zu machen."

„Worauf sie antwortete: wenn sie ihn wiedersähe, so wollte sie so gegen ihn handeln, als Pflicht und Schuldigkeit ihr heißen würden. Jetzt aber riethe sie ihm, sie zu verlassen, und in eine andere Gegend zu ziehen, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Außerdem trug sie vor: Man könne sie nicht zur Minne zwingen, und wenn solches geschehen sollte, so habe dennoch erzwungene Minne keinen Bestand, ja sie schade demjenigen, der sie erhalten solle, als wenn er gar keinen Anspruch auf dieselbe mache."

„Der Minnehof erklärte hierauf die Sache für geschlossen, und berathschlagte über dieselbe. Sodann, und nach reifer Berathung that er folgenden Ausspruch:"

„Die Verklagte wird verurtheilt, den Kläger alles dasjenige zurückzugeben, von dem er gewissenhaft erhärten wird, daß er ihr solches gegeben habe; und zwar ohne Rücksicht auf das Anerbiethen, welches er ihr gethan, daß er zufrieden sey, ihr alle diese Geschenke zu lassen. Solches Anerbiethen verwirft vielmehr der Minnehof, theils weil die Verklagte solches nicht angenommen, theils weil sie sich dessen durch ihre Undankbarkeit verlustig gemacht hat."

Der Minnehof befiehlt ferner die Herausgabe bey Vermeidung der Ausspfändung und der körperlichen Haft, und stößt die Verklagte aus dem Minne-

orden, erklärt auch endlich, daß dieselbe in Zukunft als eine öffentliche Dirne zu betrachten sey.

5) „Auf den Antrag des Procureur général d'Amours wurde eine alte Dame verhaftet, weil sie gegen den Minneorden schändliche und ehrenrührige Schmähungen ausgestoßen. Und sie gestand ein: wie sie nicht leugnen könne, solches aus Haß, und deßhalb, weil man sie nicht mehr zu den Vergnügungen desselben, als z. B. den Gastmählern und Hochzeiten, gleich den übrigen, einlade, gethan und gesagt zu haben: wäre sie ein Mann, wie sie eine Frau sey, so würde sie es nicht zulassen, daß Frauen und Töchter in den Minneorden träten. Die Gens d'Amours teugen daher unter Vorlegung der Verhörsprotocolle darauf an, daß die Angeklagte andern zum warnen Beyspiel körperlich gezüchtigt, die Zunge ihr ausgeschnitten und sie gebrandmarkt werde, auch daß sie aus dem Minneorden auszustoßen, und ihr Vermögen zu confisciren sey."

„Die Angeklagte trug dagegen vor, daß man die Worte von Damen nicht so genau nehmen dürfe; denn oft sprächen sie unbesonnen, und sogar über sich selbst. Indessen wolle sie bekennen, daß sie sehr gefehlt, und die gedachten Worte gesprochen habe. Solches sey aber nur in der Hitze und aus Unbesonnenheit geschehen, und zwar deshalb, weil sie jetzt oft übergangen werde, und weil man sie zu den Minnefesten nicht einlade."

Der Minnehof hat hierauf nach Einsicht der Verhörsprotocolle, und nach reifer Betrachtung, so wie nach Anhörung der Gens d'Amours erkannt, daß die Angeklagte, wegen der von ihr begangenen Ungebührlichkeit, zu verurtheilen sey, ein Täfelchen mit folgender Innschrift an dem Halse zu tragen: Zwar war ich nie Mörderinn, noch Spitzbübinn, noch habe ich früher die Minnenden beleidigt, doch zuletzt hatte ich eine lose Zunge. Nehmt euch daher in Acht, was ihr redet.

6) „Auf den Antrag des Procureur général d'Amours und auf Befehl des Minnehofs wurden zwey Leute verhaftet, die ohne Grund und Ursache mehreren Damen durch ihre lose Zunge alle Ehre abgeschnitten hatten. Sie wurden deshalb vernommen, und gestanden solches ein."

„Und zugleich, daß sie während gewaumer Zeit über die Minne übel gesprochen und unzüchtige und schmutzige Reden, welche wegen ihrer Unziemlichkeit nicht wiederhohlt werden können, ausgestoßen hätten."

„Der Minnehof entschied, nach Einsicht der Verhörsprotocolle, daß alle beyde drey Sonnabende hinter einander mit Ruthen zu züchtigen, und zugleich aus der Minnegesellschaft auszustoßen seyen. Gleichfalls befahl der Minnehof, daß alle diejenigen, welche sich beygehen lassen würden, ehrenrührig von den Damen zu reden, der Vorrechte der Minne verlustig seyen, und andern zum warnenden Beyspiel, hart bestraft werden sollten."

Das Werk ſchließt dann alſo?

L'arrest fini, et dict President qui estoit las, et n'en pouvoit plus, dist au peuple illec attendant:

Le Greffier dira le sur plus,
Pour moy je n'en ouy rien plus,
Aussi le Greffier s'advenca
De plusieurs aultres Arrestz dire:
Mais de tous ceulx, qu'il prononca,
Ne peux rien rapporter n'escripre,
Il avoit, un peux la voix casse,
Tant qu'on ne la pouvait entendre,
Et moy j'ai la venue un peu basse.
Si eust Arrestz et Iugemens
Prononcez lors, tant que merveilles,
Dont je veiz maints povres amans
Plourer, et grater leurs oreilles;
Ceulx qu'ilz cuidoyent estre pour eulx
Furent contre, je vous affie
Si les jugemens sont doubteux,
Il n'est pas saye, qui s'yfie,
Si foy vecu ja depuis long tems
Que plus ne serviray Amours
Si j'ay mespris, je m'en repens;
Ailleurs me fault prendre mon cours.
Et quant est despoir, es recours.
Ils m'ont esté trop rigoreux;
Et pource substiendray tousjours
Que les loyaulx sont les plus doloreux.

Näheres über dieſen M. d'Auvergne, ſein Buch, deſſen verſchiedene Auflagen, u. ſ. w. zu erörtern, haben wir für jetzt nicht vor. Es würde

auch ziemlich überflüßig seyn, da die Lesewelt ein meisterhaftes Buch besitzt, das über diese Materie fast Alles erschöpft, und sich daher Jedermann, dem es um weitere Kunde zu thun ist, leichtlich unterrichten kann. Es heißt: „Die Minnehöfe des Mittelalters und ihre Entscheidungen oder Aussprüche" 12. Leipzig 1821." Wem der Haupttext dieses mit überaus vielem Fleiße und echt kritischem Geist verfaßten Buches nicht genügen sollte, der findet die besten Quellen treu angezeigt aus denen er dann weiterhin schöpfen mag.

Vom Cid.

Das Bild eines wahrhaft großen Mannes, mögen auch Jahrhunderte verschollen seyn, geböret immer zu den erhebendsten. Ein solches ist Don Rodrigo Diaz Graf von Vivar, wahrscheinlich im Jahre 1026 geboren. Er ist wie Johannes v. Müller sagt, einer der Wenigen, welchen so gut wurde ohne Trug noch Verbrechen oder zufälliges Glück bei ihrem Leben Königen gleich und ewig der Stolz ihrer Nation zu seyn. Es ist hier nicht der Ort, die Meinungen, ob die erste merkwürdige Begebenheit mit der herrlichen Ximene einen festen Grund in der Geschichte habe oder nicht, einander entgegenzustellen; wir kennen dieselbe nur aus Mährchen und Liedern und dramatischen Dichtungen; doch wollen wir nicht absprechen, wo vieles die Zeit noch erklären und ferneres Forschen zeigen dürfte, daß das Unerwiesene nicht immer unerweislich bleibt.

Unsers Herders großes Meisterwerk: „der Cid nach spanischen Romanzen besungen," ist von der Art

daß jedes Lob nur Satyre wäre. Wir denken hier an ein altes Sprichwort und erinnern uns an viele Lobbudeleien unserer gegenwärtigen Zeit, wo manche auch von der Art waren, daß sie den Partheyischen selbst ekelhaft erschienen. — Wann wird dieses aufhören? — Nie; — sey es nie, — das Einzige hat das Große voraus, daß es keiner Vertheidiger bedarf; der hohe Charakter des Cid tritt in Herders Gedicht (3) sogleich hervor, wo er Don Gormaz, welcher seinen Vater so tief beleidigte anspricht:

„Kanntet Ihr o edler Gormaz,
Mich, den Sohn des Don Diego,
Als Ihr Eure Hand ausstrecktet
Auf sein ehrenwerth Gesicht?"

Dieses ist eine Frage, welche weder mit Ja noch Nein zu beantworten blieb. — Seinen geraden durchgreifenden Sinn kann keine Stelle besser schildern als diese, wo er mit seinem Vater Burgos in des Königs Hof anlangt.

„Auf Maulthieren ritten Alle;
Er allein auf einem Roß.
Bisamhandschuh trugen Alle,
Er allein den Reiterhandschuh;
Alle reich in Gold und Seide,
Er allein in Waffenwehr.

Ein solcher mußte es auch seyn, der, wie könnte es nicht wahrscheinlich seyn, im Anfang seiner Laufbahn sogleich fünf Könige der Mauren seinem Herrn Fer-

nando, den Groſsen (dieſen Beinahmen erwarb ihm der Held) unterwürfig machte. Nun hieß er von ſeinen Feinden ſo genannt: el mio Cid (mein Herr). — Es folgt nun eine ſpaniſche Romanze, aus welcher erhellt, daß Cid ſowohl gegen den Kaiſer der Deutſchen Heinrich, den dritten, als auch gegen den König der Franzoſen glücklich gefochten habe. Herder gibt Folgendes darüber:

„Ihm entgegen zog Graf Raimond
Von Savoyn mit vielen Reſſen
Doch der Cid, er ſchlug den Grafen,"
Auch der König der Franzoſen
Sandt dem Cid ein Heer entgegen,
Das er ſchnell zerſtreuete;
Daß in Eile Pabſt und Kaiſer
Beide des Tributs vergeſſend
Bothſchaft ſenden zu Fernando
Nur den Cid hinweg zu ziehen.

Hierüber äußert ſich J. v. Müller auf nachſtehende Art: Möglich iſt es, daß Kaiſer Heinrich der dritte unter den Deutſchen beinahe der Mächtigſte in der Blüthe ſeines Glücks, von einem deutſchgebornen Pabſt, (Victor dem Zweiten, ein Graf Calw) begünſtiget, auch über Spanien, veralterte kaiſerliche Obergewalt in Anregung bringen wollte. —

Die Beſcheidenheit des Cid im Bewußtſeyn ſeiner Größe und das Bewußtſeyn Fernandos in Beſcheidenheit ſeiner Antwort wird uns in der Romanze 18 wo Geſandte der Mauren zum Cid (Ih-

ren vermeintlichen Gebiether) mit Geſchenken kommen, recht klar. Cid antwortet ihnen:

Freunde, Ihr irret
Wo mein Herr der König Hof hält
Bin ich ſelber ein Vaſall. —

Worauf der König ſpricht:

Sagt eurem Herren
Daß ihr Lehnherr
Kein Monarch zwar ſey, doch lebe
Mit Monarchen. —

Die Gedanken der Mauren ſind am Schluß ganz treffend geſchildert:

Alſo kehrten die Geſandten
Rückwärts ohne Recht zu wiſſen
Wer Vaſall und König ſey. —

Nach Fernandos Tod erfolgte die Theilung des Reichs. Cid lebte nun unter Don Sancho dem Starken. Die nächſtfolgenden Romanzen ſchildern uns dieſen Don Sancho als einen böſen, ſehr böſen Fürſten. Wer kann dieſen Vorhang lüften und zurückſchauen in die unendliche Zeit, wo es nicht einmal vergönnt iſt, den Augenblick der Gegenwart anzuketten an die Pfoſte der Zukunft. Sancho gerieth mit Brüdern und Schweſtern in Zwieſpalt, wahrſcheinlich wegen den Alleinherrſchaft; doch ſiegte er bei Leantada am Piſuerga wo Cid Campeador das Panner trug, und als bei Golpejares die Brüder gewannen und Sancho nur der Schnelle ſeines Pferdes

vertraute, wendete der Cid die Schlacht, und des Königs Bruder Alfonso wurde von ihm gefangen. —

Sancho zog nun gegen Zamora, der festen Stadt seiner Schwester Uraka. Hier erzählt die Geschichte eine That deren die Romanzen nicht erwähnen. Vor den Mauern Zamoras greifen fünfzehn Bewaffnete den Cid plötzlich an; einen erschlug er, zwei rannte er nieder, und die zwölf übrigen ergriffen vor seinem Blick erschreckt die Flucht.

Als Gegensatz davon geben uns die Romanzen 28 und 29 an, daß Cid vor Zamora sich mit seinem König Sancho entzweite, weil er unverrichteter Dinge nach seiner Absendung in diese Stadt zurückkehrte.

König Sancho spricht:

Solches ist der Kön'ge Schicksal
Wenn Sie mit zu wenig Klugheit
Zu viel Ehr erzeigen Einem
Einem stolzen Unterthan.
Ihr Graf von Vivar ich weiß es
Jenen kecken Zamoranern
Richtet Ihr den Ungehorsam
Und das Widerstreben an. —
Fort dann! fort,
Aus Castilien, Weg aus allen
Meinen Reichen! —

Der Cid fragt:

„Auch aus denen
Die ich euch erobert habe?
Oder nur aus denen Reichen
Die ich König, euch erhielt?"
„Fort aus allen!"

Den Rodrigo

Der gedankenvoll erſt da ſtand
Lächelte, ſah ruhig um ſich,
Und — beſtieg ſein Roß Babieca;
Todesſtille herrſcht im Lager
Denn der Cid — er iſt hinweg.

Sancho wurde vor Zamora meuchelmörderiſcher Weiſe erſtochen und deſſen Bruder Alfonſo der Sechſte, der Tapfere, auf den Thron berufen. Alfonſo gab dem Cid ſeine Nichte Donna Ximena zur Gattinn; es muß alſo deſſen erſtere Frau gleichen Nahmens Ximene bereits verſtorben geweſen, oder das Frühere ganz erdichtet ſeyn. Nach manchen Schlachten und Siegen müſſen zwiſchen Alfonſo und dem Cid wieder Zwiſtigkeiten eingetreten ſeyn. Alſo er ſcheint nicht vergeſſen zu haben, daß Cid ihm einen Eidſchwur abforderte, daß er am Mord ſeines Bruders, Sancho keinen Antheil habe. — Bitter ſagt Alfonſo ihm:

„Kurz des Unbenehmens halber
Und Beſcheidenheit zu lernen,
Weiſ' ich euch aus meinen Landen
Don Rodrigo auf ein Jahr.
Und ich nehme vier der Jahre
Sprach der Cid. —

Die Verweiſung ſcheint auch mehrmahl vor ſich gegangen zu ſeyn, aber Cid „bei ſeiner Geradheit, bei ſeiner ſtrengen Tugend großmüthig und gut, edel im höchſten Sinn, unbeugſam und Verächter eines weichlichen Lebens, ernſt in ſeinen Zügen, mit breitem langen Bart, er erweckte nur Ehrfurcht und Scheu.

Sein theurer Freund in Glück und Fährde, Minaya, sein Weib Ximene, seine Kinder, sie waren seine Freude, das Hofleben war ohnehin nicht seine Sache."

Nach außerordentlichen Heldenthaten und glücklichen Feldzügen kam es bei einem solchen Charakter endlich natürlich doch so weit, daß er unmittelbar vom König verfolgt wurde. Niemand bewillkommte ihn, nirgends fand er Unterstützung, er litt Mangel an allem auf das Äußerste. Er hatte für Weib und Töchter, für Krieger und Pferde zu sorgen. — Da halfen ihm — nicht Spanier — nein Juden, denen er zwei in Jahresfrist auszulösende oder zu eröffnende Kisten mit Silberzeug verpfändete: das Silber war nicht darin, aber des Campeadors Wort war Gold.

Dennoch war es keine Täuschung
Denn mein Wort war in den Kasten
Und mein Wort ist gutes Geld.

Cid zog nun in neue Kriege (auf eigenen Degen) gegen die arabischen Fürsten immer siegreich. Den Abschied von seinen Weib schildert uns die Romanze 48. Sie ist in jeder Hinsicht ein wahres Muster und wir können uns nicht versagen, einige Lehren des Cid anzuführen:

„Jeder Edle ist dem König
Dienste schuldig; dem Gerechten
Leistet man sie pflichtenmäßig,
Undankbaren schenkt man sie. —

Jeden Augenblick des Tages
Wendet wohl an, nähend, ſtrikend,
Singt am Abend mit den Töchtern
Und um euer Haus zu ordnen
Wachet mit Auroren auf. —

Arbeit iſt des Blutes Balſam
Arbeit iſt der Tugend Quell.

Eure reiche Kleidung ſchließet
Ein bis auf mein Wiederkommen.

Die Töchter, läßt an eurer Seite
Schlafen, und hinaus ins Grün
Nie ausgehen ohne Euch. —

Keiner Freundinn auch der beſten
Zeiget einen meiner Briefe.

Nehmet Rath von keinem Manne
Fragt was ich Euch rathen würde
Wär ich da, und folgt dem Rath.

Zwei und zwanzig Maravedis
Laß ich euch zur Tages Ausgab,
Haltet euch darnach; der wahre
Adel ſteht nicht im Erſparen
Weniger im Vergeuden noch.

Seyd ihr geldbedürftig, laſſet
Keinen als nur Mich es wiſſen.

Einen Theil der Beute ſandte Cid an Alfonſen und dieſer „ſo oft der Hof ihm nicht mißleitete, auch er keine gemeine Seele" beſuchte ihn auf der

Gränze zu Requenna. Wie wandte ſich nun mehr Ihre Freundſchaft?

Jetzt erſchienen zwei Brüder:

„Zwei junge Grafen
Reiche Grafen Carrion

und warben um Cids Töchter Donna Elvira und Donna Sol. Aber kaum hatten dieſe lieblichen Jungfrauen mit ihrem Reichthum und ihren Koſtbarkeiten jene unbeſonnenen Burſchen Diego und Fernando erbeutet, als ſie mit ihnen in ihr Land ſich zurück begaben und in einer rauhen Berggegend die Frauen entkleideten, und ſchlugen, banden und liegen ließen; den Werth ungefähr 2000 Mark, (ſie meinten in Carrion gute Tage zu haben), nahmen ſie mit nach Carrion und freuten ſich ihres hohen Adels und daß ſie Schurken ſeyen.

Cid erfuhr Alles, der König richtete, Campeador ließ ſeine Ritter in die Schranken, die die Knaben niederrannten und ihnen das ehrloſe Leben ſchenkten. —

„O wie ſchändlich, riefen alle
Schändlich iſt auch der Beſiegt“

Cids letzte That war die Einnahme von Sagunt; auch bei dieſer bewies er abermahls die Güte ſeines Herzen. —

„Don Rodrigo Diaz, der Cid Campeador, der zu guter Stunde geborne, zu guter Stunde umgürtete Ritter“

(el que en buen ora nasco;
el que en buen ora cinxo espada.)

ſtarb zu Valencia in vierten Jahr nach Saguntś (oder Murviedros) Eroberung ungefähr am 10. July 1099, ein unter allen Umſtänden ſich gleichgebliebener Mann. Bei Conſuegra in der Mancha fiel ſchon früher ſein Sohn Diego Royz und Donna Ximena zog mit ihren Töchtern Maria (welche um 1103 einen Berenguel Grafen zu Barcellona ehligte), Ximena (von welcher die Grafen Foir abſtammen) und Chriſtina (welche Ramiro Infant von Navarra heirathete) nach Caſtilien). Der Romanze nach wären die Töchter Elvira und Sol von Sancho und Garcia Infanten zu Arragonien und Navarra geehliget worden, welches alſo ganz verſchiedene Heirathen als oben genannter Schweſtern geweſen ſeyn müßten. Es ſcheint hier eine bedeutende Verwirrung obzuwalten.

Zu Sankt Peter de Cardenna iſt der Held eingeſenkt. Alfons der X. ließ 1272 das Grab erneuern und da es ſpäter verändert wurde, befahl Carl V. die Herſtellung auf dem alten Platz. Vor dem Kloſter liegt unter Bäumen auch das Pferd Cids, welches er von früher Jugend in allen Waffenthaten geritten haben ſoll, Babieca, genannt.

„Cid bleibt, er wird bleiben ſo lange für echten Edelſinn in menſchlicher Bruſt ein Gefühl noch übrig iſt.“ —

W — b.

Von der Galanterie der Ritterwelt.

Liebe war stets im Gefolge des Krieges, und selbst Mars vergaß sich bei der Venus, und ließ sich in Hephästos künstliches Netz locken zum unauslöschlichen Gelächter der seligen Götter. Jason und Theseus tödteten Drachen und Minotauren um Minnesold, Helena veranlaßte den Krieg gegen Troja, Hercules spann am Rocken der Ompbale, Simson verlor seine Kraft im Schooße der Delila, wie so viele Söhne des Mars in unsern weit bedenklichern Zeiten! Die Wachparade ist auch die Parade der Schönen, und eine Feder auf dem Hute electrisirt mehr, als ein ganzer Bund hinter dem Ohre — und nun erst der klirrende Sporn und Säbel, der glänzende Orden — das tanzende Pferd mit dem kühnen Reiter? Alle Nerven beben — jeder Funke des Hufschlages zündet im fühlenden Herzen, und Lieutenant kommt von — locum tenens!

In dem zehnten und eilften Jahrhundert, wo wildes Faustrecht hie und da aufs Höchste gestiegen

war, erlitt auch das schöne Geschlecht manche arge Verachtung. Der Ritter war rob, und selbst die gebildetere Geistlichkeit, legte gerade umgekehrt mit Tacitus, den sie nicht las, dem Geschlecht etwas Unheiliges und Verunreinigendes bei. Es war ihm verbothen, das Altartuch zu berühren, und gebothen beim Empfang des Abendmahls Handschuhe anzulegen. Kann man es nun den bürgerlichen Gesetzen verargen, wenn sie dem Eheman erlaubten, sein Weib zu mißhandeln, ja im Zorne zu tödten, wenn er nur schwören konnte, daß es ihn im Herzen gereue? Die Unschuld wurde so oft verläumdet, daß eben so viele Zweikämpfe darüber Statt fanden, und die Normänner, Hunnen und Slaven waren es nicht allein, die Weiber und Mädchen wie Schafheerden fortschleppten, sondern die Ritterwelt selbst zog Weiberraub der Freierei vor, weil es wie Muth aussahe, und auf jeden Fall abenteuerlicher herauskam. Eine Braut durfte es nicht wagen zur Kirche zu reisen ohne bewaffnete Brautführer — diese Zeit ist vorüber, aber die Brautführer erinnern noch an jene gewaltthätigen Zeiten.

Es mußte als hohe Tugend erscheinen in solcher Zeit sich der Bedrängten anzunehmen, und Männer, deren Muth sympathetische Gefühle leiteten, als Helden dasteben. Diese Anarchie und Wildheit selbst mußte eine gewisse Ordnung herbeiführen, und so erschien neben dem Gottesfrieden der Kirche,

und den Gottesurtheilen, die Verbindung edler und feiner fühlender Seelen — die Ritterschaft zum Schutze des schönen Geschlechts. Die Zurückgezogenheit der Frauen auf ihren Burgen, die nur an Gallatagen in männlicher Gesellschaft erschienen, die hohe Ehrerbietung, an die der Knappe gegen seine Erzieherinnen sich gewöhnte — die Ehrfurcht gegen die lehnsherrliche Familie, der Antheil dieser Frauen selbst an Waffenthaten und Kriegsruhm — die Sorgfalt, mit der sie eigenhändig die Ritter zum Kampfe waffneten, und nach dem Kampfe wieder entwaffneten mit Umlegung des Scharlachmantels, erzeugte denn das überschlagend, was man Galanterie zu nennen beliebte; d. h. jene überspannte, lächerliche und ceremoniöse Ehrerbiethung gegen die Damen (Curialitas, curialis facetia, Curtoisie) ein Hauptcharakterzug eines Chevalier preux et courtois dessen Ideal der Franzose war, und noch ist! Percival sagt von einem galanten Ritter:

Er war gar courtios
sein Vater war ein Franzos!

Die erneuerten Cölibatsgesetze, die verbothenen Grade, die vielen Nonnenklöster, die scharfe Adelsprobe, die Hindernisse, die nicht selten Alter, Stand, Vaterland, Lehnsverband, und lange Entfernung auf Heerfahrten und Kreuzzügen in Weg legten, mußten nothwendig der Liebe einen romanhaften

Schwung geben in die Regionen der Phantaſie, die ohnehin geſpannt genug war durch die Züge gegen die Ungläubigen und ans heilige Grab, durch Wallfahrten, Glauben und Aberglauben jeder Art. Was anfangs wirkliche Sehnſucht geweſen ſeyn mochte, reine Ergießung einer Liebeshoffnung ohne Genuß, wurde zuletzt Gewohnheit, Mode, Dichtung und reine Grimaſſe. Wahre leidenſchaftliche Liebe mag leicht zum Heroismus begeiſtern — aber endlich übernahm bloße Heuchelei und ſüßliches Ceremoniel die Rolle, und weibliche Eitelkeit war auch damit zufrieden, wie heut zu Tage mit dem fadeſten bon ton. Die Liebeslieder der Ritter ſind noch weit ſchmelzender als Siegwarts Klaglieder auf dem Grabe ſeiner Marianna — aber konnte ſo kräftigen Ritternaturen mit Mondſchein gedient ſeyn, und mit Silberſtimmen? Und läßt ſich von den Damen dieſer Zeit annehmen, daß ſie bei kühnen Wägſtücken der Ritter weniger nachſichtig geweſen ſeyn ſollten? Montesquieu nannte daher mit Recht die Galanterie — die Lüge der Liebe! die Züge der wahren Rittergalanterie — ſind höchſt ſparſam in der Geſchichte aufbewahret, während die Romane davon wimmeln; jeder urtheilt nach ſeinen Erfahrungen, Launen und eigenen Herzensgefühlen. Enthuſiaſten erheben ſie zur platoniſchen Liebe, zur Erzeugerinn aller Ritterthaten und Tugenden des Mittelalters, Proſaiker erklären ſie wieder für eine nichtsſagende Etiquette, Modeton, und einen Roman. Die Wahrheit ſcheint auch hier in der

Mitte zu liegen, und es ist sonderbar, daß sich das Wort Galant in jenem Sinne in keinem Werke findet, älter als das sechzehnte Jahrhundert. Es scheint von dem altgallischen Wort Gal, geputzt und munter herzukommen, und in dem ältesten Roman von der Rose heißt es:

La bella fut bien adornée,
A d'un lilet d'or galante.

Hieraus entstand die Galla der Höfe — die Galanterie oder Kunst zu gefallen, die der Ritter auch auf Muth und edelmüthiges Betragen loblichst ausdehnte, bis es die heutige Welt zur Coquetterie herabwürdigte, zum faden bon ton, ja zur französischen Galanterie — qu'on attrape!

Liebe ist eigentlich heiliges Geheimniß des Herzens — die Ritter machten daraus eine systematische Liebeskunst, und eine ovidische Ars amandi. Es wurde Sitte, eine Dame des Herzens zu wählen, sie als Idol zu vergöttern, und wie die Sonne zu betrachten, die zu allen Ritterhandlungen leuchten mußte, wobei das Herz so kalt bleiben konnte, als ein von der Wintersonne gebeitztes Zimmer. Mit Recht sprachen sie daher nicht von Liebe, sondern von Minne. Aber leugnen läßt sich nicht, daß dieses uns so sonderbar scheinende Minneverhältniß den rohen Ritter entwildert, Artigkeit, Zucht, Sittlichkeit gelehret, und ihn mehr oder weniger ehrbarer, milder und besser gemacht hat. Jeder

Ritter war, wie der Äolus der Alten, ein Muſter der Höflichkeit, und für jede Göttinn, die ihre Zuflucht bei ihm ſuchte, hatte er Sturm und Wind bereit. Wenn der Römer ſeine Briefe mit einem Vale ſchloß, ſo ſchloß der Ritter: „Ich bitte Gott, daß euch eure Dame Freud gebe, und was ihr wünſchet!“ — Walter von der Vogelweide definirt die Minne: Minne iſt zweier Herzen Wonne — die Kantlinge aber: Setzung des Ich in's Nicht-Ich!

Die vollkommene Liebe zu Gott beſtand damahls in Demuth, Zerknirſchung und Entſagung aller Freuden dieſes Lebens. Wie leicht war der Übergang und Schluß: Alſo gefällt auch der Dame, deren vergöttertes Bild meine Seele fullt, derſelbe Dienſt — Tapferkeit, wie Dulden und Selbſtquälen. Ritter fanden Geſchmack an Dichtungen ohne alle weitere Kritik, und ſo mögen Schwärmer leicht ſolche zu realiſiren verſucht, Eitelkeit und Ruhmſucht leicht in dieſer Spannung ohne allen Genuß — Schadloshaltung gefunden haben. Das Zeitalter fand Geſchmack an Idealen — die Galanterie wurde höfiſche Sitte — Zeitvertreib — und man fand Entſchädigung und Abhülfe im Gynäceum. Der Ritter machte deſto weniger Umſtände mit Zofen, gemeinen Dirnen, und den Lotrices, von welchen einige meretrices ableiten wollten!

Aber auch bei Damen, die ja auch von des Mannes Rippe genommen ſind, mag lange Aufwartung,

berühmter Nahme, Treue und Verschwiegenheit weiter geführt haben. Oft heißt es bey den Troubadours: „il fut valeureux et courtois Chevalier, mais — grand trompeur des Dames.

Viele Ritter mögen indessen wie Petrarca geliebt haben, der zwanzig Jahre lang die Komödie der Nichterhörung mit seiner Laura spielte. Dichter sind eigene Leute. „Sie wird mich sterben lassen, singt ein Troubadour, und Sie könnte mich retten mit einem Faden aus ihrem Handschuhe und mit einem Haare ihres Pelzes!" — Wieland küßte ja auch nach drey Jahren seiner Gattinn zum ersten Mahle — die Hand. Das Herz hat seinen eigenen Weg und die Sinne auch. — Petrarka schwärmte für seine Laura, Mutter von vielen Kindern, was ihn aber nicht abhielt, selbst zwey Kinder zu zeugen in prosa — Ideal und Wirklichkeit! Und so machten es auch die Ritter. Die Damen hatten gar zu viele Ansprüche — waren oft gar zu lange spröde und launisch, und daher verfiel auch unsere weit mehr philosophischere Zeit auf die — filles entretenues.

Die Ritter hatten in die Kunst zu lieben alle Förmlichkeiten des Lehnwesens gebracht. Man weihete seinen Dienst der Dame unter dem Ceremoniel der Investitur, man trug Gürtel, Ringärmel, Kniebänder der Gebietherinn, und sie wieder ähnliche Zeichen: die bloße Berührung des Degengriffs machte Schwärmer zu Helden.

Man ließ Messe lesen und stiftete Kerzen, um eine Spröde zu erweichen, ließ sich, wenn man mit ihr brechen wollte, absolviren, und die neue Geliebte forderte Erlassung des Schwurs von der Verlassenen! Wenn wir den Provenzal-Dichtern glauben dürfen so war die Wartezeit sieben Jahre!! nach Vorgang des Erzvaters Jacob, der eben so lange um Rahel diente, ließ dann die harte Schöne den treuen Ritter noch unbelohnt, so war es erlaubt, sich anderswohin zu wenden!

Stillschweigen war eine Hauptpflicht der Ritter, die uns ungemein gefällt, weil sie so viel verräth. Perceforest erzählt von einem Feste, wo 800 Ritter, jeder mit seiner Dame — **aus Einer Schüßel aßen** — und im **Lancelot du lac** beklagt sich Eine, die mit einem eifersüchtigen Manne geplagt war, „daß es schon ungeheuer lang sey, daß ein Ritter — aus ihrer Schüßel gegessen habe!" Im Ganzen scheint es nach den Troubadours, Contes und Fabliaux, den Ritter-Romanen und dem ältesten, einflußreichsten von allen, dem Roman de la Rose (1260) hergegangen zu seyn — **tout comme chez nous!**

Ganz dieser galanten Zeiten würdig waren die Gerichtshöfe der Liebe, Minnehöfe, (wie oben zu ersehen) welche mit Witzköpfen, vorzüglich mit Damen besetzt, gleich den Scholastikern, die spitzfindigsten Liebesfragen entschieden. Diese sonderbare Anstalt scheint sich nicht außerhalb Frankreich verbreitet zu haben. Man

compromittirte auf sie in allem Ernste, in Fällen, wo die ritterliche Galanterie gegen Damen verletzt zu seyn schien. Unter den vorgelegten Fragen sind z. B. nachstehende: Wer wird am meisten geliebt, der gegenwärtige oder abwesende Liebhaber? Was reizt am meisten zur Liebe, die Augen oder das Herz? Verliert ein Ritter ein Auge oder sonst ein Glied: darf man ihn verstoßen? Soll man mit Jünglingen oder Männern minnen? — Gelegenheitlich der Geschenke wird bemerkt, daß Ringe am kleinen Finger der linken Hand zu tragen seyen; weil mit der linken unehrbare Dinge am wenigsten betastet werden, und Leben und Tod seinen Sitz habe im kleinen Finger. Eine Dame verklagte ihren Ritter, daß er ihr das Kleid so zerküßt, daß sie zu Boden gefallen, und man den Zipfel ihres Unterrocks gesehen habe, worauf der Minnehof Abbitte verfügte, und daß er sie nie wieder anrühre ohne Erlaubniß. Eine alte Dame, die aus Neid über die Minnehöfe geschimpft hatte, wurde verurtheilt, ein Täfelchen am Halse zu tragen mit der Inschrift:

En ma vie je ne fus meutriére
ne larronneasse, ne coustumiére,
mais j'ai eu la bouche trope légère,
gardez vos langues de parler!

Im Übrigen beziehen wir uns, was die Minnehöfe betrifft, auf die obigen Aufsätze.

Verschieden von diesen Minnehöfen war die sogenannte Brüderschaft der Galois und Galoises —

eine wahre Zunft verliebter Bußfertiger, um die hohe Leidenschaft der Liebe noch durch höhere Standhaftigkeit im Dulden an Tag zu legen. In der wärmsten Kleidung saßen sie in größter Sommerhitze am Feuer, und so wie sie im Sommer Alles thaten, was Andere nur im Winter thun, so thaten sie auch zur Winterszeit, was man nur in den Hundstagen thut, trugen die leichtesten Kleider, und ins Camin legten sie, statt dürren Holzes, grüne Blätter, und so starben viele als Märtyrer verliebter Schwärmerey. Man sieht, den Leutchen war mitunter allzuwohl, daher verfielen sie auf solche Grillen, auf Minnehöfe und verliebte Büßer, die da starben unter erbaulichen Gesprächen über Galanterie und Minne.

Der Ritter Curcy, vor Acre tödtlich verwundet, erinnerte sich seiner Dame, und befahl dem Knappen, ihr sein Herz zu bringen. Der eifersüchtige Mann (de Fayel) ließ dieses Herz zubereiten, der Frau vorsetzen, und nachdem sie es gegessen hatte, sagte er ihr, was sie genossen habe. — Sie schwur nie etwas anders zu essen, und starb. Der Ritter von der Wart, einer der Theilnehmer am Morde Kaiser Albrechts, lebte noch drei Tage auf dem Rade, und seine Dame weilte darunter, bis er seinen Geist aufgegeben hatte, und dann ging sie ins — Kloster. Appenzellers Meisterhand hat diese furchtbaren Augenblicke verewigt.

Drollige Beweise, wie weit die Ritterwelt ihre Galanterie getrieben hat, möchten auch noch die hoch-

berühmten Ritterorden vom Hosenbande und goldenen Vließe, und ihre angebliche Entstehungsart abgeben, die wenigstens ganz im Geiste des Ritterwesens zu seyn scheint. Eduard III. sagt man, stiftete den erstern Orden, als er im Tanze das Kniehand der schönen Salisbury aufhob; und den geheimnißvoll Lachenden sein majestätisches Honny soit qui mal y pense entgegen rief.

Die Galanterie des Ritterwesens lebt auch noch fort in die Cicisbeatura der Spanier und Italiener, und in schwächerem Grade in den Regeln des Anstandes zwischen beyden Geschlechtern in allen cultivirten Staaten von Europa. Die Franzosen sind auch, wie im Ritterwesen, unsere Lehrmeister geworden.

Die Tanzmanie.

„Im Jahre 1347 (erzählt die alte Limburger Chronik S. 40) mitten im Sommer, da erhub sich ein wunderliches Ding auf dem Erdreich und sonderlich in den deutschen Ländern auf dem Rhein und auf der Mosel, also, daß Leute anhuben zu tanzen und zu rasen, und stunden je zwey gegen einander und tanzten auf einer Stett ein halben Tag und in dem Tanz, da fielen sie etwa, dick nieder, und ließen sich mit Füßen treten auf ihrem Leib. Davon nahmen sie sich an, daß sie genesen wären, und liefen von einer Stadt zur andern, und von einer Kirche zu der andern, und huben Geld auf von den Leuten, wo es ihnen mocht geworden. Und fand man, daß es eine Ketzerey war, und geschah um Geldes willen. Und fand man zu Köln mehr denn hundert Frauen und Dienstmägde, die alle in der Tanzerey Kindertragend wurden."

Im Jahre 1615 wurde ein Dienstmädchen zu Basel von einer so schrecklichen Tanzwuth ergriffen, daß sie einen ganzen Monath hindurch, sich krank und

die Fußsohlen abtanzte. Sie schlief und aß nur wenig, tanzte aber immer in einem fort, bis sie sich ganz von Kräften gesprungen hatte, in ein Hospital gebracht und dort kurirt wurde.

Während der Epoche ihrer Tanzwuth, war die Basler-Obrigkeit so vorsichtig, daß sie den Tanzenden zwey starke Männer zuordnete, die wohlgekleidet waren, und weiße Federn auf den Hüten trugen, welche ex officio, einer um den andern, mit Tanzwüthigen tanzen mußten.

Nach einer alten handschriftlichen Chronik der Stadt Erfurt, versammelten im Jahre 1237 sich ganz unvermuthet, und auf einmahl über hundert Kinder auf der Gasse, Knaben und Mägdlein, fingen an zu tanzen, und tanzten zum Thore hinaus, in einem fort tanzend, bis nach Arnstadt, wo sie ganz matt und ermüdet, an den Mauern auf der Gasse nieder und in tiefen Schlaf fielen *). Sie wurden auf Wagen von ihren Ältern zurück geholt, Viele aber hatten ein Zittern bekommen, welches sie lebenslang nicht wieder verlieren konnten.

So fingen, eh man sichs versah, im Jahre 1518 zu Straßburg gegen hundert Männer und Weiber

*) So erzählts auch Falkenstein. Erfurter-Chronik. S. 84. Linhard Thüringer-Chronik. S. 180. und Letzterer Beschr. des Klosters Korbey S. 57. Deßgleichen haben diese Nachricht die Excerpta ex Monacho Pirnensi, in Menckens Ser. rer. Germ. T. II, 1552.

zu tanzen an, bis sie ganz ermattet zu Boden sanken. Sie wurden auch so lange sie lebten, nicht recht wieder gesund.

Dieses war nun der sogenannte St. Veits-Tanz, welcher seinen Nahmen von eben dieser Begebenheit zu Straßburg, welche am St. Veits-Tage sich ereignete, wie Einige meinen, erhalten haben soll, was aber nicht ganz wahrscheinlich ist, weil dergleichen Tänze sich schon weit früher ereignet haben. Vielmehr hat derselbe wohl daher seinen Nahmen, erhalten, daß man, als man für diese Krankheit, einen ärztlichen Heiligen suchte, dazu den heil. Veit wählte*).

Der älteste Schriftsteller, der dieser Tanzwuth, oder Tanzkrankheit gedenkt, möchte wohl Wilhelm von Malmesbury seyn, der um das Jahr 1140 lebte. Er erzählt in seinem Werke: De Gestis Anglorum l. II. p. 67, „sechzehn betrunkene Bauern und drey Weiber wären vor Weihnachten des Jahres 1021 ganz sonderbarer Weise von der

*) Franzisci wunderreicher Überzug der Niederwelt. S. 311. C. Brown Reisen durch Deutschland, die Niederlande, Ungarn ꝛc. S. 197. Happelii Relat. Curios. T. IV. p. 160. Wenn aber Brémel (Festtänze der ersten Christen. Jena 1701. S. 31) meint, die Wenden hätten aus ihren Götzen Swantewith einen Sanct Veith gemacht, irrte er sich sehr. Tenzel monathliche Unterredungen im Jahre 1689. S. 685.

Tanzwuth ergriffen, auf dem Kirchhof des Kloſters an der Wipper, unweit Bärenburg gelegen, tobend umhergeſprungen, und hätten mit Lärmen und Schreyen den Prieſter Rubert in Meßleſen geſtört, ſich auch nicht des wollen wehren laſſen, daher er im heiligen Eifer ausgerufen habe: Ey ſo tanzt ein ganzes Jahr. Das ſey auch geſchehen, bis der Erzbiſchof von Cöln ihnen dieſen Fluch wieder abgenommen habe. Die Weiber wären gleich geſtorben, die andern aber hätten Lebenslang Zittern behalten, und wären nie fröhlich geworden*). Einer dieſer Tänzer, Otpert genannt, hat über dieſe Begebenheit ein Selbſtbekenntniß ausgeſtellt, welches uns aufbewahrt worden iſt**).

Das Magnum Chronicum Belgicum ad Annum 1374. erzählt:

„In dieſem Jahre kam aus Deutſchland eine wunderliche Sekte nach Achen, und ging von da durch Hennegau nach Frankreich. Leute, beyden Geſchlechtes; vom Teufel gereizt, tanzten allenthalben herum, Hand in Hand, wohin ſie nur kamen, auf den Straßen, in den Häuſern und Kirchen, mit groſſen Sprüngen und vielem Geſchrey, und ſchämten ſich deßwegen nicht. Wenn der Tanz

*) Gottfried Hiſter. Chronik. S. 507. Bacherer Thurina.

**) Beckmann Anhalt. Hiſtorie 3 Th. S. 465.

geendigt war, klagten sie über Brustschmerzen, und mußten mit Tüchern gerieben werden, schrieen dabey, sie müßten sterben, wenn es nicht geschähe *). Zu Lüttich wurden sie endlich durch Segensprechungen von dem Übel der Tanzwuth befreyt.

Als im Jahre 1418 der St. Veits-Tanz im Elsaß ausbrach, war der Magistrat zu Straßburg wegen Heilung dieser Krankheit sehr besorgt, ließ die Kranken in die St. Veits-Kapelle zum Rotenstein bringen, wo sie gepflegt und gewartet wurden. Von diesen damahligen Tanze finden sich in einem Chronico Ms. Argent p. 318 die Reime:

St. Veits-Tanz Anno 1418.
Viel hundert fingen zu Straßburg an
Zu tanzen vnd springen, Fraw und Mann,
An offnen Mark, Gassen vnd Straßen,
Tag und Nacht, ihrer viel nicht aßen,
Bis in das Müten wieder gelag
St. Vits-Tanz ward genannt die Plag.

Die Ärzte sind in neuern Zeiten bekannter mit dieser Krankheit geworden, als man in ältern Zeiten war. Man hält dieselbe für eine besondere Art von Convulsionen, zu welchen innerliche Schärfe des Blutes und der übrigen Säfte anreißet. Allerley zurückgetriebene Krankheiten, sollen dazu Veranlassung ge-

*) Spangenberg Adelsspiegel. I. Th. S. 8. Thorander Schauplatz sonderbarer Meinungen. 3. Th. N. 435. L. Maleani Annal. Flandriae. L. XIV. C. 5.

ben, doch will man nicht in Abrede seyn, daß auch verrückte Einbildungen das Tanzübel erregen können. Die Beobachter fanden, daß die damit behafteten Personen, eine unerschöpfliche Begierde hatten, zu tanzen und zu springen, daß sie Tag und Nacht in beständiger Bewegung waren, im Schweiße fast zerflossen, und nicht eher ruhten, bis die Ermüdung so stark war, daß sie sich nicht mehr rühren konnten. Sie fragen wenig nach Essen und Trinken, wollen stets nur tanzen, und ihr Körper ist selbst im Schlafe in steter Bewegung, und erwachen sie, so geht das Tanzen gleich wieder an. Hält man sie von dieser Bewegung ab, so befinden sie sich viel elender. Während dieser Tanzepoche wissen die Patienten gar nichts von sich selbst. Stieler und Detharding bemerkten nach einer, von ihnen zu Rostock 1760 gehaltenen Disputation diese Tanzkrankheits-Symptomen an vier Junkern, und drey Fräuleins angesehener Familie. Unzer meint, mit Sydenham, diese Convulsionen wären größtentheils nur eine Nervenkrankheit der Kinder, welcher dieselbe vom zehnten bis zum Jahre der Mannbarkeit unterworfen wären, und hätten ihren Grund in Fehlern der Verdauung.

Wo nun das Uebel auch sitzen mag, da war es und ist es noch, nur sind die Tanzparteyen dieser Art nicht mehr so öffentlich und ansehnlich, wie ehemahls; wie es scheint, werden dergleichen beabsichtigte Fälle in unsern Zeiten, von den Aerzten sogleich auf Privat-

tänze in den Häusern der Patienten beschränkt, und so bleibt diese Raserey daheim.

Diese kurze Nachricht ganz würdig zu beschließen, folge nur noch die Relation und Meinung des berühmten Wundermannes Theophrastus Paracelsus, von dem Ursprunge und der Krankheitsursache des beliebten St. Veits-Tanzes.

„Dieses Tanzes Urheberinn — sagt er — war ein Weib, Nahmens Troffer, eine Halsstarrige, wetterwendische, tolle Kreatur, die alle Menschen, und ihren lieben Mann besonders, durch ihre Albernheiten recht zu ärgern gedachte. Sie hatte übrigens Leibesbeschwerungen und war dem Tanzen ganz ausserordentlich ergeben, wie alle Weiber dieser sonderbaren, widersinnigen Art und Weise. Ihr Mann mogte das Tanzen nicht leiden, um dennoch aber tanzen zu können, gab die Frau vor, sie könne, sie wisse nicht von was, angetrieben, es nicht lassen, und tanzte im Hause und allenthalben, wo sie war und ging immer umher, wie eine Elster. Seht ihr, sprach sie, wie krank ich bin, tanzte sich müde und schlief ein. Die Wirthschaft mochte der Mann mit seiner getreuen Magd besorgen, so gut sie konnten. Da das der enragirten Tänzerinn so hinging, fingen andere Weiber auch an, sich auf's Springen zu legen, eine gab der andern Unterricht, und Tanzpartien entwickelten sich bis zur gänzlichen Vollkommenheit, in der sie öffentlich erschienen."

„Wollt ihr aber die Urſachen dieſer Krankheit wiſſen, ſo hört: Die eine iſt natürlich und entſteht aus den lachenden Adern; die andere, iſt zufällig und entſteht aus Einbildungen. In einem jeden Menſchen liegen lachende Adern, werden dieſelben geöffnet, ſo muß der Menſch lachen, ohne daß er es hindern kann, ſo lange das Blut läuft, und hört es nicht zu laufen auf, ſo wird er ſich todtlachen. Dieſe Adern gaben die Veranlaſſung und den Stoff zur Krankheit des Tanzes. Denn, wenn ſie auch nicht geöffnet werden, ſo kann es doch kommen, daß der in denſelben enthaltene Spiritus, und durch welchen ſie leben, ſich verändert, gerührt wird, daß er aus der Ordnung ſeines Laufs kommt, dann hüpft er über und macht das Blut toben. Aus dieſem Toben kömmt der Kitzel, und aus dieſem entſteht das Lachen. Daher und dadurch wird der Spiritus immer lebhafter. Es iſt aber nicht aus eigener Natur, daß der Spiritus erregt und dadurch ſubtil wird, und das Blut bewegt zur Krankheit, ſondern es hat das Blut in ſich eine Salzigkeit, deren Natur iſt, die Diſpoſition zu haben, in Säure, Näſſe, Süße, Bitterkeit ꝛc., nachdem nun die andern Zufälle ſind. Denn was animaliſch und corporiſch im Leibe, iſt zur Veränderung geneigt; ſo fault Holz durch ſich ſelbſt. Dieß iſt auch von dem Salze zu verſtehen, welches ſeine Verwandlung hat, und die Veränderung macht den Lebensgeiſt tobend und hitzig, nicht deßwegen, daß er gelebet wird, denn er hat kein Cor-

rut ſondern darum, daß er in einer ſo unnatürlichen Herberge liegt. Das iſt die Urſache zu dieſer Tanzkrankheit. Iſt jedoch meine Einbildung die Verwilligung zu derſelben, ſo iſt das die zufällige Art derſelben. In beyden Fällen aber iſt das Leben angezündet, welches ſich in den Tanzenden ſelbſt erhebt."

Was über dieſes alles ſich etwa ſagen ließe, mag einem jedem vorbehalten bleiben, der es nöthig finden möchte, etwas darüber zu ſagen. Genug, dieſer berühmte, allen Nationen bekannte Wundarzt mußte auch gehört werden, und wir haben ihn gehört.

Graf Ludwig von Lodron.

1538.

Mir zeiget ſich ſeltner Edelmuth,
Im Liede ihn auszutönen
Ergreift mich unendliches Sehnen.
Ach darfſt du es wagen, o Saitenſpiel?
Wohl gab für des Buſens zu glühend Gefühl
Dir leiſe Linderungstöne
Mitleidig die milde Kamöne.

Doch hehrer Größe Verkünder zu ſeyn
Geziemet nicht laſſen Saiten,
Ihm — würdiges Lob bereiten
Das könnet, ach leider! das könnet ihr nicht,
Ihm, dem nicht Grenze die ſtrenge Pflicht,
Der römiſchen Sinnes, ſein Leben
Für Feindes Vergehen gegeben!

Denn als bis ins Herz der Steyermark
Solimanns wilde Schaaren

Verheerend gedrungen waren,
Und endlich zur thätigen Gegenwehr
Sich sammelte auch des Kaisers Heer,
Geboth von der wiebernden Mähre
Katzianer *) dem folgenden Heere;

Und dem zur Seite der von Lodron
Versucht durch Italiens Züge,
Ihm wurde Tirol zur Wiege,
Entsprossen aus uraltem adlichem Blut,
Berühmt durch der Ahnen und eigenen Muth
Am Gardsee die Stammburg stehet
Auf schaudernden Klippen erhöhet.

Katzianer, ein listiger boshafter Mann,
Bewußt der eigenen Schwäche,
Hob gegen den Grafen das Freche
Von Neid erglühende Auge — bemüht
Wie er den strahlenden Ruhm entzieht.
Verachtend der Leidenschaft Züge,
Zwang der Graf seinen Obern — zum Siege.

---

*) Der Feldmarschall Johann Katzianer von Katzenstein wurde zum Lohne vielfältigen Verrathes und Zaghaftigkeit, 1538 von dem tapfern Grafen Niklas Serini, da er bey ihm zu Gaste war, den Tag zuvor niedergehauen, als er förmlich zu den Türken übergehen und Renegat werden wollte.

Schon war durch des Grafen nie ruhenden Geist
Der Feind mit gewaltigen Hieben
Bis Esseck zurückgetrieben;
Dort aber vereinte der Großvezier
Sich mit den geschlagenen Seraskier
Und rückte nun weit überlegen
Dem kleinen Heere entgegen.

Katzianer mit aller Verittnen entfloh,
Kaum als ihm erspäht seine Blicke,
Und ließ den Grafen zurücke;
Nur wenige Hauptleute blieben ihm;
Da hob sich mit edlem Ungestüm
Der Gott im Innern und kläret
Was höhere Pflicht hier begehret.

Mit strahlendem heitern Auge ritt
Lodron die Fronte vorüber,
Erstaunen fast alle drüber,
Er mahnt und ermuntert, und drohte und bath
Zu weichen nicht von der Ehre Pfad,
Den Türken muthig entgegen
Die funkelnden Waffen zu regen.

Da trat ein beherzter Musketier
Hervor und begann zu sagen: *)

*) Eigene Worte, so wie jene des Grafen von Lodron der unter dem großen Freundsberg, seinem Landman-

„Wir wollten das Höchſte auch wagen,
„O wären ſo trefflich beritten nur wir,
„Wie auf dem ſchnellfüßigen Barbaroß Ihr —
„Um könnet Ihr immer lenken —
„Wir wollen der Flucht nicht gedenken!“

Herab ſprang der Graf vom edlen Roß,
(Ihm hat er das Leben gedanket,
Als einſt ihm das Glück gewanket)
Und haute es nieder mit ſicherem Streich
„Nicht beſſer will ich ſeyn als einer von euch!

---

ve, ſich in den Franzöſiſch-Venezianiſchen und Mailandiſchen Kriegen gebildet, und 1526 mit ihm und dem Connetable von Bourbon hatte Rom erſtürmen helfen. Die Grabſchrift dieſes Helden, wie ſie auf ſeinem, in Kupfer geſtochenen Epitaph erſcheint, welches dem erlauchten Ahnherrn 1729 der Tridentiniſche Domprobſt Graf Carl Ferdinand von Lodron ſetzte, erwähnt der vorzüglichſten ſeiner Thaten, ſie beginnt: Ludovico S. R. J. Comiti de Lodron-Laterano, — Florentiae et Parmae consignatori caesarei, exercitus supremo duci. Qui post plura domui Augustae praestita servitia. Viennam obsidione, fidem catholicam metu, Carolum V, Caesarum periculis liberavit. Ut milites fortius in Turcas ac Solimannum inveheret, proprio equo ungulis abscissis, victoriae quam tenuit, non fugae consuluit. Quare fama et factis onustus, prope Exechium mortuus 1538 nominis immortalitatem sibi comparavit ect ect.

„Doch eilet, nun eilet geſchwinder,
„Nur vorwärts, vorwärts o Kinder!"

Laut bob ſich ein allgemeines Geſchrey
Und alle, alle ſie drängen
Sich mit dem Feinde zu mengen;
Nicht einer entkam der Übermacht
Ach! und des Todes düſtere Nacht
Muß ſelbſt den Grafen umſchweben,
Neun Wunden entſtrömet ſein Leben.

Doch war durch ungeheuren Verluſt
Der Feind nicht des Sieges erfreuet,
Die ſtolzen Plane zerſtreuet.
Das Häuflein ihm, das ſich unverzagt
Geopfert, doch, Harfe! was haſt du gewagt?
O ſchweig, den zu kühnen Saiten
Soll lange kein Ton entgleiten.

Die Festung Fescamp.

Heinrich IV. mußte bekanntlich sein Reich erst größtentheils erobern, ehe er dasselbe ruhig beherrschen konnte.

Die Festung Fescamp in der Normandie leistete dem König langen und hartnäckigen Widerstand, bis er sie endlich durch den Marschall Biron in seine Gewalt brachte. Diese Festung besteht auf der einen Seite aus einem sechs hundert Fuß steil in die Höhe hinaufgehenden Felsen, dessen unterer Theil von dem Meer bespült wird, und der daher unersteiglich ist. Unter der, nach der Einnahme dieser Festung ausziehenden Besatzung befand sich auch ein Edelmann, Boisrose, ein Mann von Kopf und Muth. Voll Verdruß über den Verlust dieses festen Platzes, faßte er den Entschluß, den Ort bald wieder einzunehmen, es koste auch, was es wolle. Er wußte, daß es alle Jahre, vier oder fünf Tage gebe, wo das Meer den Felsen, den es gewöhnlich an zwölf Fuß hoch bespülte, auf einige wenige Stunden unberührt, und einen Raum von ungefähr zwanzig Klaftern im San-

de trocken lasse. Hierauf, und auf die Bestechung zweyer Soldaten unter der neuen Besatzung gründete er seine ganze Hoffnung.

Über ein halbes Jahr erwartete einer von diesen bestochenen Soldaten, der immer zur Zeit der Ebbe auf diesem Felsen sich befand, das verabredete Zeichen. Endlich erscheint zur Nachtzeit Boisrose mit zwey Schaluppen, zwey Unterofficieren und fünfzig Soldaten am Fuße dieser Klippe. Er hatte sich mit einem dicken Taue versehen, das der Höhe des Felsens an Länge gleich, und an welchem Knoten und kurze Stäbe angebracht waren, um das Hinaufsteigen möglich zu machen. Kaum hört der bestochene Soldat das so lange erwartete Signal, als er von der Höhe einen Strick herabwirft, das Tau an demselben heraufzieht, und es durch einen starken Hebel an eine eiserne, dazu in den Schießscharten eingeschlagene Klammer befestiget.

Als diese Vorkehrungen getroffen sind, befiehlt Boisrose den beyden Unterofficieren, deren Entschlossenheit er kannte, voran zu klimmen, und den fünfzig Soldaten, ihnen mit um den Leib gebundenen Waffen zu folgen; er aber will der Letzte seyn, um jeden Feigherzigen das etwaige Umkehren zu verbiethen. Aber bald verbiethet sich dieses Umkehren von selbst; die Fluth kehrt zurück, führt die Schaluppen, unter den Kletterern hinweg, und das Ende des Taues schwimmt im Wasser.

Man überdenke einige Augenblicke dieſes entſetzliche Schauſpiel. Zwiſchen Himmel und Erde hängen an einem einzigen Seile drey und fünfzig Menſchen, hängen an einem ſteilen Felſen, an einer unſichern Maſchine; rund um ſie Nacht, unter ihnen das brauſende Meer. Es durfte nur einer von den beyden Gedungenen, aus Hoffnung größern Gewinnſtes, ſie verrathen; es durfte nur das kleinſte Geräuſch die Schildwache aufmerkſam machen, oder die ſchlafende Beſatzung wecken, es durfte nur Einem die ermüdete oder zitternde Hand ausgleiten — ſo waren ſie alle verloren. Kein Schiff war mehr da, wohin ſie ſich flüchteten, kein Erdboden mehr, worauf ſie treten konnten. Kein Wunder wäre es geweſen, wenn eine ſolche fürchterliche Lage ſelbſt den Muth des Beherzteſten erſchüttert, und ſein Gehirn ſchwindeln gemacht hätte. — Wirklich begegnete dieß dem, welcher voraus kletterte. Auf einmahl ſtockt das Hinanſteigen durch drey und fünfzig Menſchen hindurch. Man denke ſich hier das Verweilen, das Flüſtern, die Ungewißheit ſo vieler, die weder vor noch rückwärts können.

Bald erfährt Boisroſe, daß ſeinem erſten Unterofficier der Muth entfallen ſey, und daß er ſich weiter zu ſteigen weigere. Ohne Verzug faßte Boisroſe einen männlichen, faſt unglaublichen Entſchluß. Er befiehlt ſeinen Vordermann, ſich feſt ans Thau anzuklammern, ſteigt nun über ihn hin, und ſo fort über alle ein und fünfzig hinweg, und kommt bis zu dem

erſten, dem er anfangs neues Herz einzuſprechen verſucht. Doch als dieß nicht fruchtet, zieht er einen Dolch hervor, ſetzt ihm denſelben auf die Bruſt, und droht ſo ernſtlich ihn zu erſtechen, daß dieſer endlich einen ungewiſſen Tod ſtatt des gewiſſen wählt, und weiter fort klimmt. Erſt kurz vor Tages Anbruch gelangt nach unſeliger Mühe der Trupp auf die Höhe des Felſens, und wird von den beyden Soldaten ins Schloß geführt, wo er die Schildwache niederhaut, die übrigen Soldaten im Schlafe findet, alles tödtet, was ſich wehrt, und die Andern gefangen nimmt.

Boisroſe berichtete unverzüglich dieſen beynahe unglaublichen Vorfall dem Oberhaupt der Ligue in der daſigen Provinz, und hoffte wie billig, auf die Befehlshaberſtelle, allein da er merkte, daß man undankbar genug dachte, ſie einem Andern anvertrauen zu wollen, ſo übergab er dem Könige, deſſen Religionsveränderung eben damahls ruchbar zu werden anfing, dieſe ſo ſchwer errungene Feſtung.

Geſchichte der Guillotine.

Man hat dem Franzoſen Guillotin die Erfindung der Köpfmaſchine ſchon in verſchiedenen deutſchen Zeitſchriften ſtreitig gemacht; in einem Moden-Journal wurde ſogar gezeigt, daß in Oſt- oder Weſtindien (ich erinnere mich deſſen nicht mehr genau) eine dergleichen Maſchine vor ein Paar Jahrhunderten bey, ich weiß nicht, welcher Execution, gebraucht worden ſey. Auch wird eben daſelbſt der altdeutſchen Guillotine und einiger Abbildungen derſelben von Döbler und Tenzel gedacht. Ich kenne dieſe Abbildungen nicht, aber ich bin durch das Schreiben eines Freundes und den Vorſatz, die Alterthümer zu Hall am Kocher ſammt und ſonders aufzuſuchen, erſt kürzlich veranlaßt worden, den Überreſt einer alten Guillotine, der ſich noch zu Hall befinden ſoll, mit mehrerer Aufmerkſamkeit zu betrachten, und von allem, was ſich noch in dem Gedächtniſſe unſerer Alten über den dortigen Diel vorfindet, oder ſonſt in Chroniken

und öffentlichen Urkunden verzeichnet seyn möchte, Erkundigung einzuziehen.

In Raus Lustgarten der Seelen, Wittenberg 1548, 4. einem Buche, welches, weil nur etliche Exemplare davon abgezogen sind, selten, und zugleich wegen der Holzschnitte, die alle von Lucas Kranachs Meisterhand gefertigt, sehr schätzbar ist, fand der gedachte Freund, Herr Professor W. in Ü. unter andern einen Holzschnitt, welcher die Hinrichtung des Apostel Matbias vorstellt.

Diese Hinrichtung geschieht mit einer förmlichen Guillotine, nur mit dem Unterschiede, daß der Guillotinandus nicht liegt, sondern kniet, und den Kopf zwischen die Maschine steckt, welchen dann ein Kriegsknecht hält und niederdrückt. Dieser Anachronismus, so lächerlich er an sich ist, beweiset doch, daß in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der Diel in Deutschland noch sehr bekannt war, ungeachtet man sich schon, wenigstens bey uns, seit dem vierzehnten Jahrhundert bey solchen Hinrichtungen nicht mehr dieser Köpfmaschine, sondern des Schwerts bediente.

Unser aus Crusius und Sagittarius hinlänglich bekannter und in der That sehr wohl verdiente Chronikenschreiber Wiedmann, berichtet, daß im Jahre 1381 acht (andere sagen fünfzehn) Reiter des ehemahligen alten Raubschlosses Klingenfels, die den Tag vor Michaelis eingefangen wurden, mit dem Schwerte seyen hingerichtet worden, und meldet nicht nur ausdrücklich, „es sey so kalt gewesen, daß der

Nachrichter das Schwert an einem darneben angemachten Feuer habe wärmen müssen," sondern scheint auch diese Art der Hinrichtung für die damalige Zeit als neu anzusehen, indem er sogleich darauf anführt, daß vormahls zu Hall und in Deutschland überhaupt eine ganz andere Art der Hinrichtung im Gebrauche gewesen sey.

„Vor Zeiten (dieß sind seine Worte) geschah die Enthauptung, auch in Deutschland, nicht mit dem Schwert, sondern mit einem eichenen Holz oder Diele, woran ein scharfschneidendes Eisen war; daher das alte Sprichwort entstanden: eh' ich das thäte, wollte ich mir eh' den Kopf mit einem Dielen lassen abstoßen." Ich habe selbst ein solches Instrument zu Hall in dem alten Siechenhaus gesehen, ehe selbiges abgebrochen, und das jetzige daselbst aufgebauet worden. Wann jemand enthauptet werden sollte, so wurde diese Maschine von dannen heraus, und nach vollzogenem Urtheile wieder hinein gebracht."

Darauf fährt er fort, den Diel selbst zu beschreiben, und sagt: er habe ausgesehen wie ein Zwagstuhl, und an beiden Seiten Grundleisten gehabt, auf welchen der Diel, an dessen Ende sich ein wohlschneidendes Eisen befand, auffaß. Wenn nun der arme Sünder (heißt es) mit seinem Kopfe auf den Stuhl gebunden war, gleich als wollte man ihn zwagen; so ließ der Truckenscherer *) den Diel, welcher

*) Trockenscherer, nach dem Worte Bartscherer gebildet scheint ein alter scherzhafter und sprichwörtlicher Aus-

an einem Seile hing, herabfallen, und das unten befindliche Eisen stieß dann dem armen Sünder den Kopf ab."

Daß der Diel wie ein Zwagstubl ausgesehen habe, ist für unsere Zeiten die Erklärung eines obscuri per aeque obscurum. Auch hier haben selbst die ältesten Personen keine Vorstellungen von einem Zwagstuhle mehr; aber wohl erinnern sie sich noch des Zwagens, aus ihren Kinderjahren, und das gemeine Volk pflegt noch im Scherze für eine erlittene Neckerey mit dem Zwagen zu drohen. Man hatte nähmlich, ehe der französische Puder auf die deutschen Haare kam, und die natürliche frische Farbe noch ihre einzige Zierde war, eine eigene Kopf- und Haarwaschung. Vorder- und Hinterhaupt wurden erst wohl gebadet, der ganze Kopf mit Kleye bestreuet und tüchtig gerieben, darauf auf beyden Seiten unsanft gepackt, und die Hände fest am Kopfe gegeneinander gewunden*), zuletzt aber die Kleye mit aller Unreinigkeit vollends durch den Kamm weggenommen.

---

druck für Garmacher zu seyn. Noch jetzt hört man zuweilen im Scherze: Macht einmahl trocken! anstatt: Macht ein Ende! hört auf; schließt euer Geschäft.

*) Das gewaltsame Abfegen oder Abdrücken der Unreinigkeit ist wohl eigentlich das Zwagen, von welchem das frequentative Zwicken noch jetzt in der hochdeutschen Sprache übrig ist.

Dieß Verfahren zuſammen nannte man Zwagen, und verſtand es vorzugsweiſe von dem Zwagen des Kopfes.

Hanns Sachs führt das Zwagen in ſeiner eigentlichen Beſchreibung aller Stände auf Erde u. ſ. w. (Frankfurt a. M. 1568, 4.) unter den Beſchäftigungen der Bader und Barbierer an. Der Bader ſpricht alſo:

Wolher ins Bad Reich und Arm,
Das iſt jetzt und gehaitzet warm,
Mit wohlſchmackter Laug man auch wäſcht,
Dann auf die Oberbank euch ſetzt:
Erſchwitzt, denn wird ihr zwag'n und g'riebn,
Mit Laßn das übrige Blut austrieb'n,
Denn mit dem Wannenbad erfreut,
Darnach geſchor'n und abgefleht.

Es war alſo der halliſche Diel, den Wiedmann noch geſehen hatte, eine bewegliche Guillotine. Wir hatten aber auch eine unbewegliche, deren Überreſte noch an dem Thurme der Gelbinger Vorſtadt zu ſehen ſind, wofern man einer allgemeinen mündlichen Überlieferung Glauben beimeſſen darf, und die Umſtände, die ich anführen werde, nicht entgegen ſind. Es befindet ſich nähmlich in der Mitte dieſes Thurmes an der Außenſeite eine runde, in Stein gehauene Öffnung in der Geſtalt einer Schußſcharte, und unterhalb derſelben ein Querholz, von deſſen beiden Enden zwei Balken mit Fugen bis über das nächſte Stockwerk hinauf laufen. Zwiſchen dieſen beiden Balken hängt ein Diel, der von dem obern Anfange des Stock-

werks bis an die Öffnung herab geht, und unten zugespitzt ist. Dieser Diel scheint, vermöge einer eisernen Stange, offen gehalten, und mit einem Stricke durch eine Zugmaschine, die sich wirklich noch innerhalb dieser Seite des Thurmes befindet, herabgelassen worden zu seyn. Dem ersten Anblicke nach kommt uns dieses alles sehr glaubwürdig vor, und die Fantasie findet keinen Anstoß, sich die ganze Hinrichtungsscene an diesem Orte und auf die beschriebene Art vor Augen zu stellen. Allein erstens ist es doch verdächtig, daß unsere sämmtlichen Chroniken über eine Köpfmaschine an diesem Thurme ein tiefes Stillschweigen beobachten. Zweitens findet sich sonst keine Spur von Hinrichtung an dem Thore der Gelbinger-Vorstadt, sondern die Hinrichtungsplätze waren an dem sogenannten Städtethor, wo die gedachte Vorstadt anfängt. Hier geschah die erste, oben erwähnte Hinrichtung durch das Schwert, welches nach Wiedmanns Bericht die noch bis auf diesen Tag vorhandenen, an dem Thurme eingemauerten, steinernen Kreuze bezeugen; auch waren in einer geringen Entfernung von demselben die Blendstatt, ein Platz, an welchem man den Missethätern die Augen ausriß, und der Ohrenmarkt, wo man ihnen die Ohren abschnitt. Drittens ist außer Zweifel, daß die Ringmauern, und also auch Thor und Thurm der Gelbinger Vorstadt erst im Jahre 1324 (oder 1340), mithin zu eben der Zeit erbauet wurden, da man bereits angefangen hatte, mit der Hinrichtung durch das Schwert

bekannt zu werden. Viertens endlich erregt die nähere Betrachtung von innen selbst einigen Verdacht. Ich habe mir diese Kammer öffnen lassen, und fand zwar an der Seite der vorgeblichen Guillotine die gedachte Zugmaschine und diejenige Öffnung, wodurch der Missetbäter den Kopf zu stecken hatte; allein es befinden sich bei den beiden Nebenseiten des Thurmes Löcher von der nähmlichen Form, und an den der linken sogar die nähmliche Zugmaschine oder Rolle. Nun ist es aber wohl nicht glaublich, daß drei Dielen an einem Thurme in dem nähmlichen Stockwerke und in einem verhältnißmäßigen Raume angebracht waren; überdieß ist der Gebrauch der beiden Seitenöffnungen zum Schießen wohl nicht zu bezweifeln, indem die alten Lavetten noch jetzt dabei stehen, und daher wahrscheinlich, daß auch die dritte an der Vorderseite nicht zum Köpfen, sondern zum Schießen bestimmt war. Zu dem allen kommt denn noch dieß, daß die Öffnung selbst, wohl für ein Feldstück nicht zu klein, aber gewiß auch für einen Menschenkopf nicht groß genug, und mit einem Worte nichts mehr und nichts minder als eine alltägliche Schießscharte wirklich ist.

Man könnte nun wohl annehmen, daß die Öffnung zum Köpfen erst später in eine Schießscharte sey verwandelt worden; allein, wenn man historische Beiträge liefern will, ist es um das Annehmen eine mißliche Sache. Auch die Zugmaschine nebst der äußern Falle an der einen beweisen nichts. Jene können

zum Herabziehen der Stücke, dieſe, weil man die unmittelbar dem Feuer des etwa anrückenden Feindes ausgeſetzt iſt, zum Schutze gedient haben, um nach verrichtetem Schuße das Stück abermahls ungeſtört laden zu können.

Das einzige, was man gegen die obigen Einwendungen mit Grunde vorbringen kann, iſt (außer der allgemeinen Tradition) der Umſtand, daß, ehe die Gelbinger-Vorſtadt mit einer Mauer umgeben war, die Herrn von Limburg daſelbſt das Recht über Leben und Tod hatten und ausübten*); und daß alſo, da ſich die Herrn von Hall eben durch die Ummauerung zuerſt jenes Majeſtätsrecht zueigneten, man ſehr leicht den Gedanken haben konnte, an dem äußern Thore eine ſolche Köpfmaſchine zum Zeichen des Rechts (vielleicht pro Forma) anzubringen. Auch ſagen einige Chroniken ausdrücklich, daß die gewöhnliche Guillotinirung eine Strecke von eben dieſem Gelbinger-Thore weg bei einem Hügel (Bübel, Krocken) an der Nicolaikirche vorgegangen ſey, in deren Nähe auch die jetzige ſogenannte Köpfſtatt ſich noch befindet.

Um dieſer Umſtände willen mögen wir freilich die Tradition noch nicht ganz verwerfen, doch aber ſcheint uns gleichwohl ſo wenig Wahrſcheinlichkeit da zu ſeyn, daß man ſich keineswegs auf dieſelbe, als auf eine hiſtoriſch-richtige Sache (wie in einer gewiſſen politiſchen Zeitung geſchehen iſt) berufen kann.

---

*) S. Sagittarii Histor. Hallens. p. 969.

Eine andere Sage, die, wenn man sie bestätigen könnte, von Wichtigkeit wäre, ist die, daß sich auch eine zusammengesetzte Guillotine dort befunden haben soll, mit welcher man zwölf Missethäter zu gleicher Zeit habe hinrichten können. Allein sie beruht nur auf der Aussage eines einzigen, sonst allerdings glaubwürdigen Mannes, der es wo in Chroniken oder Archiv- und Registratur-Urkunden glaubt gelesen zu haben. Andere aber, die auch in solchen Schriften bewandert sind, wollen nichts davon wissen, und es mag also wohl ein Irrthum des Gedächtnisses seyn, unerachtet man sich bei den vielen Unruhen und den ewigen Befehdungen von etlich und funfzig umberliegenden Ritterschlössern leicht eine Veranlassung zu einer neuen Erfindung und Erweiterung der Köpfmaschine denken könnte.

Übrigens kannte man nicht allein in Deutschland und Italien, schon frühe eine besondere Köpfmaschine; sondern ihr Gebrauch war auch selbst nach Frankreich übergegangen, oder war vielleicht sogar eher dort bekannt; und man kann nun von diesem Instrumente mit vollem Rechte behaupten: daß es keine neue Erfindung ist. Gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts bediente man sich in Frankreich, und namentlich in der Provinz Languedoc zum Köpfen durchgehends eines scharfen Eisens (deloire), das sich zwischen zwei Säulen auf und ab bewegte. Zwischen diesen Säulen stand ein Block, auf welchen der Missethäter den Kopf legte, der sodann durch das

herabfallende Messer vom Körper gesondert wurde. Der Herr von Montmorency, ehemahliger Marschall von Frankreich, wurde im Jahre 1632 auf diese Art zu Toulouse hingerichtet. (Memoires de Messier de Castenet, Cheval. Seigneur de Puysegur. Amsterd. 1690. 8. p. 107). Man muß sich daher mit Recht wundern, daß unter einer ganzen Nation auch Keiner mit der vaterländischen Geschichte bekannt genug war, um zu wissen, daß der Doctor Guillotin dieß Mordwerkzeug keineswegs erfunden, sondern bloß aus dem Staube hervor gezogen hat, in den es seit etwa einem halben Jahrhunderte durch die allgemeinere Einführung der Hinrichtung mit dem Schwerte versunken war.

Constantinopels Belagerung und Wiedereinsetzung des Isaak Angelus.

(Nach dem Französischen).

Im Jahre eintausend ein hundert und zwey und neunzig, bald nachdem durch die Aussöhnung des Kaiser Friederich Barbarossa mit dem Papste Alexander III., der Friede in der Christenheit wieder hergestellt war, wurde Heinrich Dandolo zum Doge von Venedig erwählt. Er war früher bey den Streitigkeiten der Republik mit Manuel Comnenus, griechischem Kaiser, Gesandter in Constantinopel, und von diesem auf eine grausame Weise geblendet worden. Es scheint indeß, dieses Verbrechen habe nicht die beabsichtigte Wirkung gehabt, und Dandolo sey nicht völlig blind gewesen, weil er, schon ohnehin ein neunzigjähriger Greis, sonst doch wohl unmöglich, das Commando bey einer so wichtigen Unternehmung hätte führen können. Eine Streitigkeit mit den Pisanern, welche einige Seezüge veranlaßte, wurde durch den Pabst beygelegt,

weil dieser gerne die ganze Macht der Christenheit wieder gegen den Orient in Bewegung setzen wollte.

Es wurden Anstalten zu einem neuen Kreuzzuge gemacht, dessen Häupter französische Fürsten und Herren waren, unter denen sich auch Balduin von Flandern befand. Die Reise war weit, der Zug durch das Gebieth des griechischen Kaisers nicht ohne Gefahr. Um mit allen Streitkräften an Ort und Stelle gelangen zu können, mußte man nothwendig die Fahrt zur See machen. Man entschloß sich mit den Venetianern zu unterhandeln, auf daß ihre Flotte die Kreuzfahrer nach dem heiligen Lande brächte. Die zum Abschluß des Vertrags abgesandten Herren gaben diese Armee auf fünftausend Ritter, von denen jeder zwey Reiter im Gefolge hatte, und zwanzigtausend Mann Fußvolk an. Es mußten demnach mehr als dreyßigtausend Mann und mehrere tausend Pferde transportirt werden. Es war dieses mehr der Gegenstand eines Handels, als eines Vertrags; allein die Republik konnte nicht wohl eine so große Anzahl Schiffe hergeben, ohne Hülfsmacht und Verbündete der Kreuzfahrer zu werden. Diese zeigten sich in der Ungeduld, ihr Gelübde zu erfüllen, nicht schwierig bey den einzugebenden Bedingungen. Die venetianische Regierung hielt es jedoch für nothwendig, diesen Vertrag der Sanction des Volks zu unterlegen, weil sie wahrscheinlich ohne Zustimmung desselben einen so entfernten Kriegszug, der sich schon so oft zweifelhaft gezeigt hatte, nicht wagen durfte. Es wur-

de demnach ein feyerliches Gottesdienſt gehalten, und die von den franzöſiſchen Kreuzfahrern abgeordneten Herren erſchienen von der ungeheuren Volksmenge, welche die St. Markus-Kirche und den Platz vor derſelben füllte. Einer vom ihnen, Gottfried von Villehardouin, Marſchall von Frankreich, der nachmals dieſen Kriegszug ſelbſt beſchrieben hat, redete das Volk in folgenden Ausdrücken an: „Die vornehmſten und mächtigſten Barone Frankreichs haben uns zu Euch geſandt. Sie rufen Euch um Erbarmen an; habet Mitleid mit Jeruſalem, welches in türkiſcher Knechtſchaft liegt; um Gotteswillen begleitet uns, auf daß wir Rache nehmen wegen der Schmach Jeſu Chriſti. Sie haben Euch gewählt, weil ſie wiſſen, daß Niemand ſo mächtig iſt auf dem Meere, als Ihr. Sie haben uns befohlen, uns Euch zu Füßen zu werfen, und nicht eher wieder aufzuſtehen, als bis Ihr unſer Anſuchen bewilligt und Mitleid Euch ergriffen hat mit dem heiligen Lande jenſeits des Meeres.“ Dann rief Alles einſtimmig mit gen Himmel gehobenen Händen: „Wir bewilligen es, wir bewilligen es!“ Tages darauf wurde dieſer Vertrag unterzeichnet und man kam überein, daß der Zug zuvörderſt gegen Ägypten gerichtet werden ſolle.

Die Venetianer bedungen ſich den Zeitraum von einem Jahr, um die zur Unternehmung nothwendigen Schiffe auszurüſten. Sie verpflichteten ſich, die Armee neun Monathe lang mit Lebensmitteln zu verſorgen. Dafur wurden für jeden Mann zwey Mark

Silber, und für jedes Pferd vier Mark festgesetzt, welches achtzigtausend Mark Silber, d. h. ungefähr vier und eine halbe Million Franken nach gegenwärtigem Münzfuß ausmachte, zu einer Epoche, wo der Sester Korn fünf bis sechs Sols werth war.

Die Republik beschränkte sich nicht auf diesen Handel. Es wurde noch festgesetzt, daß sie die Operationen der Armee mit fünfzig Schiffen unterstützen würde, unter der Bedingung, daß die Beute und die Eroberungen zwischen den Venetianern und Franzosen gleich getheilt werden sollten. Nachdem die Beobachtung dieses Tractats auf dem Evangelium beschworen worden war, wollte man ihn dadurch noch feyerlicher machen, das man ihn dem Papste zur Genehmigung vorlegte. Innocenz III., der damahls regierte, war weit entfernt diese zu verweigern; um sich aber noch mehr zu versichern, daß der entworfene Plan gewiß vollzogen werde, verboth er ausdrücklich den Kreuzfahrern ihre Waffen gegen Christen zu gebrauchen, und befahl ihnen sogar, im Fall diese ihrem Zuge Hindernisse entgegenstellen sollten, bevor sie solche angriffen, erst die Befehle des heiligen Stuhls einzuholen.

Als die Deputirten der Pilger die Verpflichtung unterzeichneten, 85,000 Mark Silber zu zahlen, hatten sie mehr ihren Eifer als ihre Mittel in Betracht gezogen. Die Fürsten und Barone kamen nach einander an; allein einige der vornehmsten Kreuzfahrer, besonders Theobald, Graf von Champagne, waren ge-

ſtorben. Andere hatten auf dieſe Unternehmung verzichtet, oder ſich anderwärts hingewendet, ſo daß ſich nicht die Hälfte der Herrn auf dem Sammelplatz einfanden, die zu Anfang für dieſen Zug das Kreuß genommen hatten. Alle zuſammen vermochten nicht, die verſprochene Summe, die im Voraus bezahlt werden ſollte, herzuſchießen. Durch eigene Schatzung der Kreuzfahrer wurde kaum die Hälfte angeſchafft; die Häupter verſetzten ihr Silbergeſchirr und ihr koſtbarſtes Geräth; allein trotz aller dieſer Anſtrengungen fehlten noch 34,000 Mark an der feſtgeſetzten Summe. Die Schiffe waren bereit, die Kreuzfahrer ungeduldig abzuſegeln, und die Venetianer feſt entſchloſſen, ihnen nicht zu borgen. Der Doge, überzeugt, daß das Geld nicht herbeygeſchafft werden konnte, that den Baronen den Vorſchlag, von der Republik eine Friſt zu Bezahlung dieſer Schuld zu erlangen, unter der Bedingung, ihr zu helfen, daß Zara wieder zum Gehorſam gebracht werde. Das hieß ſo viel, als ihnen vorſchlagen, Krieg gegen den König von Ungarn zu führen. Die Befehle des Papſtes waren dieſem geradezu entgegen; mehrere Kreuzfahrer äuſſerten darüber laut ihre Gewiſſensſcrupel; der Cardinal-Legat, der ſich damahls in Venedig aufhielt, wollte ſich dieſer Unternehmung widerſetzen, allein Dandolo ſtellte mit Feſtigkeit vor, daß der Papſt nicht das Recht hätte, und auch nicht beabſichtigen könne, eine rebelliſche Stadt in Schutz zu nehmen; daß wenn man nicht Meiſter von Zara wä-

re, bevor die Unternehmung beginnen werde, die Schiffe dieser feindlichen Stadt die Communication zwischen Venedig und Palästina abschneiden könnten; daß endlich dieß die einzige Bedingung sey, unter welcher die Republik die Entfernung ihrer Flotte gestatten könne, und daß, was den Cardinal beträfe, wenn er mit zu Schiffe gehen wollte, er als Prediger der Kreuzfahrer, nicht aber als Legat aufgenommen werden sollte. Diese kräftige Erklärung hob alle Schwierigkeiten, der Cardinal reiste nach Rom ab, und die Kreuzfahrer entschlossen sich, ihre Pilgerfahrt mit der Belagerung von Zara zu beginnen. Es war dieß im Monath October 1202. Alles war zum Aufbruch bereit. Der Marquis von Montferat war von den französischen Baronen zum Anführer der Armee erwählt worden, und es war nur noch der Befehlshaber der Flotte zu bestimmen. Nachdem man Gebethe für den Erfolg der Unternehmung angestellt hatte, bestieg der Doge die Tribune der St. Marcus-Kirche, bath die Republik, ihm zu gestatten, daß er das Kreuz nehme, und erklärte, daß er bereit sey, sich an die Spitze der venetianischen Armee zu stellen, und die Kreuzfahrer zu begleiten, nicht nur nach Zara, sondern überall, wo ihr Eifer sie hinführen dürfte, und er würde sich glücklich schätzen, wenn er das Ziel eines schon so lange dauernden Lebens im Kampfe für die Befreyung des heiligen Grabes finden könnte.

Ein solcher Entschluß von einem ein und neunzigjährigen Greise, der noch die ganze Kraft des reifen Alters besaß, mußte eine mit Rührung vermischte Bewunderung hervorbringen. Er stieg unter dem lauten Beyfallsruf der versammelten Menge von der Tribune herab, kniete vor dem Altare nieder, und ließ sich das Kreuz an seine herzogliche Mütze heften. Sein Sohn Rainer Dandolo wurde ernannt, während seiner Abwesenheit seine Stelle zu vertreten. Venedig sah seinen Dogen abfahren, die Fahne des heiligen Markus auf einer Flotte von beynahe funfhundert Segeln aufsteckend, auf welcher sich ein Heer von ungefähr 40,000 Mann und einem vornehmen Adel befand, dessen Schilder am Rande der Schiffe aufgestellt waren, und dessen Wimpel an den Spitzen der Masten wehten. Die Belagerung von Zara beginnen, hieß ein empörtes Volk zum vierten Mahle zur Pothmäßigkeit bringen wollen, welches um so mehr zum Widerstand entschlossen war, als es bereits die Möglichkeit dazu gesehen hatte, und sich der Verzeihung weniger würdig fühlte; es hieß einen mächtigen Fürsten angreifen, der in seiner Eigenschaft als Christ und selbst ein Kreuzfahrer, sich unter dem Schutze des heiligen Stuhls befinden mußte, es hieß endlich, den Blitzen Roms Trotz bieten.

Zara hatte eine mit starken Thürmen versehene Ringmauer, und wurde von einer ungarischen Garnison vertheidigt. Der Hafen war durch eine eiserne Kette gesperrt, welche gesprengt werden mußte, um

den Ort völlig einzuschließen; die venetianische Flotte vollbrachte dieß. Man traf Anstalten zum Sturm, und schon waren die Anführer versammelt, um die nothwendigen Verabredungen zu treffen, als der Abt Devaur le Sernay, einer der Kreuzfahrer, mit einem Briefe vom Papste in der Versammlung erschien. Im Nahmen des heiligen Vaters sagte er, verbiethe ich Euch, diese Stadt anzugreifen; sie wird von Christen bewohnt, sie gehört einem Fürsten, der Kreuzfahrer ist, Ihr seyd es auch, und wenn Ihr dem Verboth trotzt, so seyd Ihr mit dem Bann belegt." Diese Drohung erschütterte mehrere von den Anführern. Der Graf von Montfort erklärte, er könne dem Papste nicht ungehorsam seyn. Allein die Venetianer zürnten so sehr gegen den Redner, daß sogar sein Leben in Gefahr gerieth. Sie litten nicht, daß er den Brief von Innocenz III. las, und forderten die Franzosen auf, ihre Verbindlichkeit zu halten. Hier mußte man nun wortbrüchig oder dem Papste ungehorsam werden. Die mehresten dieser Ritter hielten dafür, daß sie vor allen sich tapfer zeigen müßten. Es wurde demnach fünf Tage lang gestürmt, und die Belagerten, die rund um die Mauer Kreuze aufgestellt hatten, verzweifelten endlich, so lebhaften und anhaltenden Angriffen Widerstand leisten zu können, und ergaben sich auf Discretion. Man ließ ihnen nur das Leben. Die Stadt wurde der Plünderung preisgegeben und ihrer Mauern beraubt. Schon fünf Tage dauerten die Greuel, als zwischen den Siegern ein

Streit entstand. Die Theilung der Beute oder die Einrichtung der Quartiere war die Ursache desselben. Man schlug sich wüthend eine ganze Nacht hindurch, und von beyden Seiten blieb viel Volk; allein die Venetianer, die geringer an Zahl waren, verloren am mehrsten. Der Doge und die vornehmsten Anführer des französischen Heeres stürzten sich unter die Kämpfenden, um sie zu trennen. Es gehörten acht Tage dazu, ehe man es dahin bringen konnte, dem Blutvergießen ein Ende zu machen.

Natürlich wurde diese Zwietracht als eine gerechte Strafe für den Ungehorsam betrachtet, den die Kreuzfahrer sich gegen den heiligen Stuhl hatten zu Schulden kommen lassen. Der Papst, welcher die Franzosen geeigneter zur Unterwerfung erachtete, als die Venetianer, ließ strenge Vorwürfe an sie ergehen. Sie schickten einen Bischof und drey Ritter an ihn ab, um sich wegen der Nothwendigkeit zu entschuldigen, in der sie sich befunden hätten, ihre Verpflichtungen gegen ihre Bundesgenossen, ohne deren Hülfe sie ihre fromme Unternehmungen nicht vollenden konnten, zu erfüllen. Sie baten ihn, sie der Censur die sie sich zugezogen hatten, zu entheben, und verlangten seine Befehle über das Benehmen, welches sie fernerhin gegen die Venetianer zu beobachten hätten. Der Papst antwortete, daß sie sich immerhin der Schiffe der Republik bedienen könnten, aber nur unter der Bedingung, daß sie sich sobald als möglich von einem Volke trennten, welches so sehr in seinem

Ungehorsam verhärtet sey, daß es nicht einmahl um Absolution bäthe; daß, was sie selbst beträfe, sie alle Beute, so sie gemacht hätten, wieder herausgeben, und ihren Eid der Treue gegen die Kirche erneuern müßten. Die französischen Kreuzfahrer hatten demüthig um Verzeihung, und diese wurde ihnen auch bewilligt. So war es aber nicht mit den Venetianern: der neunzigjährige Greis, der sich an ihrer Spitze befand, setzte stets den Ansprüchen des römischen Hofes die ehrfurchtsvollste Festigkeit entgegen, behauptete, dieser dürfe sich nicht in die Angelegenheiten der Republik mischen, und wollte nicht einmahl um die Absolution von der Censur bitten.

Die Jahreszeit war zu weit vorgerückt, als daß es, nach dem Urtheile erfahrner Männer, vorsichtig gewesen wäre, einen Zug zur See gegen eine feindliche Küste zu unternehmen. Man beschloß demnach, die Flotte in dem Hafen von Zara überwintern zu lassen. Während des Aufenthalts der Kreuzfahrer in dieser Stadt langte eine Gesandtschaft an, die ihre Mitwirkung zu einer Unternehmung, die von der, für welche sie die Waffen ergriffen hatten, gar sehr verschieden war, in Anspruch nahm.

Das Reich von Constantinopel war seit langer Zeit von einem Usurpator auf den andern übergegangen. Die Comnene verdienten keinen andern Nahmen. Manuel hatte den Thron seinem neunjährigen Sohne hinterlassen. Sein Vetter Andronicus gelangte dahin, sich neben diesem Kinde auf denselben zu setzen,

ließ es das Todesurtheil ſeiner Mutter unterſchreiben, und brachte es endlich ums Leben. Als dieſer Andronicus durch Verbrechen Herr des Reiches geworden war, machte er ſich durch eine gute Regierung desſelben würdig. Er brachte ſtrenge Ordnung in die Finanzen, zeigte ſich ſehr geſchickt in der Wahl der Statthalter und der andern obrigkeitlichen Perſonen, wog die Geringen und Vornehmen mit derſelben Wagſchale, ſteuerte den Religionsſtreitigkeiten und ehrte die Gelehrten, obgleich er ſelbſt nur oberflächliche Kenntniſſe beſaß. „Unter ihm, ſagt Nicetas, ruhte jeder mit Sicherheit im Schatten ſeiner Bäume, und nährte ſich von ihren Früchten, und diejenigen, welche unter dem Unglück der eben verfloſſenen Zeit vergraben waren, wachten beim Beginn ſeiner Regierung wieder auf.“

Er war ſchon alt, als er die eilfjährige Anna von Frankreich heirathete, die man mit Alexis verlobt hatte. Wenn er noch einige Jahre mehr regiert hätte, ſo wäre vielleicht das Staatsſchiff nicht geſcheitert. Allein obgleich Andronicus ſeine Uſurpation durch den Patriarchen und ein Concilium hatte legitimiren laſſen, ſo wurde er doch von dem Throne geſtürzt, den er ſo vielen Verbrechen zu verdanken hatte.

Iſaak Angelus, der ihm in der Regierung folgte, gab ihn der Wuth des Pöbels Preis. Man kann unmöglich alle Barbareien ſchildern, die an dieſem großen Verbrecher verübt wurden. Nachdem ſie ihm die Backen zerfleiſcht, den Bart und ein Auge ausge-

riſſen, und eine Hand abgehauen hatten, wurde er in Conſtantinopel herumgeführt, geſchmäht und auf vielfältige Weiſe beſchimpft, und dann an den Füßen aufgehangen. Dieſe Todesmarter dauerte drei Tage.

Der neue Kaiſer, der dieſe Abſcheulichkeiten zuließ, war ein feiger Menſch, der von ſeinem Bruder Alexis der Regierung und der Augen beraubt und dann in ein unterirdiſches Gefängniß geworfen ward. Dieſer Alexis regierte ſeit einigen Jahren in Conſtantinopel, als die Kreuzfahrer ſich einſchifften, um die heiligen Orte zu befreien.

Ein junger Menſch, der Sohn Iſaak's, der aus dem Kerker, in welchem ſein Onkel ihn gefangen hielt, entkam, durchreiſte Europa, und bemühte ſich, Rächer für ſeinen Vater aufzufinden. Dieſer Prinz hieß ebenfalls Alexis. Er hatte ſich an den Papſt, an die Venetianer, an die Kreuzfahrer gewendet, ohne etwas anderes, als fruchtloſes Mitleiden zu erlangen. Die Venetianer konnten keine Neigung für dieſe Familie hegen, weil unter den Fehlern, welche die Fürſten dieſes Nahmens ſich vorzuwerfen hatten, nähmlich unter vielen Handlungen der Grauſamkeit, des Geizes und der lächerlichſten Eitelkeit, ſie die Völker unterdrückt hatten, um unerhörte Verſchwendungen beſtreiten zu können, wobei denn auch die venetianiſche Colonie nicht geſchont wurde, welche ſie ſogar in Conſtantinopel ſelbſt mit der Colonie der Piſaner in Händel brachten. Die Fürſten des Occidents, die von dem jungen Alexis angeſprochen wurden, be-

schränkten sich darauf, ihm den Rath zu geben, seinen Schwager, den Kaiser Philipp von Schwaben um Hülfe anzurufen. Man hatte ihm zu verstehen gegeben, daß, wenn der Kaiser seine Streitkräfte mit denen der Kreuzfahrer zur Eroberung von Palästina vereinigen wolle, diese sich dadurch erkenntlich zeigen würden, daß sie ihm darin beiständen, Isaak wieder auf den Thron zu setzen.

Die Gesandten, welche in Zara anlangten, kamen, abseiten Philipps. Als sie zur Audienz im Pallaste des Dogen, wo die Heerführer versammelt waren, gelassen wurden, sagten sie: „Wir sind vom König der Römer an Euch abgesandt; er wünscht Euch den jungen Prinzen, seinen Schwager, anzuvertrauen. Ihr habt einen gefährlichen Kriegszug übernommen, um die Ansprüche der Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten; wenn Ihr einen Unterdrückten rächet, so heißt das Euer Gelübde erfüllen. Was aber ist billiger, als diejenigen wieder in ihre Güter einzusetzen, die man derselben beraubt hat? Wenn Ihr den Prinzen von Constantinopel unterstützet, so bietet er Euch das an, was am wirksamsten zum Wohl der Kirche und zur Eroberung des heiligen Landes beizutragen vermag. Erstlich, wenn Gott gestattet, daß Ihr Alexis wieder in sein Erbtheil einsetzet, so wird dieser Fürst die ganze Kirche des Orients wieder unter den Gehorsam der römischen Kirche, von der sie seit so langer Zeit getrennt ist, bringen. Zweitens wird er, da er weiß, daß Euer Unternehmen Euch bereits

große Opfer gekostet hat, Euch zweimahl hunderttausend Mark Silbers zahlen und Lebensmittel für Eure ganze Armee liefern, er selbst wird Euch nach Ägypten begleiten, oder, wenn Euch das lieber ist, zehntausend Mann in seinem Solde dahin schicken, und sie ein Jahr lang dort lassen. So lange er lebt, wird er fünfhundert Ritter zur Vertheidigung des heiligen Landes unterhalten. Das sind die Bedingungen, die wir Euch anzubieten ermächtiget sind."

Also schlug man den Kreuzfahrern einen neuen Bruch der Verbothe des Papstes vor. Es sollte abermahls ein christlicher Furst angegriffen werden, der freilich sich des Throns angemaßt hatte, aber doch den Thron eines Usurpators; und die Eroberung des griechischen Reichs wurde nur als ein Vorläufer, als eine Episode der Befreiung des heiligen Landes betrachtet.

Einige schrieen, es hieße dieß das Gelübde verletzen und zum zweiten Mahle den Bann verdienen; die Andern antworteten, daß es, um dieses Gelübde zu erfullen, kein besseres Mittel gebe, als sich der Allianz des griechischen Kaisers zu versichern, und daß diese mächtige Mitwirkung der Preis des größten Dienstes seyn musse. Die Pilger stritten so eifrig hierüber, daß sie erbittert wurden und sich entzweiten. Mehrere verließen ein Heer, welches sich offenbar gegen den Papst empörte; funfhundert derselben warfen sich zugleich in ein Fahrzeug, welches sank. Dieser Abfall schwächte das Heer beträchtlich; allein die Venetianer, welche das Verboth des Papstes in dieser Hin-

ſicht nicht als geſetzmäßig betrachteten, und in Conſtantinopel ganz andere Intereſſen wahrzunehmen hatten, als in Paläſtina, waren ſo beharrlich, daß der im Nahmen des Kaiſers vorgeſchlagene Vertrag unterzeichnet ward. Die Venetianer hatten zwei Hauptklagen gegen den Kaiſer von Conſtantinopel. Manuel Comnenus hatte, als er, nach der Confiscation ihrer Schiffe und Waaren, ſich mit ihnen wieder ausſöhnte, ihnen eine Entſchädigung von 1,500,000 Gold-Piſanen verſprochen. Seine Nachfolger hatten die Zahlung dieſer Schuld verabſäumt, und es waren davon noch 200,000 Piſanen rückſtändig; noch mehr aber hatten dieſe Kaiſer den Unwillen der Venetianer dadurch verdient, daß ſie zu Gunſten der Piſaner ſich parteilich zeigten, und ihnen große Vorrechte einräumten. Es gibt gleichzeitige Hiſtoriker, welche dieſen Entſchluß der Venetianer auf eine andere Weiſe erklären; ſie meſſen ihn eben ſo ſehr der Beſtechung als dem Haſſe bei. Ihrer Angabe nach hätte der Sultan Malek Adel, um das Ungewitter, welches Ägypten zu bedrohen ſchien, abzuwenden, beträchtliche Summen nach Venedig geſchickt. Die Sache iſt möglich; allein ſie iſt nicht erwieſen, und es wäre auch nicht unmöglich, daß der römiſche Hof, deſſen Befehle ſie übertraten, ſo wie die Chriſten von Paläſtina, die von denen verlaſſen wurden, welche ſie für ihre Vertheidiger hielten, dieſe Verläumdung in Aufnahme gebracht hätten. Alle Welt ſchickte nun nach Rom; die Einen, um dieſe neue Maßregel zu

rechtfertigen, die Andern, um die Verkammung derſelben zu bewerkſtelligen. Der Uſurpator des Thrones von Conſtantinopel ſelbſt wendete ſich an den Papſt, um ihn zu vermögen, das Ungewitter zu beſchwören. Innocenz III. hätte wohl gerne das griechiſche Reich unter ſeinen Gehorſam zurückbringen, und der Schiedsrichter dieſes großen Streits werden mögen. Er befahl den Kreuzfahrern von neuem, gerade dem heiligen Lande zu Hülfe zu kommen, und erneute ſeine Bann-Drohungen. Dieſe blieben aber ohne Wirkung. Am 7. April 1203 ging die Flotte, nachdem die Mauern von Zara trotz des Schutzes, unter welchen der Papſt dieſe Stadt genommen hatte, vollends geſchleift worden waren, wieder unter Segel.

Corfu war als Sammelplatz des Heeres beſtimmt. Dort ſah man mit Freuden den jungen Alexis mit vielen deutſchen Rittern, die er am Hofe Philipps geworben hatte, anlangen. Der Prinz von Conſtantinopel, der bis dahin zu Rom, zu Venedig, und ſelbſt am Hofe ſeines Schwagers nichts als Vertröſtungen und Rathſchläge erlangt hatte, wurde beym Anblick eines Heeres tapferer Männer, die ſich ſeiner Sache anzunehmen entſchloſſen waren, daß er ſich den Dogen und den Marquis von Montferrat zu Füßen warf, um ihnen ſeine Dankbarkeit anzubiethen. Der Unglückliche! Er wußte nicht, wie gefährlich es ſey, den Arm Anderer aufzufordern, um eine Krone wieder zu erobern.

Obgleich die Entwürfe der Kreuzfahrer gegen das griechische Reich seit mehreren Monathen öffentlich bekannt, obgleich, wie es heißt, im Hafen von Constantinopel funfzehnhundert Schiffe vorhanden waren, so traf das Heer auf seiner Fahrt doch kein Hinderniß. Die Inseln, wo es landete, ergaben sich ohne Widerstand, und erkannten Isaak, den Vater des jungen Alexis, als Kaiser an. Dieses, durch langdauernde Streitigkeiten schon geschwächte Reich wurde es noch mehr durch eine schmähliche Verwaltung. Der Kaiser Alexis hatte anfänglich nur mit Spott von den Anstalten der Lateiner gesprochen und verschmäht, selbst welche zu treffen. In Weichlichkeit versunken, überließ er die Ruder des Staats einem Schwager, der alle Marine-Vorräthe zu seinem eigenen Vortheile verkauft hatte, und Verschnittenen, welche durchaus nicht gestatten wollten, daß man in den zur Jagd des Fürsten bestimmten Wäldern Bäume fälle. Als das Geräusch der feindlichen Waffen bis in die Gärten drang, wo der Kaiser unter Wollüsten sich dem Murren seines Volkes entzog, als die aufgeschreckten Höflinge die Täuschung nicht mehr verlängern konnten, da zog man eilfertig die Truppen aus den Provinzen herbey, da wollte man eine Flotte ausrüsten, aber es war nicht mehr Zeit; die Schiffe waren ohne Taue und Segel, ohne Matrosen, und die Kaiserstadt, damals gewiß die größte der civilisirten Welt, sah die venetianische Flotte sich ohne Hin-

derniß ausbreiten, und am Fuße der Mauern einen neuen Kaiser ans Land setzen.

Am Ende Junius zeigte sich diese Armee an der Einfahrt der Dardanellen. Man sammelte sich vor Abydos, die fünfhundert Segel fuhren hinter einander die Meerenge entlang, bedeckten das Wasserbecken des Propontis, und strichen mit wehenden Flaggen so nahe an den Mauern von Constantinopel hin, daß mehrere Schiffe von dort mit Pfeilen und Steinen beschossen wurden, und wieder hinaufschossen. Als man diese prächtige Stadt, ihre Dome, ihre hohen Mauern mit den vierhundert Thürmen, und das unzählbare Volk, welches sie bedeckte, sah, sagt ein Augenzeuge, gab es kein Herz, das noch so zuversichtlich und muthig war, welches nicht geschaudert hätte, und das nicht ohne Ursache, weil seit Erschaffung der Welt keine so hohe Unternehmung von einer so kleinen Anzahl Menschen geschehen war; und jeder warf die Augen auf seine Waffen.

Die Armee landete an der mittäglichen Seite des Bospbors. Von dort aus sah man auf der entgegengesetzten Küste das ausgedehnte Amphitheater, welches den Golf von Chrysoceras krönt; im Hintergrunde den Pallast des Kaisers, welcher auf der einen Seite der Hauptstadt den ganzen Raum zwischen dem Golf und dem Propontis einnahm, die Citadelle am äußersten Ende der Spitze von Europa, auf der andern Seite die Vorstadt Pera und den Thurm von Gallata, an der Einfahrt des Hafens zwanzig

Galeeren längs der Kette, die ihn sperrte, und am Strande ein Lager von sechzigtausend Mann, in dessen Mitte sich das kaiserliche Zelt erhob.

Die Griechen und Lateiner waren nun einander gegenüber, nur durch einen Canal getrennt. Nichts deutete Anstalten an, den Übergang streitig zu machen, wohl aber waren deren vorhanden sich der Landung zu widersetzen, und es war nicht gut vorauszusehen, wie eine Armee von vierzigtausend Mann, die schon von einem Feldzuge geschwächt war, eine Stadt bezwingen sollte, aus der, wie man sagte, viermahl hunderttausend Streiter ausziehen konnten. Das glauben wir nun eben nicht, denn einige Jahre vorher hatte Isaak Angelus Mühe gehabt, zweytausend Mann aufzubringen, um sie einem seiner Hauptleute entgegenzubringen, der sich als Kaiser hatte ausrufen lassen.

Die Lateiner begannen mit der Plünderung von Chalcedon, so wie eines Pallastes, den der Kaiser auf der Küste von Asien hatte. Sie blieben einige Tage zu Chrysopolis, um dort Lebensmittel zusammenzubringen, und eine ihrer Streifparteyen warf einen Haufen von fünfhundert griechischen Reitern. Mittlerweile erschien ein Officier des Kaisers vor den Anführern der Kreuzfahrer, und redete sie folgender Maßen an: Dem Kaiser, Ihr Herren, ist es nicht unbekannt, daß Ihr die größten unter den Fürsten seyd, die nicht die Krone tragen, und daß Ihr den tapfersten Nationen der Welt angehört; er kann aber

nicht begreifen, aus welchen Beweggründen und in welcher Absicht Ihr in seine Staaten gekommen seyd. Er ist Christ wie Ihr; er weiß, daß Ihr die Befreyung des heiligen Grabes unternommen habt. Bedürft Ihr Lebensmittel oder Unterstützung, so wird er sie Euch gerne zukommen lassen, wenn Ihr sein Gebieth räumt. Mit Leidwesen würde er sich genöthigt sehen, Euch anzugreifen, wie es in seiner Gewalt steht. Denn wenn Ihr auch noch zwanzig Mahl stärker wäret, als Ihr wirklich seyd, so würde nicht einer von Euch entkommen, wenn mein Herr Gebrauch von seinen Kräften machen wollte.

Die Prahlerey machte nur geringen Eindruck auf die Kreuzfahrer. Conon von Bethune antwortet in ihrem Nahmen: „Schöner Herr (Beau Sire), Ihr habt uns gesagt: daß Euer Herr sich wundere, daß unsere Herren und Barone in sein Gebieth gekommen sind. Dieses Gebieth ist aber nicht das seinige, da er es Gott und dem guten Rechte zuwider inne hat. Es gehöre seinem Neffen, den Ihr hier unter uns sitzen sehet, dem Sohne des Kaisers Isaak. Wenn aber Euer Herr sich seiner Gnade überlassen, und ihm die Krone wieder herausgeben will, so wollen wir uns bey dem rechtmäßigen Fürsten verwenden, auf daß er seinen Onkel verzeihe, und ihm ein ehrenvolles Daseyn lasse. Künftig seyd nicht wieder so kühn, einen solchen Auftrag zu übernehmen.

Tags darauf versuchte man, dem Volke von Constantinopel den jungen Prinzen zu zeigen. Alle

Galeeren gingen unter Segel; Alexis ſtand auf dem Verdeck der Capitäne zwiſchen dem Dogen und dem Marquis von Montferrat. Man ſtrich an den Wällen hin und rief: Hier iſt Euer rechtmäßiger Prinz, den wir Euch wieder zuführen. Wir kommen, Euch zu helfen, nicht aber Euch ein Leides zuzufügen, wenn Ihr ſelbſt Eure Pflicht thut. Allein dieſer Anblick und dieſe Worte brachten durchaus keine Wirkung hervor. Der Angriff mußte begonnen werden, und man beſchloß, den Übergang und die Landung im Angeſicht der feindlichen Armee zu unternehmen. Am 5. July bey Sonnenaufgang, nachdem vorher eine feyerliche Meſſe geleſen war, ſtieß die ganze Armee vom aſiatiſchen Ufer ab.

Balduin, Graf von Flandern, commandirte den, großentheils aus Bogen- und Armbruſtſchützen beſtehenden Vortrab. Die Führer der vier Diviſionen des Schlacht-Corps waren Heinrich, Bruder des Grafen von Flandern, der Graf Hugues von St. Paul, Ludwig, Graf von Blois, und Matthieu von Montmorency. Unter ihnen commandirten noch mehrere Edle aus Frankreich, deren Namen Villehardouin in ſeiner Geſchichte aufbewahrt hat. Die Reſerve wurde vom Marquis von Montferrat angeführt. Sie beſtand aus Italienern, Delphinaten, und Deutſchen. Jede Galeere zog ein mit Truppen beſetztes Schiff im Schlepptau nach. Die Paniere wehten, die Trompeten erſchallten, die Ritter, vom Kopf zu Fuß gepanzert, welche der griechiſche Geſchichtſchreiber uns

Schwert neben ihn zu legen, um dadurch anzuzeigen, er sey gleichsam bereit, mit dem Tode selbst anzubinden. Als Bayard, einer der tapfersten und gebildetsten Ritter Frankreichs unter Franz I., in der Schlacht sich tödlich verwundet fühlte, befahl er seinen Gefährten, ihn mit dem Rücken an einen Baum zu lehnen, mit seinem Schwert in der Hand, und starb so im Anblick seiner siegenden, doch mitleidsvollen Feinde.

Inhalt

des zweyten Bändchens.

Seite.

Der Tyroler Oswald von Wolkenstein; Diplomat, Kriegsmann, Dichter, Muſiker 1

Johnie Armſtrong 24

Die Minnehöfe, Urſprung, Verbreitung, Einrichtung, Verfahren, Geſetze und Regeln der Urtheile, Entſcheidungen, Untergang 30

Des Abts von Ottobeuren Stiftungsurkunde einer Buchdruckerey 76

Geſchichte der Rechenkunſt 80

Die Liebhaber auf der Probe, und vom Marcipan. Ein Stammbuchs-Schwank 91

Caſtruccio Caſtracani. Eine italieniſche Geſchichte der Vorzeit 80

Seltſamer Titel eines orientaliſchen Fürſten . . 121

Herrn von Kempelens Schachmaſchine in England . 124

Die Tulpe 134

Ausſprüche der Minnehöfe 139

Vom Eid 154

Seite.

Von der Galanterie der Ritterwelt 161
Die Tanzmanie 172
Graf Ludwig von Lodron 1538 181
Die Feſtung Fescamp 186
Geſchichte der Guillotine 190
Conſtantinopels Belagerung und Wiedereinſetzung des Iſaak Angelus 200
Zwergſagen 231
Vom Alter des Ritterthums 233